Bilder

aus dem

Leben und der Natur,

gesammelt und geordnet

von

Christoph Karl Hornung,
evang. Pfarrer in Ansbach.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Ansbach, 1852.
Verlag von C. H. Gummi.

Lesebuch

für

die Jugend,

herausgegeben

von

Christoph Karl Hornung,
evang. Pfarrer in Ansbach.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Ansbach. 1852.
Verlag von C. H. Gummi.

Druck der Brügel'schen Officin.

Dein Auge blicke frei und klar,
Und deine Zunge rede wahr,
Dein Ohr sey taub für bösen Scherz,
Ein Tempel Gottes sey dein Herz.

Vorwort.

Dieses Vorwort soll zunächst ein Fürwort für seinen Vorgänger, eine Rechtfertigung des Titelblattes seyn, das eine verbesserte und vermehrte Auflage ankündigt. Wer sich die Mühe geben wollte, diese dritte mit der zweiten zu vergleichen, würde wohl überall Spuren der bessernden Hand finden. Aber auch schon der erste Anblick des Buches zeigt, daß das Papier weißer, das Format breiter, die Zahl der Bogen größer worden ist. Die Zahl der Lesestücke dagegen ist von 236 auf 209 herabgesunken, weil etliche größere Aufsätze eingefügt worden sind, namentlich in der Abtheilung von den Elementen: Erlebnisse von Seefahrern, Erzählungen von Feuersbrünsten u. dgl. Auch die wilden Thiere, welche in Asien, Afrika und Amerika durch das Vordringen der Cultur immer mehr beschränkt und vertilgt werden, haben in diesem Buche weiter um sich gegriffen, so daß die zahmen sich in einen engeren Raum zusammendrängen lassen mußten, was aber die Leser, besonders die jüngeren, nicht bedauern werden. Ihnen zu Gefallen sind auch manche Fabeln beseitigt worden, deren Versmaß schwer zu behalten ist. Dafür habe ich viele kleine Lieder, die Jahres- und Tageszeiten ꝛc. betr. aufgenommen, welche Jung und Alt mit Freuden liest und lernt und wohl auch singt. Noch manches ließe sich außerdem anführen, was in der Absicht geschehen ist, daß das Buch seinem Zwecke und den Wünschen der Leser, insbesondere auch dem von dem Herrn Verleger vorgeschlagenen zweiten Titel: „Bilder aus dem Leben und der Natur," mehr entsprechen möge als in den früheren Auflagen. Damit in den Schulen die zweite neben der dritten noch fortgebraucht werden könne, habe ich im ersten Register die Seitenzahlen der Abschnitte, welche aus der zweiten Ausgabe beibehalten worden sind, aus dieser beigesetzt. Wenn ich endlich noch bemerke, daß die Mehrzahl der Gedichte von Hey, Rückert, Göthe, Schiller und Uhland ist, unter den Verfassern der prosaischen Stücke aber Schubert und Jubitz voranstehen, und daß ich aus Barth's Jugendblättern und aus Missions-Berichten noch etliche sehr anziehende und werthvolle Erzählungen beigebracht habe, so glaube ich zur Bezeichnung und Empfehlung dieses neubearbeiteten Buches genug gesagt zu haben.

Großen Dank bin ich aber mit den Lesern auch noch Herrn Professor Dielitz in Berlin schuldig für einige sehr interessante Geschichten, die ich aus seinen „Kosmoramen und Panoramen" entlehnt habe. Diese musterhaft geschriebenen, mit bunten Bildern geschmückten und auch sonst sehr gut ausgestatteten Bücher gehören zu den vorzüglichsten Jugendschriften, und eignen sich vor vielen andern zu Festgeschenken. Daß die Fülle der Belehrung und Unterhaltung, welche diese beiden Sammlungen so wie die früher von demselben Verfasser herausgegebenen „Lebensbilder, Land- und Seebilder, Reisebilder, Skizzenbuch, Naturbilder und Völkergemälde" — darbieten, von dem Publikum erkannt worden ist, erhellt daraus, daß sie im Verlaufe weniger Jahre bereits in der zweiten, einige auch schon in der dritten und vierten Auflage erschienen sind.

Ich kann aber diese Vorrede nicht mit gutem Gewissen beschließen, wenn ich nicht vor meinen freundlichen Lesern öffentlich wiederhole, was ich bei der erheiternden, mir innig wohlthuenden Beschäftigung mit diesem neuen Lesebuche gar oft in der Stille gethan habe, nämlich daß ich dem Allgütigen danke für die

Gnade, deren Er mich gewürdigt, einen kleinen, bescheidenen Beitrag zur Bildung der Jugend liefern zu dürfen. Ja, Ihm sey Dank und Lob für die Freudigkeit, die Er mir zu dieser Arbeit beschert, während viele andre Berufsgeschäfte mich in Anspruch nahmen. Sein Segen sey mit diesem Buche, daß es in seiner Weise, in seinem beschränkten Wirkungskreise etwas beitrage zur Heiligung Seines Namens, zur Ausbreitung Seines Reiches, zur Ausrichtung Seines gnadenvollen Willens. Mögen viele jugendliche Seelen einstimmen in den Aufruf des heiligen Sängers, mit welchem dieses Buch beginnt: Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Mögen sie lernen, Leben und Tod, Glück und Schmerz so zu würdigen, wie Fouqué in dem letzten Abschnitte dieser Sammlung sie ansehen und anwenden lehrt, also daß ihnen jede Freude dieser Zeit ein Unterpfand des ewigen Heiles werde, jeder Schmerz sie treibe zu dem Herzen des treuen Vaters, der uns alle je und je geliebt, und uns zu sich ziehen will aus lauter Güte. Sein Erbarmen thue uns die Augen und Ohren auf, daß wir in allen sichtbaren Dingen erkennen die Hand des Unsichtbaren, in allen irdischen Ereignissen das Walten der himmlischen Weisheit, daß dem gezüchtigten und geläuterten Herzen das Weltall werde ein liebes, trautes Haus, leuchtend und klingend von der Herrlichkeit der ewigen Liebe, von oben gesandt und erwiesen, von unten erkannt und gepriesen. Dann wird uns einst der Tod, trotz all seiner Schrecken, ein Rettungsboot seyn aus der Schiffbruchsnoth menschlichen Sinnens und Treibens.

Meinem Lebewohl füge ich für ernstere Gemüther noch einige Sprüche von Fouqué bei, die in dem Buche keinen Raum mehr gefunden haben:

Wer Mindres als den Himmel will,
Wird nie auf Erden froh und still;
Wer ringt nach ew'ger Herrlichkeit,
Wird still und froh auch in der Zeit.

* * *

Frag nicht, du armer Pilger auf Erden,
Ob andre sich dein erbarmen werden?
Erbarme nur du dich stets der andern:
So wirst du zum ew'gen Erbarmen wandern.

* * *

Präg, o Herz, im Weltgedränge
Dir dieß goldne Sprüchwort ein:
Wär dir nie die Welt zu enge,
Würde nie der Himmel dein.

* * *

Mag im Leid ich ganz ertrinken,
Nach dem Anschein rettungslos:
Mein Ertrinken wird ein Sinken
In der ew'gen Liebe Schoos.

Ansbach, am 24. Nov. 1851.

K. Hg.

Inhalt.*)

		Seite II.	III.
1.	Von dem Schöpfer der Welt. Schubert.	1.	1
2.	*Wo wohnt der liebe Gott? Hey.	1.	1
3.	Die Erde und die Sonne. Hebel.	2.	2
4.	*Gottes Hand. Hey.	5.	4
5.	Die Wunder des Mikroskops. A. d. Jugendblättern.	6.	5
6.	*Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Hey.	11.	11
7.	Das Hirtenbüblein. Brüder Grimm.	12.	11
8.	*Räthsel, von den vier Elementen.	12.	12
9.	Das Meer. Jubitz. Chamisso. Irving.	13.	12
10.	Das Gräßlichste. Chamisso.	17.	16
11.	*Meeres-Stille. Göthe.	17.	16
12.	*Glückliche Fahrt. Göthe.	17.	16
13.	*Der Schiffbruch. Herder.	17.	16
14.	Weicht, ihr Angstgedanken. Nach Missions-Berichten.		17
15.	Die Felsenwarte. Aus den Jugendblättern.		22
16.	Rettung aus dem Strome. Aus Missions-Berichten.		27
17.	Der kühne Fischer.		28
18.	*Das Lied vom braven Manne. Bürger.		29
19.	Herzog Leopold v. Braunschweig. Vogel. Lotter.		31
20.	Die letzte Freude eines Kaisers. Lotter.		34
21.	Der Tod im Berufe. Lotter.		34
22.	Der schwimmende Leuchtthurm. Dielitz.		36
23.	Die Schiffbrüchigen. A. d. Jugendblättern.		47
24.	Eisberge. A. d. Jugendblättern.		51
25.	Das eingefrorne Schiff. Mag. f. d. Liter. d. Ausl.		53
26.	*Abendgottesdienst auf dem Meere. Schütze.		55
27.	Der Leichtsinn und seine Strafe. A. d. Jugendblättern.		58
28.	Zwei Geschichten von Haifischen. A. d. Jugendblättern.		59
29.	Die angstvolle Reise. A. d. Jugendblättern.		66
30.	Columbus in Jamaika. Irving.		70
31.	Das Seetreffen in der Nacht. E. v. Houwald		80
32.	Das brennende Dampfschiff. Aus Stern's Lesebuch.	17.	84
33.	*Das Feuer. Aus Schiller's Lied von der Glocke.	19.	85
34.	Unglück der Stadt Leiden. Hebel.	20.	86
35.	Der schauderhafte Augenblick.		87
36.	Aus der Autobiographie des Schiffers Nettelbeck.		88
37.	Der Prairie-Brand. Aus Violet's Reisen von Marryat.		103
38.	Die feuerspeienden Berge. Jubitz. Schubert.	21.	112
39.	Der Vesuv. Göthe.	22.	113
40.	*Lied am Vesuv. Rückert.	25.	115
41.	Erdbeben. Stolberg. Jacobs. Humboldt.	25.	116
	*Shakspeare. Hirschfeld.	35.	126

*) Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte. Die Seitenzahlen der aus der zweiten Auflage beibehaltenen Abschnitte stehen voran unter Nr. II.

*

		Seite II.	Seite III.
42.	Das Erdbeben in Basel. Zinkgref	40.	131
43.	Die Luft. Jubitz	40.	131
44.	*Der Thauwind. Fröhlich	42.	133
45.	Die Lavinen in der Schweiz. Hebel	42.	133
46.	Gletscher. Jubitz	45.	135
47.	Die Gemse. Jubitz	46.	137
48.	Wunderbare Rettung aus großer Noth		138
49.	*Des Hirten Abschied vom Berge. Schiller	47.	139
50.	*Der Schütze auf den Alpen. Schiller	47.	139
51.	*Kaiser Max auf der Martinswand. Collin	48.	139
52.	*Der Alpenjäger. Schiller	53.	144
53.	Der Gemsenjäger und der Zwerg. Grimm	53.	145
54.	*Schützenlied. Schiller	54.	145
55.	Der Wolf und der Mensch. Grimm	54.	145
56.	Das furchtbarste Raubthier. Jubitz. Barth	55.	146
57.	Fürchterlicher Kampf mit einem Wolfe. Hebel	56.	147
58.	Der Wolf und das Jägersbürschlein	57.	148
59.	Der Wolf in der Kapelle. Karl Stöber	59.	150
60.	Das Kind und die Wölfe. Jacobs	61.	152
61.	Das Kaffern-Kind. Nach einem Missions-Bericht		154
62.	Der Wolf und das Geigerlein. Schubert	63.	157
63.	Der Wolf, das Pferd und der Bierfiedler. Lenz	65.	158
64.	Die jungen Burggrafen zu Nürnberg. Dittmar	67.	160
65.	*Gefährlich ist's, den Leu zu wecken. Schiller	75.	168
66.	Die Jagdhütte und die Wölfe. Dielitz		168
67.	Die Wolfsjagd. Dielitz		175
68.	Der Mittag auf dem Königssee. Jacobs	76.	181
69.	*Unter den Palmen. Freiligrath	85.	190
70.	*Die Riesenschlange und der Tiger. Rückert		191
71.	Vor wem sollte ich mich fürchten? Miss. Berichte		192
72.	Der Thierbändiger Van Amburgh. A. d. Ausland 1839	86.	194
73.	*Der freie und der gefangene Löwe. Freiligrath	93.	201
74.	Kampf mit der Thierwelt. Barth. Jubitz ꝛc.	94.	202
75.	*Der Löwe und die Giraffe. Freiligrath	102.	210
76.	Der Löwe. Lichtenstein. Bingley. Schubert. Lenz. Kaup. Scheitlin. Barth. Jubitz ꝛc.	104.	211
77.	*Löwe und Hund. Hey	114.	221
78.	*Der Löwe und die Maus. Nach Aesop	114.	222
79.	*Der Löwe und die Mücke. Lessing	115.	222
80.	Wo Gewalt Recht hat ꝛc. Nach Aesop	115.	223
81.	Löwe, Fuchs und Esel. Nach Aesop	116.	223
82.	Löwe und Esel. Nach Aesop	116.	223
83.	Der Esel mit dem Löwen. Lessing	116.	224
84.	Der alte Löwe. Lessing	117.	224
85.	*Der bestrafte Schmeichler. Pfeffel	117.	224
86.	Die Löwenjagd. Duttenhofer	117.	225
87.	*Der betrogene Löwe. Rückert	128.	235
88.	Der Missionar unter den Löwen. Miss. Berichte. Dielitz		236

		Seite II.	III.
89.	*Der träumende Löwe. Hirsch.	129.	240
90.	*Der Löwe in Florenz. Bernhardi.	130.	240
91.	Die Löwin und der Pavian. Bibl. Naturgeschichte.	131.	241
92.	*Der Ritter und sein Löwe. Bockshammer.	131.	242
93.	Androclus und sein Löwe. Nach Gellius.	132.	243
94.	*Pipin der Kurze. Streckfuß.	133.	244
95.	Noch einige Erzählungen von Löwen. Dielitz.		245
96.	*Ignatius.	135.	249
97.	Der Tiger. Scheitlin. Schubert. Jubitz.	136.	251
98.	Die Tigerin und das Hündlein. Jubitz ꝛc.	140.	254
99.	Der Tiger und das Krokodil. Meißner.	140.	255
100.	*Der Tiger und das Reh. Lichtwer.	141.	255
101.	Der Kampf mit dem Panther. Schmidt.	141.	256
102.	Die junge Heldin und der Panther. Lotter.		260
103.	Muth bringt Sieg.	146.	260
104.	*Der Panther und der Leopard. Pfeffel.	146.	260
105.	*Der Leopard und das Eichhorn. Pfeffel.	146.	261
106.	Die Unze. Humboldt. Jubitz. Barth.	147.	262
107.	Ein Alphabet von Sprüchwörtern. Körte.	149.	264
108.	Die wilden Thiere Indiens. Körber.	150.	265
109.	*Dort und hier. Rückert.	164.	278
110.	Der Elephant. Wilhelm. Funke. Schubert. Oken. Scheitlin. Barth. Becker. Kohlrausch.	178.	279
111.	*Spruch von Rückert.	193.	291
112.	Der Schneider und der Elephant. M. Claudius.	194.	291
113.	*Der gezähmte Elephant. Hey.	178.	291
114.	*Irrfahrten des Prinzen Assad. Platen.	195.	292
115.	*Die unglückliche Karawane. A. d. Indischen n. Rückert.	203.	300
116.	Das Nashorn. Oken. Schubert. Wilhelm. Funke ꝛc.	205.	302
117.	*Der Schlittschuh-laufende Neger. Freiligrath.	209.	306
118.	Ein Alphabet von Sprüchwörtern. Körte.	223.	307
119.	Das Schwein. Oken. Wilhelm. Schubert. Funke.	223.	307
120.	*Die guten Lehren der Mutter. Hey.	226.	309
121.	Das Glück des Schweins. Franklin.		309
122.	Der Eber und die Hirtenknaben. Hebel.	231.	310
123.	Das Pferd. Wilhelm. Schubert. Oken.	232.	311
124.	*Pferd und Füllen. Hey.	235.	313
125.	*Der Knabe und das Füllen. Hey.	239.	313
126.	Bucephalus. Robertson. Becker. Roth.	251.	314
127.	*Das blinde Roß. Langbein.	249.	315
128.	*Der alte schwäb. Ritter an seinen Sohn. Stolberg.	260.	316
129.	*Schwäbische Kunde. Schwab.	261.	317
130.	*Harras, der kühne Springer. Theodor Körner.	262.	318
131.	*Die Rache. Uhland.	263.	319
132.	*Der Reiter Stauf.	264.	320
133.	*Die Feldflasche. Veith.	266.	321
134.	*Die Tabakspfeife. Pfeffel.	267.	321
135.	*Der Hufnagel. Rückert.	283.	322

		Seite II.	Seite III.
136.	*Sperling und Pferd. Hey.	292.	323
137.	*Pferd, Fuchs und Esel. Gleim.	299.	323
138.	Der Esel. Schubert. Wilhelm. Oken. Funke. Barth.	301.	323
139.	*Räthsel. Hey.	303.	325
140.	*Des Esels Klage und Trost. M. Claudius.	303.	325
141.	*Der Esel und die drei Brüder. Nicolay.	305.	325
142.	*Lob der Faulheit. Lessing.	310.	326
143.	*Jedem das Seine. Hey.	310.	326
144.	*Alles von Gott. Hey.	319.	326
145.	*Loblied. Brentano.	322.	326
146.	*Advent-Lied. Rückert.	320.	327
147.	*Lobet den Herrn, alle Seine Werke. Hornung.	320.	328
148.	*Legende von dem heiligen Augustin und dem Kinde.		328
149.	*Sprüche. Hornung.	321.	328
150.	*Zum neuen Jahre. Wilh. Wackernagel.		329
151.	*Gib dich zufrieden. Justinus Kerner.		329
152.	*Zwölf Sprüche. Hornung.		329
153.	*Die Jahreszeiten. Hey.	323.	330
154.	*Die grünen Vögelein. Rückert.		331
155.	*Frühlings Ankunft. Altes Volkslied.	323.	331
156.	*Mailied. Overbeck.	324.	332
157.	*Frühlingslust. Voß.	324.	332
158.	*Im Grünen. Voß.	324.	332
159.	*Die Mutter am Maimorgen. M. Claudius.	325.	332
160.	*Das Paradies. Rückert.		333
161.	*Das Blümchen. Göthe.		334
162.	*Graf Eberhard's Weißdorn. Uhland.		334
163.	Der Kirschkern. Karl Stöber.		334
164.	*Sommerlied. Paul Gerhard.	325.	336
165.	*Hirtenlied. Stamford.	327.	337
166.	*Hirtenlied. Lundt, nach Haug.	327.	337
167.	*Im Sommer. Göthe.	327.	338
168.	*Im Walde. Grob, nach Weisser.	327.	338
169.	*Die Kinder im Walde. Ernst v. Houwald.		338
170.	*Glaube, Liebe und Gehorsam. August Kuhn.		340
171.	*Der weiße Hirsch. Uhland.		341
172.	*Bienenlied. Güll.		341
173.	*Aerntelied. Kaspar Neumann.	328.	342
174.	*Gottes Güte. Gleim.	329.	343
175.	*Herbstlied. Voß.	329.	343
176.	*Der Apfelbaum. Uhland.		344
177.	*Bitte an den Apfelbaum. Hey.		344
178.	*Lohn der Freigebigkeit. Rückert.		344
179.	*Der Nußbaum. Güll.		345
180.	*Der Winter.	330.	345
181.	*Winterlust. Stolberg.	330.	346
182.	*Sehnsucht nach dem Frühling. Overbeck.	331.	346
183.	*Glückwunsch zum neuen Jahre. Hornung.		346
184.	*Sprüche. Hornung.	309.	346

		Seite II.	III.
185.	*Gebet am Morgen und am Abend. Hey.	331.	347
186.	*Tischgebet. Prätorius.	331.	347
187.	*Morgen- und Abend-Gebet. Güll.		347
188.	*Des Kindes Morgenlied. Arndt.	331.	348
189.	*An einen Langschläfer. Dittmar.	332.	348
190.	*Steh früh auf! Rückert.		349
191.	*Am Morgen. Hölty.	332.	349
192.	*Abendlied. Karl Claudius.	333.	349
193.	*Gute Nacht! Theodor Körner.	333.	349
194.	*Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn ꝛc. Hornung.		350
195.	*Am Abend wird man klug ꝛc. Rückert.		350
196.	*Abendglöcklein. Güll.		350
197.	*Wanderers Nachtlied. Göthe.		350
198.	*Schall der Nacht. Altes Lied.		350
199.	*Wanderers Morgenlied. Uhland.		351
200.	*Wandersmann und Lerche. Hey.		351
201.	*Danket dem Herrn; denn Er ist freundlich. Güll.		352
202.	*Selig sind, die reines Herzens sind.		352
203.	*Der Glaube. Fröhlich.		352
204.	*Der gelähmte Kranich. Kleist.		352
205.	*Die Kapelle. Uhland.		353
206.	*Wohl endet Tod des Lebens Noth ꝛc. Rückert.		353
207.	*Das Grab ist tief und stille ꝛc. Salis.		354
208.	*Am Grabe steh'n wir stille ꝛc. Spitta.	333.	354
209.	*Was ist dem Gotteskind der Tod? Fouqué		354

Verzeichniß der Autoren.

Aesop, phrygischer Sklave, zuletzt Günstling des lydischen Königs Krösus, wurde i. J. 560. v. Chr. von den Priestern zu Delphi, die er durch eine Fabel beleidigt hatte, von einem Felsen herabgestürzt. N. 78. 80—82.

Arndt, Ernst Moritz, geboren 1769 zu Schoritz auf Rügen, Professor der Geschichte zu Bonn. N. 188.

Bärth, Christian Gottlob, geb. 1799 in Stuttgart, Pfarrer, lebt in Calw. Aus seinen Jugendblättern sind die Abschnitte 5. 15. 23. 24. 27—29. Benützt sind sie N. 74, die in Calw erschienene biblische Naturgeschichte N. 56. 74. 76. 91. 106. 110. 138.

Becker, Karl Friedrich, Schriftsteller, geb. 1777 in Berlin, gest. daselbst 1806. Seine von späteren Bearbeitern verbesserte Weltgeschichte ist benützt in den Abschnitten 110 und 126.

Bernhardi, August Friedrich, geb. 1770 in Berlin, gest. 1820 als Consistorialrath daselbst. N. 90.

Brentano, Clemens, Schriftsteller, geb. 1778 zu Ehrenbreitstein, gest. 1842 in Aschaffenburg. N. 145.

Bürger, Gottfr. Aug. geb. 1748 zu Molmerswende bei Halberstadt, gest. 1794 als Professor in Göttingen. N. 18.

Chamisso, Adelbert v., geb. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, gest. 1838 als Direktor d. botan. Gartens i. Berlin. N. 9. 10.

Claudius, Karl, geb. 1757 zu Zschopau in Sachsen, gest. 1815 als Privatgelehrter in Leipzig. N. 192.
Claudius, Matthias, geb. 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, Revisor bei der Schleswig-Holst. Bank, lebte meist in Wandsbeck, starb 1815 in Hamburg. N. 112. 140. 159.
Collin, geb. 1772 zu Wien, gest. 1811 als Hofrath daselbst. N. 51.
Dielitz, Theod. Prof. an d. k. Realschule zu Berlin. N. 22. 66. 67. 88. 95.
Dittmar, Heinrich, geb. 1792 in Ansbach, Subrektor der lateinischen Schule zu Grünstadt in d. Rheinpfalz. N. 64. 189.
Fouqué, Friedrich, Baron de la Motte, geb. 1777 zu Brandenburg, Major, gest. 1843 in Berlin. N. 209.
Franklin, Benjamin, geb. 1706 in Boston, Buchdrucker, Generalpostmeister ꝛc. gest. 1790 in Philadelphia. N. 121.
Freiligrath, Ferd. geb. 1810 in Detmold, Kaufmann und Schriftsteller, lebt in London. N. 69. 73. 75. 117.
Fröhlich, Abraham Emanuel, geb. 1796 zu Brugg im Aargau, Diakon in Aarau. N. 44. 203.
Funke, Karl Phil., geb. 1753 zu Görzsalcke bei Brandenburg, Inspektor des Schullehrerseminars in Dessau, gest. 1807 auf einer Reise zu Altona. Seine Naturgeschichte für Kinder und seine Bilderfibel sind benützt N. 110. 116. 119. 138.
Gellius, Aulus, ein röm. Schriftsteller z. Zeit d. Kaisers Hadrian ꝛc. N. 93.
Gerhard, Paul, geb. 1606 zu Gräfenhaynichen in Preußen, gest. 1676 als Archidiakon zu Lübben in der Lausitz. N. 164.
Gleim, J. Wilh. Ludw., geb. 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, gest. 1803 in Halberstadt als Kanonikus und Domsekretär. N. 137. 174.
Göthe, J. Wolfg. Minister, geb. 1749 zu Frankfurt a. M., gest. 1832 zu Weimar. N. 11. 12. 39. 161. 167. 197.
Grimm, Brüder, geb. in Hanau, Jakob 1785, Wilhelm 1786, Professoren und Akademiker in Berlin. N. 7. 53. 55.
Grob, Johann, geb. um 1632 in Lichtensteeg, gest. 1697 als Rathsherr zu Herisau im Kanton Appenzell. N. 168.
Güll, Friedr. geb. 1812 in Ansbach, Schullehrer in München. N. 172. 179. 187. 196. 201.
Haug, Friedr. geb. 1761 zu Niederstotzingen in Württemberg, gest. 1829 als Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart. N. 166.
Hebel, J. Peter, geb. 1760 in Basel, Prälat in Karlsruhe, gest. 1826 auf der Reise in Schwetzingen. N. 3. 34. 45. 57. 122.
Herder, J. Gottfr. v. geb. 1744 zu Morungen in Ostpreußen, gest. 1803 als Präsident des Oberconsistoriums in Weimar. N. 13.
Hey, Wilh. geb. 1790 zu Leina im Gothaischen, Superint. zu Ichtershausen bei Gotha. N. 2. 4. 6. 77. 113. 120. 124. 125. 136. 139. 143. 144. 153. 177. 185. 200.
Hirsch, Rud. geb. 1814 in Mähren, Literat, lebt zu Pisino in Istrien. N. 89.
Hirschfeld, Christ. Cay Lor. Prof. u. Justizrath in Kiel, geb. 1742 in Nüschel bei Lübeck, gest. 1792 in Düsternbrok bei Kiel. S. 126. ꝛc.
Hölty, Ludw. Heinr. Chph. geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, gest. 1776. als Candidat d. Theol. zu Hannover. N. 191.
Hornung, Karl, geb. 1807 in Baireuth. N. 147. 149. 152. 183. 184. 194.

Houwald, Ernst Frhr. v. geb. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, Landsyndikus d. niederlausitz. Stände, gest. 1845 in Neuhaus bei Lübben. N. 31. 169.

Humboldt, Alex. v. geb. 1769 in Berlin, geh. Rath daselbst. N. 41. 106.

Jacobs, Friedr. geb. 1764 in Gotha, Ober-Bibliothekar daselbst, gest. 1847. N. 41. 60. 68.

Irving, Washington, geb. 1780 zu New-York, Kaufmann, dann Schriftsteller, Gesandter in Spanien 2c. N. 9. 30.

Jubitz, Friedr. geb. 1805 in Vorra bei Nürnberg, Pfarrer in Kalbensteinberg b. Gunzenhausen N. 9. 38. 43. 46. 47. 56. 74. 76. 97. 98. 106.

Kerner, Just. geb. 1786 i. Ludwigsburg, O. Amtsarzt i. Weinsberg. N. 151.

Kleist, Ewald Christian v. geb. 1715 zu Zeblin in Pommern; schwer verwundet in der Schlacht bei Kunnersdorf, starb er 1759 als preuß. Major in Frankfurt a. d. Oder. N. 204.

Körber, Phil. geb. 1811 in Nürnberg, Schullehrer daselbst. N. 108.

Körner, Theodor, geb. 1791 zu Dresden, Adjutant bei v. Lützow, gest. 1813 im Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg. N. 130. 193.

Körte, Wilh., geb. 1776 zu Aschersleben, Domvikar in Halberstadt. Aus s. Sammlg. v. Sprüchwörtern sind etliche ausgewählt N. 107. 118.

Kohlrausch, Friedr. geb. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen, Ober-Schulrath in Hannover. Seine deutsche Geschichte ist benützt N. 110.

Kuhn, August, Literat in Berlin, gest. 1830. N. 170.

Langbein, Aug. Friedr. Ernst, geb. 1757 zu Radeberg bei Dresden, gest. 1835 als Censor in Berlin. N. 127.

Lenz, Harald Otmar, geb. 1799 in Schnepfenthal, Lehrer an der dortigen Erziehungsanstalt. N. 63. 76.

Lessing, Gotthold Ephr. geb. 1789 zu Kamenz in d. O. Lausitz, gest. 1781 als Bibliothekar zu Wolfenbüttel. N. 79. 83. 84. 142.

Lichtenstein, Mart. Heinr. Karl, geb. 1780 zu Hamburg, Prof. der Naturgeschichte in Berlin, lebte etliche Jahre in Südafrika. N. 76.

Lichtwer, Magnus Gottfr. geb. 1719 zu Wurzen in Sachsen, gest. 1783 als Regierungsrath in Halberstadt. N. 100.

Lotter, Heinr. Kaufmann, geb. 1772, gest. 1834 in Stuttgart. Aus den von ihm gesammelten, neuerdings v. Pf. Burk vermehrten „Beispielen des Guten" sind die Abschnitte N. 20. 21. 102. u. S. 33.

Lundt, Zach, geb. 1608 zu Rübes, gest. 1667 als k. Sekretär auf dem Schloß Aarhuus in Nord-Jütland. N. 166.

Marryat, Francis, geb. i. d. engl. Grafsch. Suffolk, Schiffskapitän. N. 37.

Meißner, Aug. Gottlieb, geb. 1753 in Bautzen, gest. 1807 als Direktor der höheren Lehranstalten zu Fulda. N. 99.

Nettelbeck, Joach. Schiffer, geb. 1738, gest. 1824 in Kolberg. N. 36.

Neumann, Kasp. geb. 1648 in Breslau, Professor der Theologie und Hauptpastor daselbst, gest. 1715. N. 173.

Nicolay, Ludwig Heinrich v. geb. 1737 in Straßburg, gest. 1820 auf seinem Gute Monrepos in Rußland als geh. Rath. N. 141.

Oken, Ludw. geb. 1782 in Freiburg, Professor in Zürich, gest. 1851. Seine Naturgeschichte ist benützt i. d. Abschn. N. 110. 116. 119. 123. 138.

Overbeck, Christian Adolph, geb. 1755 in Lübeck, starb dort 1821 als Bürgermeister. N. 156. 182.

Pfeffel, Gottlieb Konr. geb. 1736 zu Colmar, erblindet 1757, gest. 1809 als Consist. Präsident zu Colmar. N. 85. 104. 105. 134.
Platen, Aug. Graf v. geb. 1796 in Ansbach, gest. 1835 in Syrakus. N. 114.
Prätorius, Mich. geb. 1571 zu Kreuzburg in Thüringen, Kapellmeister an einigen fürstl. Höfen, gest. 1621 in Wolfenbüttel. N. 186.
Robertson, William, geb. 1721 z. Berwick, Principal d. Universität Edinburg, gest. 1793. Seine Geschichte v. Altgriechenland ist benützt N. 126.
Roth, Karl Ludw. geb. 1790 in Stuttgart, Rektor des dort. Gymnasiums. Aus seinem trefflichen „Lesebuch" ist einiges entnommen zu N. 126.
Rückert, Friedr. geb. 1789 in Schweinfurt, Professor in Berlin, lebt auf s. Gute Neuseß bei Koburg. N. 40. 70. 87. 109. 111. 115. 135. 146. 154. 160. 178. 190. 195. 206.
Salis, J. Gaudenz v. geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, vor 1789 Hauptmann der Schweizer Garde zu Versailles, seit 1798 General-Inspektor des Schweizer Milizwesens, gest. 1834 zu Malans in Graubündten. N. 207.
Scheitlin, J. Peter, Gymnasial-Professor in S. Gallen, gest. 1848. Seine Thierseelenkunde ist benützt in den Lesestücken N. 76. 97. 110.
Schiller, Friedr. v. geb. 1759 zu Marbach in Württemberg, Hofrath, gest. 1805 zu Weimar N. 33. 49. 50. 52. 54. 65.
Schubert, Heinr. v. geb. 1780 in dem Schönburg. Städtchen Hohenstein, Prof. d. Naturgeschichte in München. N. 1. 38. 62. 76. 97. 110. 116. 119. 123. 138.
Schütze, Heinr. geb. 1793 in Stettin, Reg. Sekretär daselbst. N. 26.
Schwab, Gust. geb. 1792 in Stuttgart, gest. dort 1850 als Ober-Consistorial- und Studienrath. N. 129.
Shakspeare, William, geb. 1564 in Stratford am Avon, starb dort 1616. S. 35.
Spitta, Karl J. Phil. geb. 1801 in Hannover, Pfarrer zu Wechold bei Bremen. N. 208.
Stamford, Heinr. Wilh. v. geb. 1742 zu Bourges in Frankreich, gest. 1807 als holländischer General-Lieutenant in Hamburg. N. 165.
Stern, Wilh. Direktor des Schullehrer-Seminars in Karlsruhe. N. 32.
Stöber, Karl, geb. 1796 in Pappenheim, Dekan dort. N. 59. 163.
Stolberg, Friedr. Leop. Graf zu, geb. 1750 in dem holst. Flecken Bramstedt, Präsident der fürstbisch. Regierung zu Eutin, gest. 1819 auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. N. 41. 128. 181.
Streckfuß, Karl, geb. 1779 in Gera, gest. 1844 als geh. Ober-Regierungsrath in Berlin. N. 94.
Uhland, Ludw. geb. 1787, Professor, jetzt Privatmann in seiner Geburtsstadt Tübingen. N. 131. 162. 171. 176. 199. 205.
Voß, J. Heinr., geb. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, gest. 1826 als Professor zu Heidelberg. N. 157. 158. 175.
Wackernagel, Wilh. geb. 1806 in Berlin, Prof. in Basel. N. 150.
Weisser, Friedr. Christoph, geb. 1761 in Stuttgart, Oberfinanzrath dort, gest. 1836. N. 168.
Wilhelm, Gottl. Tob. geb. 1758 in Augsburg, gest. als Pfarrer dort 1811. Seine Unterhalt. a. d. Naturgesch. sind benützt N. 110. 116. 119. 123. 138.
Zinkgref, Julius Wilh. geb. 1591 in Heidelberg, gest. 1635 als Sekretär zu S. Goar. N. 42.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!

1.
Von dem Schöpfer der Welt.

Alles, was unsere Augen sehen und unser Verstand begreift in dem unermeßlichen Werke der Natur, beweiset und bezeugt uns das Daseyn eines allmächtigen Schöpfers, einer alles bedenkenden und erhaltenden Liebe und einer alles ordnenden Weisheit.

2.
Wo wohnt der liebe Gott?

Wo wohnt der liebe Gott? — Sieh dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich streckt so weit, daß ihn kein Mensch erfassen kann; und sieh der Sterne goldnen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein: das ist des lieben Gottes Haus, da wohnt Er drin und schaut heraus, und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott? — Hinaus tritt in den dunklen Wald; die Berge sieh zum Himmel geh'n, die Felsen, die wie Säulen steh'n, der Bäume ragende Gestalt. Horch, wie es in den Wipfeln rauscht; horch, wie's im stillen Thale lauscht. Dir schlägt das Herz; du merkst es bald, der liebe Gott wohnt in dem Wald. Dein Auge zwar kann Ihn nicht sehen; doch fühlst du Seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott? — Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin! wie lieb und traut, und doch wie bang! Wie singen sie mit frommer Lust! Wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da. Drum kommen sie von fern und nah, hier vor Sein Angesicht zu treten, zu fleh'n, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott? Die ganze Schöpfung ist Sein Haus. Doch wenn es Ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt Er sich die engste Kammer aus. Wie ist das Menschenherz so klein!

Und doch auch da zieht Gott hinein. O halt das deine fromm und rein: so wählt Er's auch zur Wohnung Sein, und kommt mit Seinen Himmelsfreuden, und wird nie wieder von dir scheiden.

3.

Die Erde und die Sonne.

Der Himmel ist ein großes Buch, das da redet von Gottes Allmacht und Güte; auch stehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und die Sünde; und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buche. Wer in diesem Buche lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist; und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer. In diesem herrlichen Buche wollen wir jetzt einiges lesen, wollen miteinander von der Erde und der Sonne reden.

Nach dem Augenscheine wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große, runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große, hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen, bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht den Mond und die Sterne; und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte; aber die Sternseher wissen es besser. Gib Acht! Wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am 1. April vom Hause ab, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, zu Muhamedanern und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, — auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth; es wird nach und nach alles, wie es daheim war; er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat; und wenn er auf ihn zugeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nicht gesehen. Näm-

lich er reiset um die Erde, wie man einen Strich mit der Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon mehr als zwanzig solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Der englische Seekapitän Cook ist zweimal um die ganze Erde herumgereist, und von der andern Seite her wieder heimgekommen. Aber das dritte Mal haben ihn die Wilden auf der Insel Owaihi todtgeschlagen und gegessen.

Daraus und aus anderen sicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten Folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche; nein, sie ist eine ungeheuer große Kugel. Ferner: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie an ihrem Orte die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: sie ist allenthalben, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg, und in die Luft herab zu fallen. Dieß ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupte ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sey. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber du wirst nicht wenig erstaunen, wenn du's zum ersten Mal hören solltest, wie groß diese Kugel sey. Denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkte der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt 1720 deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel beträgt 5400 deutsche Meilen, ihre Oberfläche über 9,000,000 Quadratmeilen; und davon sind zwei Drittheile Wasser, und ein Drittheil Land. Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als 2,662,000,000 Meilen im Klaftermaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, welche diese große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen gibt, und jedem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß 1,000,000,000 Menschen

zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch besser.

Die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über 20,000,000 Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große, scharf geladene Kanone stände, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen, als auf dich, so dürftest du deßwegen doch in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen ein neues Haus zu bauen, und könntest ruhig darin essen und trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge: so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, da doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den 60. Theil einer Minute bedarf.

Daß die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern, wie unser Erdkörper, eine schwebende Kugel sey, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, da sie aus einer so entsetzlichen Ferne noch solche Kraft des Lichtes und der Wärme auf die Erde ausübt, und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint! Der Durchmesser der Sonne ist 114 mal größer als der Durchmesser der Erde; im Körpermaß aber beträgt ihre Masse 1,500,000 mal so viel als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum; auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so; ja, er könnte noch einmal so weit von uns entfernt seyn, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herum spazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich wie das andere. Ich wenigstens wüßte keine Wahl, wenn ich eine Sonne, oder ein Mohnsamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

4.

Gottes Hand.

Wer hat Gottes Hand geseh'n? Starke Hand, die umspannt Erd' und Meer und Himmelshöh'n! Schöpferhand, die einst die Welt hat erbaut auf ihrem Grunde, die sie wandellos erhält, nimmer matt

bis diese Stunde. Saget mir, wenn ihr sie saht, ihr Gebieten, herrlich Walten, rasch Ergreifen, starkes Halten, ihres Winks gewalt'ge That.

Siehst du dort auf weitem Meer? So geschwind treibt der Wind wie zum Spiel ein Schifflein her. Wind und Fluth hat wildes Spiel, heute hieher, dorthin morgen; und so fern ist Schiffleins Ziel, und der Schiffer steht in Sorgen. Doch zuletzt kommt's froh an's Land. Sturm und Fluth hat's nicht versenket. Weißt du, wer es hat gelenket? Merke, das ist Gottes Hand.

Schaue jenen Säemann! Er bestellt sich das Feld, klug und sorgsam, wie er's kann, streuet guten Samen hin, wünscht, der soll ihm Früchte bringen. Sprich, wer läßt nach seinem Sinn nun ihm alles so gelingen? Sage, wer ihm hat gesandt Sonnenschein und Thau und Regen, daß es wachsen kann zum Segen? Merke, das ist Gottes Hand.

Deine gute Mutter weiß, was dir noth, gibt dir Brod, kleidet, decket dich mit Fleiß. Würmlein draußen auf dem Feld, keine Mutter hat's gesehen, muß allein auf weiter Welt immer seine Wege gehen. Weißt du, wer so unverwandt auch das Würmlein tränkt und weidet, sicher führt und nährt und kleidet? Merke, das ist Gottes Hand.

Siehst du dort am Himmelsplan Sonn' und Stern nah und fern immer wallen ihre Bahn? Schauest du des Sturmes Gang und des kleinsten Bächleins Fließen, jedes seinen Weg entlang, läßt sich keins die Müh verdrießen. Weißt du auch und hast erkannt, wer gezeigt hat ihnen allen, ihre Wege so zu wallen? Merke, das ist Gottes Hand.

Gottes Hand, ja merke drauf! Dort und hie schaust du sie, schauest ihres Wirkens Lauf. Starke Hand, die Welten schafft, Sonn' und Stern' in ihrem Lichte, die sie auch mit ihrer Kraft morgen machen kann zu nichte! Vaterhand, die treulich führt, schirmt und nähret all die Seinen, all die Großen und die Kleinen, daß kein Unfall sie berührt.

5.

Die Wunder des Mikroskops.

In allen Künsten suchen die Menschen nach jeder Seite hin das Aeußerste zu erreichen. Sie bauen Thürme, die bis in die Wolken reichen, wie in Babylon und Aegypten; sie errichten Bildsäulen, unter deren ausgebreiteten Beinen große Schiffe durchsegeln, wie in Rhodus; sie ziehen eine dreifache Mauer um ein ganzes Land, wie in China. Und wie in der Größe, so in der Feinheit. Sie weben Hemden, von denen man ein Halbdutzend in der Faust verbergen kann, wie in Ceylon, — große Shawls, die man durch einen Fingerring ziehen kann, wie in Indien. Und wie in der Feinheit, so in der Kleinheit. Sie schreiben den ganzen Homer auf einen Streifen Papier, der in einer welschen

Nuß Platz findet; sie verfertigen einen Wagen mit vier Pferden aus Elfenbein, den eine Fliege mit ihren Flügeln zudeckt.

Habt ihr schon ein ordentlich eingebundenes Buch gesehen, das in eine Haselnuß verschlossen werden kann, oder einen ausgehöhlten Kirschenstein, in welchem ein Dutzend silberne Löffel aufbewahrt wird? Solche Wunder gibt es allerdings. Aber was will das heißen gegen jene Nähnadel, welche bei der letzten Kunstausstellung in Paris ein Engländer, Namens Bolton, zur Schau stellte! Sie sah ganz aus wie eine gewöhnliche Nähnadel; und man wollte sie deßwegen nicht aufnehmen, gab aber doch endlich seinen Bitten nach. Jedermann ging an der unscheinbaren Nähnadel vorüber, ohne etwas Besonderes an ihr zu bemerken. Am Schlusse der Ausstellung endlich versammelte Bolton die Preisrichter um seine Nadel her. Zuerst ließ er sie unter dem Mikroskop untersuchen; und es war nicht die mindeste Ungleichheit auf ihrer Oberfläche zu entdecken. Dann nahm er sie, und schraubte sie auseinander. Da erschien eine andere von gleich ausgezeichneter Arbeit. In dieser steckte wieder eine; und so kam vor den Augen der erstaunten Richter ein halbes Dutzend schöne Nadeln zum Vorschein, welche alle ineinander gesteckt waren. — Etwas Aehnliches ist jener kleinste Webstuhl in der Welt, der sich auf dem Museum der National-Manufactur in Leicester-Hall befindet. Es ist eine Dampf-Webmaschine, aus Silber verfertigt, ganz vollständig in allen ihren Theilen, und wiegt nicht mehr als ein Loth. Das ganze Werk kann sammt dem Kessel mit einem Fingerhut zugedeckt werden. Dennoch kann man darin so viel Dampf erzeugen, daß die Maschine mehr als fünf Minuten lang in Bewegung bleibt.

Es ist oben gesagt worden, daß Boltons schön gearbeitete Nadel sogar unter dem Mikroskop keine Unebenheit gezeigt habe. Dabei darf man aber nur an ein gewöhnliches, kleines Vergrößerungsglas denken; denn dafür stehe ich, daß sie unter einem starken Vergrößerungsglase ungefähr ausgesehen haben würde wie eine eiserne Stange, die der Schmied auf seinem Ambos in die Rundung gehämmert hat. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß alle Werke der Menschenhand, so fein und schön sie auch gearbeitet seyn mögen, unter dem Mikroskop alle Schönheit verlieren. Die schönsten Brabanter Spitzen z. B. wenn sie noch so fein und künstlich verfertigt sind, sehen unter einem starken Vergrößerungsglas aus wie ein Gewirre von Stricken, die man unordentlich durcheinander geworfen hat. An einem feinen holländischen Zwirnfaden unterscheidet man mit bloßen Augen kaum ein Seidenfäserchen; viel weniger nimmt man eine Spur von Zusammensetzung mehrer Flachsfasern daran wahr. Aber betrachtet ihn einmal unter dem Mikroskop: ihr werdet meinen, einen grob zusammengedrehten Strick zu sehen. Oder nehmet einen feinen

Goldfaden zur Hand. Wißt ihr, wie man den macht? Ich will's euch im Vorbeigehen sagen. Man vergoldet dünne Stangen von reinem Silber mit Goldplättchen, und läßt sie über Kohlenfeuer glühend werden. Mit einem Glättkolben wird sodann das Gold noch fester auf das Silber angedrückt. Hierauf zieht der Drahtzieher die vergoldeten Silberstangen erst durch größere, dann durch kleinere Zuglöcher zu so feinem Drahte, wie er ihn gerade braucht. Die feinsten Fäden haben kaum die Dicke eines Menschenhaars; und dennoch bleibt die Vergoldung sichtbar. So große Ausdehnungsfähigkeit hat das Gold. Diese vergoldeten Silberfäden werden nun auf stählernen Walzen platt gedrückt, und auf einer andern künstlichen Maschine um seidene Fäden herumgewickelt oder gesponnen. Aus diesen mit vergoldetem Silber umsponnenen Seidenfäden werden goldene Tressen und dergleichen Schmuck-Artikel verfertigt. Wenn diese Fäden sorgfältig bearbeitet sind, so bemüht sich das bloße Auge vergebens, irgend eine Stelle aufzufinden, wo der Goldfaden eine Lücke gelassen hätte und die Seide durchblickte, obgleich beide durch Farbe und Glanz sich leicht unterscheiden lassen. Aber nehmet einmal den feinsten, auf's pünktlichste gesponnenen Goldfaden unter das Mikroskop, so werdet ihr auf dem Golde eine Menge Unebenheiten und Lücken genug wahrnehmen, durch welche der umsponnene Seidenfaden hervorsieht.

Ganz anders ist es mit den Werken Gottes. Die halten alle die schärfste mikroskopische Prüfung aus. Nehmet irgend ein Stück aus der Pflanzenwelt, z. B. ein Blumenblättchen, und leget es unter das stärkste Vergrößerungsglas: immer werdet ihr die Schönheit, das Ebenmaß der einzelnen Theile und die unnachahmliche Ordnung in ihrer Zusammenfügung zu einem Ganzen bewundern müssen. Der gemeinste Grashalm, das kleinste Haar von einem thierischen Körper, ein Stückchen Schimmel von verschimmeltem Brod, die kleinsten Moose aus dem Walde taugen zu solchen Versuchen. Ein Naturforscher hat in einem Stück Versteinerung, das weniger als drei Loth wog, 10,454 mikroskopische Muscheln gefunden, welche, unter dem Mikroskop gesehen, alle künstlich gebaut und mit Kammern versehen waren. Der Rest des Gesteins bestand aus Muschelsplittern, aus kleinen Stacheln von See-Igeln, und aus Kalk, welcher das Ganze als Cäment zusammenhielt. Von etlichen Arten dieser Muscheln wogen 4—500 zusammen nur einen Gran (den 240. Theil von einem Loth). Eine große Menge dieser Muscheln siebte er durch ein Papier, in welches mit einer ganz feinen Nadel Löchlein gestochen waren. Dennoch konnte man an diesen winzigen Müschelchen, wenn sie unter dem Mikroskop betrachtet wurden, nur Schönheit, Feinheit und Regelmäßigkeit finden.

Doch es hat nicht jedes von euch Gelegenheit, solche kleine Muscheln

zu beobachten, und die kunstreiche Hand Gottes an denselben zu bewundern, obgleich sie an vielen Orten anzutreffen sind. Ich will euch daher auf etwas anderes aufmerksam machen, das eben so wunderbar und eben so wenig gekannt und geachtet ist. Ich meine den Schnee. Wenn man die Schneeflocken unter einem Vergrößerungsglas betrachtet, so zeigt sich, daß sie aus kleinen, abgesonderten, regelmäßigen Eiskrystallen bestehen, welche eine Mannichfaltigkeit schöner Zeichnungen aufweisen, gewöhnlich aber in der Form eines Sechsecks erscheinen. Am häufigsten sind diejenigen, welche aussehen wie Sterne mit sechs Strahlen, deren jeder wieder mit Zweigen geschmückt ist. Indessen zeigen die Schneeflocken nur bei strenger Kälte und in der ruhigen Atmosphäre der Polargegenden solche vollkommene Regelmäßigkeit der Krystallbildung. In unserm gemäßigten Klima trifft man sie seltener, weil der Wechsel der Temperatur in den Luftschichten, durch welche der Schnee fällt, die Flocken auflöst, oder die Bewegung der Luftströmungen ihre Symmetrie zerstört. In den Polargegenden ist der Schnee trocken, und sieht ganz anders aus als in unsrem feuchten Klima. Indessen habe ich doch schon manchmal die schönsten Krystallformen unter den Schneeflocken, die mir auf den Mantel fielen, beobachtet.

Wenn man ein Stück von einem Schmetterlings-Flügel unter ein stark vergrößerndes Sonnen-Mikroskop bringt, so erblickt man darauf blumenförmige Federn und Schuppen von der verschiedensten Farbe und Größe. Sie liegen wie Dachziegel aufeinander; und jedes ist mit einem Stiele befestigt. Durch das Sonnen-Mikroskop erscheinen sie in der Größe einer Schreibfeder, eines Dolchs oder eines Spatens. Mit bloßem Auge sieht man sie nur als kleine Stäublein. Da meint man, wenn man so ein schön gezeichnetes Schmetterlings-Flügelchen genau betrachtet, vielleicht auch unter der Loupe betrachtet hat, es sey nun alle seine Schönheit erschöpft; und siehe da, unter dem Sonnen-Mikroskop thut sich an demselben eine ganze Welt neuer Schönheiten und Wunder Gottes auf.

Manche von euch haben schon ein Sonnen-Mikroskop gesehen; manche andere, und vielleicht der größere Theil meiner Leser, kennen es noch nicht; ich muß ihnen also kurz sagen, wie es eingerichtet ist. Es besteht aus mehren kleinen, geschliffenen Gläsern, und wird an einem Fenster angebracht, wo die Sonne hereinscheint. Man läßt aber ihren Strahl bloß durch das Mikroskop herein; alle übrigen Zugänge sind dem Sonnenlichte durch schwarze Vorhänge verwehrt. Der Sonnenstrahl fällt auf eine gegenüberstehende weiße Wand (gewöhnlich von Papier), die etwa 10 Fuß breit und hoch ist. Diese wird ganz erleuchtet, und stellt nun die kleinen Gegenstände, welche in das Mikroskop gebracht werden, vergrößert dar, ungefähr wie ein Schattenspiel. Von

der Stärke der Vergrößerung könnet ihr euch eine Vorstellung machen, wenn ich sage, daß das vergrößerte Bild eines Wassertropfens mit seinen Einwohnern auf dieser Wand nicht Platz genug hat, daß z. B. bloß die Wurzel eines ausgezogenen Kopf- oder Barthaars 3 — 4 Fuß lang erscheint. Nach diesem Verhältniß würde sich ein ganzes Haar ungefähr darstellen wie eine lange, schlanke Birke, und ein Frauenzimmerhaar wie jene 5—600 Fuß langen Bambusstäbe in Südamerika, welche aber freilich selbst am untern Ende nicht dicker sind als einen Zoll. Könnte man einen ganzen Kindskopf unter das Mikroskop bringen, was aber freilich, wie leicht zu begreifen, nicht möglich ist, so würde er uns als ein großer Berg erscheinen. Die Kopfhaare wären ein ansehnlicher Wald, die Augenbraunen langgestreckte Dorngebüsche, die Augen große Binnenseen, die Nase ein steil abfallender Hügel mit zwei tiefen und weiten Höhlen, der Mund ein gewaltiger Abgrund, wie der in Rom, in welchen sich Curtius hineinstürzte, und die kleinsten Erhöhungen auf der Haut würden als große Hünengräber erscheinen.

Es gibt mehre Arten von Raupen, welche unter dem Mikroskop an Kopf, Rücken und Schwanz die schönsten Pfauenfedern zeigen. Man betrachte ein Rosenblatt oder ein anderes Blumenblatt, und man wird in seinen Adern und Rippen eine Menge kleiner Werkzeuge finden, welche die Dienste von Stahlfedern versehen, und dem Blatt seine Elasticität geben. Man reiße ein Stückchen von dem Blumenblatt eines großblüthigen Pelargonium, und betrachte es im Sonnen-Mikroskop: man wird erstaunen über die wunderbare Einrichtung desselben, über die Blattzellen und Poren, über die herrliche Farbenmischung. Man wird den Pflanzensaft in allen Farben, gleich einem Bache, durch die Adern des verwundeten Blattes fließen, sich sammeln und gegenseitig anziehen sehen. Man wird zwischen den Haaren des Kelchs eine Pflanze wachsen sehen, die Früchte trägt wie die Ananas.

Wenn wir aber schon an den Erzeugnissen der Pflanzenwelt den großen Reichthum und die manchfache Schönheit neuer Schöpfungen bewundern, welche dem bloßen Auge verborgen bleiben, so ist dieß noch viel mehr der Fall bei der großen Anzahl bisher unbekannter Thiere, mit welchen uns das Sonnen-Mikroskop bekannt macht. Auf allen Seiten, oft da, wo man am wenigsten daran denkt, zeigt uns das Mikroskop eine solche Menge belebter Wesen, eine solche reiche Manchfaltigkeit organischer Bildungen und Bewegungen, daß einem dabei fast ein wenig unheimlich wird, wenn man einen Augenblick vergißt, wie ja deßwegen doch alles bleibe, wie zuvor, nur daß das Auge einen andern Maßstab bekommt. Wer gern Essig genießt, wird doch deßwegen keinen Widerwillen dagegen bekommen, wenn er unter dem Mikroskope die große Menge

schnellbeweglicher Essigaale betrachtet, von denen derselbe angefüllt ist, was man schon mit einem gewöhnlichen Vergrößerungsglase sehen kann. Man dürfte ja sonst gar kein Wasser mehr trinken, oder nur Mineralwasser, welches keine Bewohner hat; denn schon ein einziger Tropfen gewöhnliches Quell- oder Brunnenwasser enthält eine unzählige Menge kleiner Thiere von den verschiedensten, seltsamsten Gestalten. Sie sind in der Regel durchsichtig; und man kann in dem Bilde des Mikroskops die zart gebauten inneren Gefäße auf's deutlichste erkennen. Dazu bedient man sich einer sinnreichen Einrichtung, indem man sie mit einem gefärbten Wasser füttert. Indigo, Carmin und Saftgrün sind zu diesem Zweck als die passendsten Stoffe gewählt worden. Ein Tropfen Wasser, der mit solchen Thierchen angefüllt ist, wird auf ein Stückchen Glas gebracht; und vermittelst eines feinen Pinsels mischt man unter denselben ein wenig von dem Färbestoff. Hierauf setzt man einen Tropfen klares Wasser in die Nähe des ersten, und zieht eine feine Linie, gleichsam einen Kanal, von einem Tropfen zum andern. Nun geschieht es, daß einige von den Thierchen, welche unterdessen das gefärbte Wasser verschluckt haben, sich durch diesen Kanal in den hellen Tropfen hinüber begeben, der dann unter das Mikroskop gebracht wird. Auf diese Weise wird der Magen und der Darmkanal der Thierchen auf's deutlichste sichtbar.

Noch merkwürdiger für das Mikroskop ist das fließende Wasser, das mit schöneren, größeren und stärkeren Thieren bevölkert ist. Ihre Gestalt ist oft so auffallend, daß der Zuschauer beim ersten Anblick erschrickt. Die Thiere selbst scheinen uns einen Augenblick anzusehen, verschwinden aber wieder mit Blitzesschnelle, und machen andern Platz; denn in diesem Teich, wie solchen kleinen Geschöpfen ein Wassertropfen erscheinen muß, gibt es eine große Einwohnerschaft.

Noch viel größer ist die Manchfaltigkeit der Erscheinungen in stehenden oder Sumpfwassern. Jede Gegend, jedes Wasser, jeder besondere Fleck in demselben Wasser hat seine eigenen Bewohner, die in ihrer Gestalt sich auffallend von den andern unterscheiden. Ein solcher Teich ist im Verhältniß zu seinen mikroskopischen Bewohnern eben so groß, wie das große Weltmeer im Verhältniß zu den Wallfischen, Seesternen, Medusen und andern Wasserthieren. Und wie am Ufer von Sicilien andere Fische, Muscheln, Seepflanzen vorkommen, als an den Scheeren von Norwegen oder an der Halbinsel von Malacca: so sind auch in einem Teiche verschiedene Arten mikroskopischer Thiere gleichsam klimatisch vertheilt, nur daß andere — uns unbekannte — Umstände, als das Klima, diese Vertheilung bestimmen. Jeder Teich ist eine eigne Welt, welche ihre Reiche, Städte, Dörfer und Kolonien hat, die sämmt-

lich zahlreich bevölkert sind. Die meisten dieser kleinen Thiere bringen die kurze Spanne Zeit, welche ihnen zu leben vergönnt ist, auf dem gleichen Flecke zu, als ruhige Bürger und Hintersaßen; andere leben in beständigem Vertilgungskriege miteinander; denn das Kriegen und Morden erstreckt sich auf dieser Welt der Trübsal bis in das Gebiet des Mikroskops hinein. Wieder andere, stärkere ziehen als rüstige Eroberer von einem Land — das heißt: von einem Wassergebiet — zum andern.

6.

Herr, wie sind Deine Werke so grosz und viel!

Weißt du, wie viel Sterne stehen an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du wie viel Wolken gehen weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet, daß Ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen in der hellen Sonnengluth?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen in der hellen Wasserfluth?
Gott der Herr rief sie mit Namen, daß sie all' in's Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe steh'n aus ihren Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen Seine Lust, Sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

7.

Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, ließ das Bübchen kommen, und sprach zu ihm: Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich halten wie mein eigen Kind. Sprach das Büblein: Wie lauten die drei Fragen?

Der König sagte: Wie viel Tropfen sind in dem Weltmeer? — Das Hirtenbüblein antwortete: Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe: so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.

Sprach der König: Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel? — Das Hirtenbübchen sagte: Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier! und dann machte es mit der Feder so viele feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Hierauf sprach es: So viel Sterne

stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier: zählt sie nur. Aber niemand vermochte das.

Sprach der König: Die dritte Frage lautet: Wie viel Sekunden sind in der Ewigkeit? — Da sagte das Hirtenbüblein: In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Meile in die Höhe, eine Meile in die Breite, und eine Meile in die Tiefe. Dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein, und wetzt sein Schnäbelein daran; und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.

Sprach der König: Ich will dich fortan halten wie mein eigen Kind.

8.
Räthsel.

Vier Brüder reisen miteinander:
Der eine läuft, und wird nicht matt,
Der andre ißt, und wird nicht satt,
Der dritte trinkt, und wird nicht voll,
Der vierte pfeift, und klingt nicht wohl.

9.
Das Meer.

Auf offener See geht die Sonne nicht hinter einem Berge unter; sondern sie scheint in's Meer hinunterzutauchen. Und des Morgens kommt sie nicht hinter einem Berge hervor; sondern sie taucht auf der andern Seite wieder aus dem Wasser herauf. Das ist ein prächtiger Anblick, wenn man die Sonne im Abendroth in's Wasser hinuntersteigen sieht, als wollte sie sich baden. Es ist aber auch ein schreckhafter Anblick, wenn man so um und um nichts als Wasser sieht.

Das dunkelblaue Meer ist nicht bloß so weit, daß man sein Ende nicht sehen kann; sondern es ist auch so tief, daß man an vielen Stellen noch gar keinen Grund gefunden hat. An andern Stellen, wo man die Tiefe des Meeres gemessen hat, dürfte man die höchsten Thürme 5 bis 6mal aufeinander stellen; und doch würden sie nicht viel über das Wasser hervorragen.

Nimmst du Meerwasser in den Mund, so schmeckt es nicht so angenehm wie unser Trinkwasser, sondern es schmeckt salzig und bitter; denn es enthält viel Salz. Weil nun unser Trinkwasser gegen das bittere Meerwasser einen fast süßen Geschmack hat, so nennt man es Süßwasser. Alle Quellen und Flüsse haben nur Süßwasser. Quellen von Süßwasser sprudeln selbst mitten im Meerwasser hervor. Wenn

man eine Reise auf dem Meere macht, so müssen die Leute das Süßwasser in großen Fässern mitnehmen, weil man das bittere Meerwasser nicht trinken kann. Wenn die Reise zu lang dauert, und die Schiffsleute haben alles Süßwasser ausgetrunken, so müssen sie vor Durst verschmachten, ob sie gleich ringsum nichts als Wasser sehen. Darum wollen wir Gott für unser gutes Wasser danken.

Ist es ganz windstille, so gleicht das Meerwasser einem glatten Spiegel. Erhebt sich aber ein Wind, so fängt es an sich zu bewegen. Wird der Wind heftiger, so erhebt sich Welle auf Welle, höher und höher. Zuletzt erreichen die Wellen die Höhe eines Zimmers; und wenn ein Sturm kommt, so rollen und brausen sie einher wie kleine Berge.

Otto von Kotzebue, ein russischer Schiffs-Kapitän, erzählt: Am 11. und 12. April des Jahres 1817, da wir in der Nähe von Unalaschka (einer der Fuchs-Inseln im Norden des großen Oceans) fuhren, stürmte es heftig mit Schnee und Hagel. In der Nacht vor dem 13. brach ein Orkan aus. Die Wellen thürmten sich in ungeheuren Massen, wie ich sie noch nie gesehen; der Rurik (so hieß das Schiff) litt unglaublich. Gleich nach Mitternacht nahm die Wuth des Sturmes in einem solchen Grade zu, daß er die Spitzen der Wellen vom Meere trennte, und sie in Gestalt eines dicken Regens über die Fläche des Oceans hinjagte. Eben hatte ich den Lieutenant Schischmareff abgelöst; außer mir waren noch vier Matrosen auf dem Verdeck, von denen zwei das Steuer hielten. Das übrige Kommando hatte ich, der Sicherheit wegen, in den Raum geschickt. Um 4 Uhr Morgens staunte ich eben die Höhe einer brausenden Welle an, als sie plötzlich die Richtung auf den Rurik zu nahm, und in demselben Augenblicke mich besinnungslos niederwarf. Der heftige Schmerz, den ich beim Erwachen fühlte, ward übertäubt durch den traurigen Anblick meines Schiffes. Wenn der Orkan noch eine Stunde anhielt, so mußte es untergehen; denn kein Winkel desselben war der Wuth jener gräßlichen Welle entgangen. Zuerst fiel mir der zerbrochene Vordermast (Bugspriet) in die Augen. Man denke sich die Gewalt des Wassers, welche mit Einem Stoß einen Balken von zwei Fuß im Durchmesser zersplitterte. Dieser Verlust war um so wichtiger, da die beiden übrigen Masten dem heftigen Hin- und herschleudern des Schiffes nicht lange widerstehen konnten, und dann keine Rettung mehr denkbar war. Dem einen meiner Matrosen hatte die Riesenwelle ein Bein zerschmettert. Ein Unter-Officier ward in die See geschleudert, rettete sich aber, indem er mit bewundernswerther Geistesgegenwart ein Tau umklammerte, das neben dem Schiffe herschleppte. Das Steuerrad war zerbrochen, die beiden Matrosen, welche es gehalten hatten, sehr beschädigt; und ich selbst war mit der Brust gegen

eine Ecke geschleudert worden; ich litt sehr heftige Schmerzen, und mußte einige Tage das Bett hüten. Bei diesem furchtbaren Sturme hatte ich Gelegenheit, den unerschrockenen Muth unserer Matrosen zu bewundern. Aber keine menschliche Macht konnte uns retten, wenn der Orkan länger angehalten hätte.

Allerdings sind solche Stürme, wenn sie lange dauern, für die Seeleute sehr gefährlich. Die schäumenden Wellen werfen das Schiff von einer Seite auf die andere; bald ist es tief unten, bald hoch oben; ja, sie brausen über dasselbe hinüber, und reißen alles, was nicht angebunden ist, mit sich fort. Oft bekommt das Schiff Risse von den anschlagenden Wellen; das Wasser dringt herein; und es fängt an zu sinken. Voll Schrecken und Angst eilen die Schiffsleute zu den Pumpen, um das Wasser hinauszuschaffen. Endlich hilft auch das nichts mehr. Man setzt die Boote in's Wasser; alles springt hinein, und das Schiff sinkt unter. Wie viele Menschen sind schon in solchen Stürmen umgekommen!

Aber auch wenn nie ein Wind ginge, stände das Meerwasser doch nicht still. Es bewegt sich von selbst. Das Meer steigt nämlich zweimal des Tags, und zweimal fällt es wieder. Sechs Stunden braucht es, bis es die höchste Höhe erreicht; und dieses Steigen des Meerwassers nennt man die Fluth. Nach einer Viertelstunde fängt es wieder an zu fallen, und erreicht nach sechs Stunden seinen niedrigsten Stand. Dieses Fallen des Meeres nennt man die Ebbe.

Wenn die Fluth eintritt, so werden bisweilen Felsen und kleine Inseln ganz unter Wasser gesetzt. Ein spanischer Ritter, Namens Vasco Nunjez, machte im Oktober des Jahres 1513 mit sechzig seiner Leute in neun Kähnen, welche von Indianern geführt wurden, eine Fahrt in einem Meerbusen des großen Oceans. Die drei letzten Monate des Jahres sind dort die gefährlichsten für die Schiffahrt. Das hatten ihre indianischen Begleiter (Eingeborne von der Landenge Panama) ihnen warnend vorhergesagt. Aber Vasco Nunjez lebte der Hoffnung, Gott werde ihn schützen. Diese Hoffnung wurde bald zu Schanden; denn Gott widersteht den Hoffärtigen, die ohne Noth sich in Gefahr stürzen, und züchtiget die verwegenen Geister, die Ihn versuchen. Der Wind wurde bald heftiger; die Wellen gingen hoch, und brachen sich brausend und schäumend an den Felsenriffen und Klippen und zwischen den zahlreichen Inselchen, mit denen der Golf besät ist. Es war schrecklich zu sehen, wie die leichten, mit Menschen überladenen Fahrzeuge jetzt hoch auf dem berstenden Kamm einer Woge schwebten, dann gleich darauf aus den Augen ihrer Gefährten verschwanden, als ob sie das tosende Wassergrab verschlungen hätte. Selbst die Indianer verriethen

Furcht und Verwirrung; denn zwischen diesen Klippen und Brandungen war selbst die Geschicklichkeit des erfahrenen Schwimmers von wenig Bedeutung. Endlich glückte es den Indianern, die Kähne paarweise der Länge nach aneinander zu binden, und dadurch das Umschlagen zu verhindern. Gegen Abend erreichten sie eine kleine Insel, an der sie landeten. Sie befestigten die Kähne an Felsen und an kleine Bäume, die an der Küste standen, und legten sich an einem höheren, trockenen Orte zur Ruhe nieder.

Aber gar bald wurden sie durch das reißende Wachsen der Fluth aus dem Schlafe geweckt. Sie zogen sich an einen höheren Ort zurück; aber das Gewässer folgte ihnen; es tobte wie ein Ungeheuer der Tiefe, das auf seine Beute nicht verzichten will. Nichts soll fürchterlicher und entsetzlicher seyn als das wilde Geheul der See an und auf den Inseln dieses Golfs beim Steigen und Fallen der Strömung. Ein Fels nach dem andern verschwand, eine Sandbank nach der andern, bis das Meer endlich die ganze Insel bedeckte, und fast bis zu den Hüften der Spanier und ihrer Begleiter anwuchs. Ihre Lage war verzweiflungsvoll. In wenigen Minuten konnte die Fluth über ihren Häuptern zusammenschlagen; jede Welle konnte sie wegschwemmen. Zum Glück hatte sich der Wind gelegt, und das Meer wurde wieder ruhiger über den Felsen. Die Fluth hatte für dießmal ihre äußerste Höhe erreicht, und begann sich zu verlaufen. Nach einiger Zeit hörten sie die zurückgehenden Wellen gegen die Felsen unter ihnen anschlagen.

Als der Tag dämmerte, suchten sie ihre Kähne; aber hier erwartete sie ein schrecklicher Anblick. Einige waren in Stücke zerbrochen; andere klafften an mehreren Stellen. Die darin zurückgelassenen Kleider und Lebensmittel waren hinweggespült, und an ihrer Stelle Sand und Wasser. Die Spanier starrten in stummer Verzweiflung auf die Landschaft hin. Sie waren schwach und elend, brauchten Nahrung und Ruhe, und sahen doch nichts vor sich als Hunger und Arbeit und den nahen Tod. Vasco Nunjez aber erweckte ihren Muth wieder, und gab ihnen durch seine eigne freudige Anstrengung ein Beispiel. Sie folgten ihm und machten sich an die Arbeit, die schadhaften Kähne auszubessern, so gut sie konnten. Diejenigen, welche nicht gar zu arg zerschlagen waren, banden und flickten sie mit ihren Gürteln, mit Streifen von Baumrinde und mit den zähen, langen Stengeln von Seegewächsen. Andere Wasserpflanzen zermalmten sie zwischen Steinen, und verstopften damit die kleineren Risse. Die wenigen Kähne, die ihnen geblieben, gingen jetzt natürlich noch tiefer im Wasser, als den Tag zuvor. Bis zum späten Abend mußten sie mit den Wogen, dazu mit den Qualen des Hungers und Durstes kämpfen, bis sie endlich in einem Winkel des

Golfes landen konnten, in der Nähe einer indianischen Stadt. Vasco Nunjez ließ einen Theil seiner Mannschaft zur Bewachung der Kähne zurück; mit den übrigen ging er auf die Stadt los. Die Bewohner derselben konnten die Fremdlinge, die gegen Mitternacht bei ihnen ankamen, für nichts anders als für Feinde ansehen, und wollten sie mit ihren Waffen zurücktreiben. Aber bald flohen sie vor den spanischen Feuergewehren und Hunden heulend in den Wald; und die Eroberer fanden in den verlassenen Häusern einen Ueberfluß von Lebensmitteln, dazu eine große Menge von Gold und Perlen.

10.

Das Gräßlichste.

Soll meine Phantasie ein Bild erschaffen, gräßlicher als der Sturm, der Schiffbruch, der Brand eines Fahrzeuges zur See: so bannt sie auf hohem Meer ein Schiff in eine Windstille, die keine Hoffnung, daß sie aufhören werde, zuläßt.

11.

Meeres-Stille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser; ohne Regung ruht das Meer;
Und bekümmert sieht der Schiffer glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite! Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite reget keine Welle sich.

12.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen; der Himmel ist helle; und Aeolus löset das ängstliche Band. Es säuseln die Winde; es rührt sich der Schiffer: Geschwinde! geschwinde! Es theilt sich die Welle; es naht sich die Ferne: schon seh' ich das Land!

13.

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wogen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug. Wo ist Don Alfonso?
Riefen sie. Er war des Schiffes Priester.
Reiset wohl! ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim, sprach er von dem Borde.
Meine Pflicht beginnt; die eure endet.

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter. —
Welcher Geist war größer, jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

14.

Weicht von mir, ihr Angstgedanken.

Im Anfang des Februars 1826 war auf der amerikanischen Insel St. Christoph eine Zusammenkunft von Missionaren. Auch die von der Insel Antigua hatten ihr beigewohnt, und wollten, Gott dankend für die dort empfangene Glaubensstärkung, in ihren gewohnten Wirkungskreis zurückkehren. Auf der Heimreise mußten sie, wegen ungünstigen Wetters, vier Tage auf der Insel Montserrat verweilen; und diese Wartezeit wurde ihnen und den dortigen Christen und Heiden zum reichsten Segen. Doch sehnten sich die treuen Seelsorger von ganzem Herzen nach ihren Gemeinden auf Antigua, von denen sie schon drei Sonntage entfernt waren.

Als sie, begleitet von den Segenswünschen der Freunde, am Abend des 27. Februar Montserrat verließen, wehte der Wind noch heftig, und die See trieb hohe, mächtige Wellen. Auch der folgende Tag, ein Dienstag, war stürmisch; doch sahen sie gegen Sonnen-Untergang den Hafen ihrer lieben Heimath. Während der Kapitän des Schiffes mit großer Vorsicht die Menge von Felsen und Sandbänken, welche jene Insel umgeben, zu vermeiden suchte, waren die fünf Missionare auf dem Verdecke versammelt, Gott zu danken für die glückliche Heimfahrt, und freuten sich auf die nahe Landung. Die Kinder spielten in der Kajüte um ihre Mütter her, und sangen Loblieder mit ihnen. Alle waren vergnügt, nur die Gattin des Missionars Jones nicht. Sie konnte sich der Furcht vor Schiffbruch nicht erwehren, wie ernstlich sie auch betete. Am tröstlichsten war es für ihr gedrücktes Gemüth, wenn sie sich die Worte eines englischen Liedes vorsagte:

Weicht von mir, ihr Angstgedanken!
Mein Jesus schützet mich.
Dieser Fels wird niemals wanken;
Er steht ewiglich.

Da schrien gegen 7 Uhr plötzlich einige Matrosen: Eine Brandung! vorn eine Brandung! Man suchte rasch das Schiff zu wenden; aber es war zu spät. Das Schiff stieß mit furchtbarer Gewalt auf einen Felsen, und zerbrach. Das Wasser stürzte durch die offenen Spalten, und erfüllte den inneren Raum. Die Missionare eilten in die Kajüte hinab, ihre Angehörigen zu retten; aber es wurde ihnen schwer, sie durch das Wasser auf das Verdeck zu bringen. Die Wellen rissen auch das große Boot hinweg, in welchem man sich hätte retten können. Es war gerade ein Matrose darin; der Steuermann sprang nach, und erreichte das Boot. Aber wiewohl beide mit Anstrengung aller Kraft arbeiteten, konnten sie ihr Fahrzeug dennoch nicht an das Schiff bringen; denn der Andrang der Wogen war zu heftig. Sie wurden fortgetrieben in die weite See, bis sie, nach einer langen Zeit der Angst, von einem französischen Schiffe gerettet und auf eine andre Insel gebracht wurden.

Die Matrosen hieben indessen den Mastbaum des Schiffes ab, und warfen die Anker aus. Dadurch bewirkten sie, daß das auf die Seite gefallene Schiff sich etwas aufrichtete und fester liegen blieb. Die Missionare und ihre Familien, dazu die Schiffsmannschaft, im Ganzen 19 Personen, die bis zur Brust im Wasser standen, hielten sich am Geländer des Verdeckes, an Balken, Stangen und Stricken fest, trösteten sich mit dem Hinblick auf die selige Ewigkeit, und riefen zu Dem, der auch aus der Tiefe des Meeres retten kann. Da brach, etwa nach einer Stunde, ein großes Stück von dem geborstenen Schiffe los, und mit ihm stürzten alle, die darauf waren, auch zwei Missionare, drei Frauen, vier Kinder und zwei Mägde in die tobende Brandung. Auch Frau Jones wurde mit fortgerissen; doch gelang es ihrem Gatten, der noch auf dem Schiffe stand, sie mit der Hand zu erreichen und zu sich heraufzuziehen. Die andern kämpften noch kurze Zeit mit den schäumenden Wogen. Es war entsetzlich, das Jammergeschrei der schwimmenden Kinder zu hören. Die Nacht war zu dunkel, das Meer zu unruhig, als daß man sie hätte retten können. Die Missionare und ihre Frauen riefen zu dem zerbrochenen Schiffe herüber: Lebet wohl! Der Herr sey mit euch! Er segne euch! Dann hörte man sie beten: Herr, erbarme Dich unser; sey uns gnädig, o Gott, und mach uns ewig selig! Dann verstummte das Schreien der Kinder; und das Gebet ihrer Aeltern hörte hier auf, um dort zu einem Lobgesange zu werden. Eines nach dem andern versank in die Tiefe.

Der Kapitän forderte die noch Lebenden auf, sich auf der Spitze vom Vordertheile des Schiffes zusammenzudrängen, weil er hoffte, dieß würde noch am längsten dem Andrange der Wogen widerstehen. Haltet nur noch bis zum Morgen aus, rief er; dann sehen sie uns vom

nahen Ufer, und holen uns ab. Nur mit großer Mühe gelangten die Leute auf jenen Theil des Schiffes. Und auch dort schlugen oftmals die Wellen über ihren Häuptern zusammen, und drohten sie zu ersticken oder fortzuführen. Kaum hatten sie, wenn eine Woge zurückgeflossen war, einmal Luft geschöpft, so nahm eine andere ihnen wieder den Athem. Das war eine schreckliche Nacht. Wie sehnten sie sich nach dem Morgen!

Endlich brach die Dämmerung an. Sie sahen Menschen am Land umhergehen, wurden aber nicht von ihnen bemerkt, weil sie nur mit den Köpfen und Schultern aus dem Wasser hervorragten, und die Wellen noch immer hoch gingen. Eine Stunde um die andere verging; und nirgends wollte ein Retter sich zeigen. Endlich sahen sie in geringer Entfernung ein Schiff vorbeifahren. Da schrien alle, so laut sie konnten; aber das Heulen des Windes und das Brausen der Wogen war stärker als die Stimmen der Unglücklichen. Ein Boot nach dem andern fuhr in der Ferne vorüber. Muth und Kraft schwand immer mehr; denn niemand hörte oder sah sie. Auch wurden sie sehr von Hunger und Durst gequält; denn sie hatten nichts zu essen noch zu trinken; und das Meerwasser kann man nicht genießen. Frau Jones allein kostete davon, und fühlte sich dadurch erquickt; aber niemand wollte ihr es nachthun. Mehr Eingang fanden ihre Worte, als sie in Gemeinschaft mit den drei noch lebenden Missionaren von Jesu Christo redete, der allein vom ewigen Tode retten kann. Der Kapitän und die Matrosen weinten über ihre Sünden, und riefen den Erlöser um Vergebung an. Zwei Matrosen starben an jenem Tage, selig im Glauben an Christum, wie wir hoffen. Für die Missionare war die Buße und das Gebet dieser Leute eine große Erquickung in ihrer Todesnoth.

Noch einmal kehrte die Nacht wieder mit ihrer schauerlichen Finsterniß. Zitternd vor Kälte mußten sie sich an einander festklammern, um nicht von den Wellen weggerissen zu werden. So schrecklich ihre Lage war, konnte doch mancher vor Erschöpfung sich des Schlafes nicht erwehren. Desto wachsamer und standhafter mußten dann die andern seyn. So war auch diese Nacht voll Angst und Grausen.

Der Donnerstag brach an; aber auch er brachte keine Hülfe. Schiffe und Kähne fuhren vorüber; aber die Schiffbrüchigen wurden nicht bemerkt. Als gegen neun Uhr Morgens das Meer etwas ruhiger geworden war, sagte der Missionar Hillier, er glaube, er könne jetzt wohl bis an's Ufer schwimmen, und mit Gottes Hülfe sich und die andren retten. Diese stellten ihm freilich vor, er sey zu schwach, um eine Strecke von 3/4 Stunden fortzuschwimmen. Allein er wollte es doch wagen. Er nahm Abschied, und ließ sich betend in das Meer hinab.

Zuerst ging es gut; aber kaum hatte er 10 Minuten schwimmend mit den Wogen gekämpft, da sank er, und kam nicht wieder in die Höhe. Bald darauf versuchten zwei Matrosen, auf einem Stücke des Schiffes das Land zu erreichen; aber auch sie wurden von der Tiefe verschlungen. Einige Leichen ihrer Freunde schwammen um die noch Lebenden, die besonders viel vom Durste litten.

Die dritte Nacht kam; und diese schien die letzte zu seyn. Alle Fugen des Schiffes thaten sich auf, und es drohte in kleine Stücke zu zerfallen. Sie erwarteten betend das nahe Ende. Aber sie sollten noch den Morgen des Freitag sehen. Die See wurde viel stiller. Da versuchte Missionar Oke, ob er nicht schwimmend das Ufer erreichen könnte. Frau Jones schlief gerade, als er die gefahrvolle Reise antrat, hörte aber bald darauf von ihrem Manne, daß der entkräftete Freund nur kurze Zeit von den Wellen getragen worden, und dann verschwunden sey.

Nun waren nur noch drei Personen auf dem zerfallenden Schiffe: der Kapitän und Herr Jones mit seiner kaum zwanzigjährigen Gattin, die einen Arm um seinen Hals geschlungen hatte, und ihn am Kragen des Rockes festhielt. Er war so schwach geworden, daß seine vor Kälte und Nässe erstarrten Füße ihn nicht mehr tragen wollten. Frau Jones bat den Kapitän, er möchte ihren Mann aus dem Wasser ziehen helfen, damit die Füße auf's Trockene kämen. Aber der Kapitän war viel zu schwach dazu. Nicht lange darnach sah Jones seine Frau an und sagte: Liebe Frau, ich fühle einen sonderbaren Schwindel; was mag das bedeuten? Sie, die noch keinen Menschen hatte sterben sehen, wußte das nicht, bis sie ihn leise beten hörte: Komm, Herr Jesu, komm bald! Einige Augenblicke darauf sprach er etwas lauter: O Herrlichkeit! o Herrlichkeit! und entschlief, während sein Haupt noch immer auf der Schulter seiner Gattin ruhte. Sie rief den Kapitän, erhielt aber keine Antwort; denn auch er lag im Sterben. Sie drückte die Leiche des geliebten Gatten an ihre Brust; aber bald entriß ihn eine Welle ihren schwachen Armen, und spülte ihn hinweg. Sie sah ihn noch, wie er im Wasser vor ihren Füßen umhergetrieben wurde. Dann schwand auch ihr das Bewußtseyn.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, fühlte sie jemand neben sich, der sich Mühe gab, sie aufzurichten. Dann merkte sie auch, daß sie auf einem Bette lag. Zwei Männer standen bei ihr, die sehr fröhlich wurden und Gott dankten, als sie die Augen aufschlug. Noch war ihr alles wie ein Traum.

Wie war sie aber gerettet worden? Die zwei Männer hatten an jenem Freitage Nachmittags gehört, daß man Stücke von einem gestrandeten Schiff am Ufer umherschwimmen sehe, und waren sogleich in ein

Boot gesprungen, um zu retten, was etwa noch zu retten wäre. Sie fanden zwischen den Ankertauen des gescheiterten Schiffes eine bewußtlose Person, deren Gesicht so aufgeschwollen war, daß es fast keinem menschlichen mehr gleich sah. Das war die arme Frau Jones in ihren Nachtkleidern, dazu noch in den Mantel ihres Gatten gehüllt, mit einer Matrosenmütze auf dem Kopfe. Der liebe, treue Gott hatte nach Seiner großen Barmherzigkeit ihr über die letzten Stunden, welche sie allein auf dem Schiffe zubringen mußte, durch eine tiefe Ohnmacht hinübergeholfen. Die Männer nahmen sie mit sich an's Land; und ein Arzt pflegte sie, bis sie so weit wiederhergestellt war, daß sie erzählen konnte, was sie in jenen drei Tagen und Nächten ausgestanden hatte. Die härtesten Seeleute waren vor Hunger, Durst und Kälte dahingestorben; diese zarte Frau allein hatte Gottes Hand erhalten.

Was mochten aber die armen Neger auf Antigua fühlen, als sie hörten, daß ihre fünf treuen Lehrer ihr Grab in der Tiefe gefunden hatten? Es mochte ihnen zu Muth seyn wie etwa jenen Betschuanen (in Südafrika) bei dem Abschied ihrers Lehrers. Von diesen sagte einer: „Es ist ein gemeinsamer Jammer in unsrer ganzen Stadt, in allen unsren Häusern. Unsre Männer weinen, unsre Weiber weinen, unsre Kinder weinen: alle weinen um ihren Lehrer. Wir haben unsern Lehrer verloren, und gehen nun in der Irre, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Ach wir können nichts als weinen."

Was aber sagst du dazu, lieber Leser? Nicht wahr, du möchtest gerne fragen: „Warum ließ Gott jene edlen Leute so bald, so schrecklich sterben? Waren sie nicht Seine treuen Diener, gesandt, bereit und tüchtig zu einem großen, heiligen Werke, zur Ausbreitung Seines Gnadenreiches, zur Rettung Seiner Kinder?" Lieber Christ, erst die Ewigkeit wird Antwort geben auf solche Fragen; jenseits des Grabes wird es hell werden. Lasset uns harren in Gottesfurcht und kindlicher Demuth; lasset uns fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal, und anhalten am Gebet; lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden. Jede Stunde unsres Daseyns gebe Zeugniß von der Kraft und Lauterkeit unsrer Liebe zu Gott und den Menschen. Ueber ein kleines wird der Herr uns zu sich rufen, und die Decke von unsern Augen nehmen. Da werden wir schauen, was wir hienieden geglaubt, verstehen und fassen, was uns jetzt dunkel und unbegreiflich ist. Da wird die ewige Liebe uns alle Räthsel dieses Lebens lösen, und uns erkennen lassen, welchem Rathschlusse Seiner Weisheit jenes große Unglück gedient, und wozu auch deine kleineren Leiden gut gewesen, lieber Leser. Jene Schiffbrüchigen haben in dieser Welt geglaubt, bekannt und gelehrt: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge,

auch Noth und Tod, zum Besten dienen. Droben werden sie mit uns rühmen: Der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich.

Der Herr hat alles wohl bedacht,
Und alles, alles recht gemacht:
Gebt unserm Gott die Ehre!

15.

Die Felsenwarte.

An einer der nördlichsten Küsten Deutschlands, die von der Ostsee bespült werden, war an einem heiteren, stillen Abend die Familie eines Fischers vor ihrer Hütte versammelt, um von ihm für die Nacht Abschied zu nehmen, ihre Segenswünsche zu seiner Fahrt ihm nachzurufen. Sein Schwiegervater, ein kräftiger Greis, plauderte mit einer lieblichen Enkelin, deren Hand auf der Schulter ihrer jüngeren Schwester lag. Der rüstige Fischer in seinem rauhen Wamms und den großen Stiefeln, die weit über die Knie heraufgingen, küßte das kleinste Kind, das schier erschrecken und sich fürchten wollte, als es so hoch emporgehoben wurde; und die Hausmutter, während sie ihren Säugling wieder nahm und an die Brust drückte, blickte ängstlich auf ihren Gatten, und wünschte ihm seufzend eine glückliche Heimkehr. Ein Knabe, des Vaters Ebenbild nicht bloß im Gesichte, sondern auch in der Kleidung, trug einen gewaltigen Schiffsmantel auf seinen Schultern; und ein großer Hund, der seinen Herrn nicht hatte erwarten können, stand bereits an einem Steindamme, wo der Fischer und sein Sohn ihren Kahn besteigen wollten.

„Gut Glück! gut Glück! rief der alte Mann, gut Glück! und komm wohl wieder heim, Martin. Du brauchst nichts als den Segen Gottes; und den kannst du haben, wenn du darum bittest; du sollst aber auch den meinigen haben: Gott segne dich und sey mit dir.“ Dieser Segen wurde von der Hausfrau und ihren Kindern herzlich bekräftigt; und der Fischer ging, mit dem Bootshaken auf der Schulter, auf die Bucht zu, der Knabe hinterdrein.

Mit dem frühesten Morgengrauen war die zurückgebliebene Familie wieder wach und mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt. Das älteste Mädchen machte sich emsig daran, das kleine Wohnzimmer aufzuräumen; das jüngere richtete den Tisch zum Frühstück zu; und die Mutter hängte die Kleider ihres Mannes und des Knaben an den Ofen. Eine Stunde ging vorüber; und es war ihr nicht ganz wohl dabei, daß der Mann dießmal länger als gewöhnlich ausblieb. Als die zweite Stunde unter vergeblichem Warten verflossen war, sagte sie zu dem alten Manne: „Vater, seyd doch so gut, und geht einmal hinaus, und seht, ob Ihr nicht

sein Segel auf dem Wasser erblicken könnt? Bei so ruhiger See und so schönem Wetter bleibt er sonst nicht so lang aus. Und schon das hätte ihn sollen nach Hause treiben, daß mein Kleiner in der letzten Nacht nicht ganz wohl war."

Der Greis ging hinaus, und seine Enkel folgten ihm, eins nach dem andern, bis die Mutter ganz allein blieb. In sorglichen Gedanken wiegte sie ihren Säugling, bis, nachdem abermals eine Stunde verstrichen war, eine ihrer Töchter hereintrat und meldete, einer der Nachbarn habe in der Nacht mit dem Vater gesprochen, und er werde gewiß bald nach Hause kommen.

„Gott gebe es! sagte sie mit dem Tone tiefen Kummers. Er war nie so lange aus, außer damals, da er die Mannschaft des Schiffes Proteus retten half; und da hätte ihn der Wirbel des sinkenden Schiffes beinahe verschlungen."

Sie schürte das Feuer wieder, wendete die Kleider am Ofen noch einmal um, und bereitete das Frühstück; aber niemand hatte Lust es anzurühren.

Die Sonne stand hoch im Mittag; die Familie versammelte sich wieder in ihrer niedrigen Wohnung; aber die Stütze des Hauses fehlte immer noch. Sie setzten sich zu einem traurigen Mahle nieder, bei welchem die Plätze auf beiden Seiten der Hausmutter leer blieben. Der Greis war der einzige, der nichts Schlimmes zu erwarten schien; doch war er bald mit dem Essen fertig, und ging dann wieder fort. Unter peinlicher Erwartung schlich auch der Nachmittag dahin; und die Sonne hatte sich bereits zum Niedergange geneigt, als die Frau des Fischers, nachdem sie ihr Kindlein in Schlaf gelullt, selber an das Ufer ging, von wo man eine weite Aussicht auf das Meer hatte. Bald war die ganze Familie auf diesem Platze versammelt. Aber nirgends ließ sich ein Kahn auf dem Wasser erblicken, nirgends etwas, das Hoffnung gewähren konnte, das Meer selbst ausgenommen, das viel zu ruhig aussah, als daß man von demselben eine Gefahr hätte fürchten sollen. Länger ließ sich nun die schwere Sorge nicht mehr verbergen; und während der alte Mann auf und ab schritt, und von Zeit zu Zeit ernsthaft nach der einsamen See hinausblickte, fingen Mutter und Tochter an laute Seufzer auszustoßen.

Niemand braucht sich zu fürchten, wer auf Gott vertraut, rief der Großvater. Aber seine Worte fanden nicht viel Anklang. Doch erwiderte seine Tochter: Ja, er hat immer auf Gott vertraut; und Gott wird ihn auch jetzt nicht verlassen.

„Erinnerst du dich, Hanna, fuhr der alte Mann fort, wie oft die Hand Gottes mit mir war, in Sturm und Schiffbruch, wo menschliche

Hülfe ferne stand, und nichts hätte ausrichten können, wäre sie auch nahe gewesen.“ So ermunterten sie einander, so gut sie konnten, sich ganz dem Willen Gottes zu unterwerfen, möge Er den milden Thau oder den heftigen Regenstrom herabsenden. Von dem einsamen Hügel, der auf das große Meer hinaussah, stiegen ihre vereinten Gebete zu Gott empor, und flehten, Gott wolle sie nicht ohne Trost lassen.

Wir wollen uns nun aber nach dem Manne umsehen, welcher der Gegenstand ihrer Sorge und ihrer Hoffnung war. Er hatte die Nacht hindurch gute Geschäfte gemacht; als er aber mit Tagesanbruch wieder nach Hause fahren wollte, fiel ihm ein, daß er versprochen, Seegras mitzubringen, das auf dem Kartoffelacker hinter seinem Hause als Dünger dienen sollte. Er befand sich gerade in der Nähe einiger Felsen, die nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar waren. Auf diese ruderte er zu, sprang an's Ufer, befestigte das Seil seines Bootes an eine hervorragende Klippe, und nahm seinen Bootshaken mit sich. Er hatte bereits eine hinreichende Menge Seegras gesammelt, aber dabei sich in seinem Eifer von dem Landungsplatze weiter entfernt, als er seinen Sohn laut rufen hörte: Das Seil hat sich losgemacht! Augenblicklich sprang er auf das Boot zu, das erst einige Schritte vom Ufer entfernt war. Allein der Knabe bemühte sich vergebens, beide Ruder zugleich zu führen. Neptun, der treue Hund, lief im Boote bald vorwärts, bald zurück, und heulte fürchterlich, als begriffe er die Gefahr seines Herrn. Bereits schickte er sich an, sich in die Wogen zu stürzen und zu ihm hinzuschwimmen; im nächsten Augenblick aber leckte er dem Knaben Gesicht und Hände, als hätte er vorhergesehen, daß dieser seines Schutzes am meisten bedürftig seyn würde.

Der Fischer begriff alsbald das Gefährliche seiner Lage. Er wußte, daß die Fluth schnell herankomme; und als er gewahr wurde, daß sein Sohn unter den Bemühungen, beide Ruder zu gebrauchen, eines derselben hatte über Bord fallen lassen, war seine Hoffnung auf Hülfe verschwunden. Vater! Vater! rief der arme Knabe, was soll ich thun? Das Boot war in diesem Augenblicke schon so fern, daß der geängstete Vater kaum diese Worte vernehmen konnte. Aber er rief ihm, so laut er konnte, zu: Vertrau auf Gott, den Vater der Waisen.

Und nun ergab er sich in das Schicksal, das er, wie er wußte, zu erwarten hatte, und begleitete mit den Augen das Boot, welches sein gefährdetes Kind immer weiter von dem Felsen wegführte. Er betete für den Knaben: da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke gleich einem hellen Lichtstrahl durch die Seele. Guter Gott! rief er, ich könnte noch gerettet werden. Mit der Emsigkeit eines Mannes, in welchem Hoffnung mit Verzweiflung kämpft, sammelte er alle Steine, die um ihn her lagen, und baute daraus auf der höchsten Spitze des Felsen schnell eine Warte. Es

war in der That wunderbar, wie er in der kurzen Zeit so viele zusammenbringen konnte. Aber der Allmächtige gab seinem Arme Kraft; und er arbeitete ja nicht bloß für sein eigenes Leben, sondern auch um der werthen Seelen willen, welche Gott seiner Liebe und Fürsorge anvertraut hatte. Die Fluth kam heran, immer näher, immer stärker, und nöthigte ihn bald, seine Arbeit aufzugeben. Er bestieg seine Warte, stieß den Bootshaken fest in eine Klippenspalte, und bereitete sich zum Kampfe auf Leben und Tod. Aber freilich wollte ihm der Muth entsinken, wenn er bedachte, wie gering die Wahrscheinlichkeit war, daß das Wasser ihm nicht über den Kopf gehen würde. Doch beschloß er, alles aufzubieten, um sein Leben zu retten. Der Wogenschlag war nicht heftig; und an dem Bootshaken hatte er eine gute Stütze.

Immer näher kam der schreckliche Augenblick. Das Wasser hatte seine Knie erreicht; aber er stand fest, und betete um Bewahrung. Es stieg höher, immer höher, langsam und ruhig; aber das war schrecklicher, als wenn es um seine Beute getobt hätte. Bald erreichte es seine Brust; er betete, es möchte nicht höher steigen. Aber es stieg höher, höher, immer höher, und ging ihm über die Schultern. Da wollte die Hoffnung in seinem Herzen erlöschen; er dachte nur noch an die Seinen, und betete um Segen für sie. Immer noch wuchs die Fluth; immer weiter drang sie heran; und Martin mußte seinen Kopf in die Höhe halten, um so lang als möglich dem Tode zu widerstehen. Die Besinnung hatte ihn fast verlassen; sein Athem wurde schwach; seine Beine schlotterten; sein Herz pochte. Sein Gebet war nur noch ein abgebrochenes Murmeln. Das Blut drang ihm zum Kopfe; die Augen starrten, als wollten sie aus ihren Höhlen springen. Er strengte sich an sie zu schließen, und nahm Abschied von den Seinen, die nun bald in so tiefe Trauer versetzt werden sollten. Schreckliche Bilder stiegen vor ihm auf; bei jedem Wellenschlage kam es ihm vor, wie wenn die Feinde ihn hinunterzwingen wollten; und das Geschrei der Seevögel klang wie ein Siegesruf über ihrer Beute. Er keuchte und fürchtete zu ersticken; denn er hatte nicht Kraft genug, den Kopf immer über den Wellen zu halten; jeden Augenblick sank er nieder; und das krampfhafte Auffahren, welches darauf folgte, erweckte ihn nur zu dem Bewußtseyn, wenn man es ja so nennen kann, daß das nächste Niedersinken sein letztes seyn werde.

Barmherziger Gott! Gerade in dem Augenblick, als Manneskraft und Besinnung ihn verlassen wollte, und der kalte Schauder des Todes über ihn kam, wurde er gewahr, daß die Fluth nicht mehr höher stieg. Seine Augen öffneten sich, fielen wieder zu; und ein fürchterlicher Ton fuhr über die Wogen hin. Sie wirbelten um seine Brust her; der Wasserschaum floß um seine Lippen; aber so viel er merken konnte, stiegen sie

nicht höher. Eine Minute war verflossen, seitdem die salzige See seine Lippen berührt hatte. Das war unmöglich, wenn die Fluth immer noch stieg. So viel konnte er noch überlegen. Er machte die Augen auf, und stöhnte mit schwacher Stimme: O Gott! sey barmherzig! Die Fluth hatte wirklich ihren höchsten Punkt erreicht: da stand Martin, immer noch bewegungslos, aber betend und weinend, indem er an sein liebes Heimwesen dachte, und sich der Hoffnung hingab, daß seine Stelle dort vielleicht doch nicht für immer leer bleiben würde. In kurzer Zeit hatte sich das Wasser gesenkt; er konnte seine erstarrten Beine wieder aufheben, und sich durch starke Bewegung ein wenig erwärmen. Bald war der Fels wieder so trocken wie zuvor. Martin kniete auf diesem einsamen Fleck mitten in den Wogen nieder, verbarg sein Angesicht in seine Hände, und pries und lobte seinen Schöpfer und Erhalter.

Ei! das war ja das wohlbekannte Bellen seines treuen Hundes, das er aus der Ferne hörte; im nächsten Augenblicke schon leckte ihm das gute Thier seine blasse Wange. Er war gerettet: sein Boot lag am Felsen, sein Sohn in seinen Armen. Der Knabe war an's Land getrieben worden, und hatte schnell einige Freunde gefunden, die, um seines Vaters Leben zu retten, in größter Eile nach dem Felsen ruderten.

Jetzt nach Hause, nach Hause! rief Martin. Nach Hause, nach Hause! wiederholte der Knabe; und Neptun sprang auf, und bellte bei dem willkommenen Rufe.

Die Familie kniete und betete noch immer auf der Höhe, von der man das Meer überschauen konnte. Plötzlich sprang der Greis auf und rief: Wir sind erhört; dort ist ein Punkt auf den fernen Wassern.

Wo? wo? fragten die Andern; und er deutete auf die Stelle, wo er das erwartete Boot zu sehen glaubte. Sie strengten alle ihre Augen an, konnten aber nichts erblicken. Nach einigen Minuten entdeckten sie zwar ein Segel; aber es war noch nicht möglich, die Richtung desselben zu bestimmen. Nun war die Erwartung auf das Höchste gespannt, doch nur kurze Zeit. Bald sah man deutlich ein Boot auf das Ufer zukommen; in einigen Minuten gewahrte man einen Mann am Bug, welcher den Hut über dem Kopfe schwenkte; und gleich darauf trug der Wind Neptuns wohlbekanntes Gebell herüber. Alle eilten nun zu dem Steindamm hinunter; und der laute Freudenruf des Fischers wurde durch das „Willkommen! Willkommen!" des Vaters und das von tiefem Seufzen begleitete „Gott Lob!" seiner Gattin erwidert.

Und nun war in der Fischerhütte lauter Freude und Glückseligkeit, wo man kurz zuvor nur Angst und Sorge gekannt hatte. Der Fischer und sein Sohn waren aus den Gefahren der großen Tiefe gerettet. Er wollte aber auf die vielen Fragen, was ihn dießmal so ungewöhnlich lang

aufgehalten habe? nicht gleich Antwort geben. „Warte, mein gutes Weib, sagte er, bis wir uns umgekleidet und mit Speise erquickt haben: dann sollt ihr alles erfahren. Ehe wir aber das eine oder das andere thun, lasset uns Gott preisen für Seine Barmherzigkeit; denn aus großer Gefahr hat Er mich errettet."

16.

Auch die Ströme sollen dich nicht ersäufen.

Diese herrliche Verheißung gibt der Herr Seinem Volke durch den Propheten Jesaja. O wie oft haben namentlich die Missionare erfahren dürfen, daß der Herr auch in den Wassern die Seinen erhalten will und kann. Sie müssen große, weite Reisen machen, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Da gibt es nun z. B. in dem südamerikanischen Lande Guiana große und schöne Flüsse, auf denen man in Kähnen weit in das Land hinein fahren kann. Aber diese Flußfahrten sind manchmal sehr gefährlich; denn da sind an einigen Stellen hohe Felsen, an denen das Wasser mit großer Gewalt und Schnelligkeit vorüberrauscht. Man nennt diese Plätze Stromschnellen. Wenn man da nicht sehr vorsichtig zwischen den Felsen durchfährt, so ist es leicht geschehen, daß der Kahn zerbricht oder umschlägt, und die Leute, die darin sind, ertrinken im Wasser.

Vor einigen Jahren machte Pollitt, der Nachfolger des Missionars Youd, der im August des Jahres 1842 von einem Indianer vergiftet worden war, eine Reise auf dem Flusse Essequibo. Er hatte etliche Indianer (Eingeborne des Landes) bei sich, welche ruderten. Alles ging ganz gut. Eines Tages aber brannte die Sonne gar heiß; da sagte der Missionar zu den Indianern: Weil es am Tage so heiß ist, so wollen wir lieber in der Nacht weiter fahren; auch ist ja heute Nacht heller Mondschein. So ruhten sie am Tage unter dem Schatten eines Baumes am Ufer; und als der Vollmond aufging, stiegen sie wieder in das Schifflein, und fuhren getrost weiter. Pollitt empfahl sich und seine Ruderer dem Herrn, legte sich im Kahne nieder, und schlief ein. Da kamen sie denn auch an eine Stromschnelle. Die Indianer waren gut bekannt mit dieser Stelle, und fuhren vorsichtig, aber ganz getrost vorwärts zwischen den Felsen hindurch. Das Wasser aber rauschte so laut, daß Pollitt davon erwachte. In diesem Augenblicke stieß das Schifflein an einen Felsen an, den die Indianer nicht beachtet hatten; und plötzlich schlug der Kahn um, und alle, die darin waren, fielen in's Wasser. Die gute Hand Gottes aber fügte es, daß der Missionar beim Umstürzen mit der Hand einen Strauch erfas-

sen konnte, der aus dem Felsen hervorgewachsen war. Während nun die Indianer von dem Wasser fortgerissen wurden, warfen die brausenden Wellen den Prediger, der mit der Hand sich an dem Strauch hielt, immer von einer Seite auf die andre, so daß er stets in Gefahr war, vom Wasser verschlungen zu werden. Die Gewalt der Strömung war so groß, daß er sich nicht auf den Felsen hinaufziehen konnte. Von dem Hinundherbewegen aber wurde er ganz kraftlos, so daß er am Ende lieber den Strauch fahren lassen und sich dem Fluß preisgeben wollte. Als er jedoch die Hand, mit der er sich festhielt, aufmachen wollte, konnte er es nicht; denn sie war krampfhaft geschlossen.

Seine Lage wurde immer schrecklicher. Auf dem Felsen nämlich befand sich ein großer Ameisenhaufen von jener schwarzen Art, deren Stiche und Bisse äußerst schmerzhaft sind. Diese fingen an den armen Pollitt über und über zu bedecken, so weit sein Leib aus dem Wasser hervorsah. Er litt von ihren Stichen so sehr, daß er Gott anrief, Er möchte doch der Qual durch den Tod ein gnädiges Ende machen. Denn schon war er einige Stunden in dieser peinlichen Lage da gehangen.

Endlich — horch! was plätschert so im Wasser? Es kommt näher und näher. Ist es nicht wie Ruderschlag? Ja, ja — es kommt ein Kahn, den Unglücklichen zu erlösen. Die Begleiter des Missionars nämlich konnten gut schwimmen. Sie hielten sich an dem umgeschlagenen Kahne fest, und wußten denselben endlich wieder nach oben zu drehen. Dann schwangen sie sich hinein, und ruderten mit Anstrengung aller Kraft zu dem Felsen hin, um zu sehen, ob sie ihren lieben Lehrer vielleicht noch dort fänden. Und welche Freude war es, als sie ihn noch da hängen sahen. Einer von ihnen schnitt den Strauch ab; die andern faßten den Missionar mit den Armen, und zogen ihn in ihren Kahn hinein. Pollitt war gerettet; die gute Hand Gottes hatte ihn erhalten. Aber freilich blieb er noch lange krank, und erholte sich nur langsam.

17.

Der kühne Fischer.

Am 19. Juli d. J. 1845 verließen viele Bewohner der galizischen Stadt Tarnow ihre Häuser, und eilten hinaus, um die Ueberschwemmung der Umgegend zu sehen. Unter ihnen war ein junger Offizier, Namens Berger, welcher zu Pferd auf das andre Ufer des Flusses wollte. Das vom Rauschen des Wassers erschreckte Roß wollte nicht weiter; aber durch den Sporn des Reiters getrieben, sprang es von der Straße hinab, und im Nu verschlang das Wasser Pferd und Reiter. Nach einer Weile schwamm das Pferd heraus, und lief sei-

nem Stalle zu. Bald darauf zeigte sich auch der Reiter, etwa 1000 Klaftern von der Straße entfernt, wo er sich an einer jungen, dünnen Birke auf der Oberfläche des Wassers erhielt. Man brachte Taue, um ihn zu retten. Aber die Gewalt des Wasserstrudels und der heftig entgegenbrausende Wind vereitelten alle Anstrengungen, obwohl 15—18 kräftige Männer dem Strom entgegensteuerten. Vier volle Stunden blieb der Arme in dieser gräßlichen Lage, während ihm jeden Augenblick der Tod drohte. Endlich verrieth er durch Mienen der Verzweiflung, daß er sich für verloren hielt. Sein Leben hing an der immer mehr ermattenden Kraft seiner Hand und der Stärke des hin und her schwankenden Bäumchens. Da zeigte sich von dem Orte Biala her ein Kähnchen. Ein kühner Fischer steuerte mit Macht dem Unglücklichen entgegen. Es gelang ihm, obwohl die Wogen ihr Opfer gegen den Retter behaupten zu wollen schienen, sich dem Jüngling zu nähern. Endlich erreichte er ihn, und brachte ihn wohlbehalten an's Ufer. Der Fürst Sanguschko nahm den ohnmächtigen jungen Mann in seinen Wagen, und fuhr ihn nach Hause, während die umherstehende Menge dem wackeren Fischer lauten Beifall zujauchzte, und jeder sich herandrängte, ihm die Hand zu drücken.

18.

Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang. Wer hohen Muths sich rühmen kann, den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang. Gott Lob! daß ich singen und preisen kann, zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer, und schnob durch Welschland trüb und feucht; die Wolken flogen vor ihm her, wie wenn der Wolf die Herde scheucht; er fegte die Felder, zerbrach den Forst; auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee; der Sturz von tausend Wassern scholl; das Wiesenthal begrub ein See; des Landes Heerstrom wuchs und schwoll; hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis, und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, aus Quaderstein von unten auf, lag eine Brücke drüber her; und mitten stand ein Häuschen drauf. Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran; laut heulten Sturm und Wog' um's Haus. Der Zöllner sprang zum Dach hinan, und blickt'

in den Tumult hinaus: Barmherziger Himmel, erbarme dich! Verloren! verloren! Wer rettet mich?

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß, von beiden Ufern, hier und dort; von beiden Ufern riß der Fluß die Pfeiler sammt den Bogen fort. Der bebende Zöllner mit Weib und Kind, er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß, an beiden Enden, hier und dort; zerborsten und zertrümmert schoß ein Pfeiler nach dem andern fort. Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand ein Schwarm von Gaffern groß und klein; und jeder schrie und rang die Hand; doch mochte niemand Retter seyn. Der bebende Zöllner mit Weib und Kind durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang? Wohlan, so nenn ihn, nenn ihn dann! Wann nennst du ihn, mein schönster Sang? Bald nahet der Mitte der Umsturz sich. O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galopirt ein Graf hervor auf hohem Roß, ein edler Graf. Was hielt des Grafen Hand empor? Ein Beutel war es, voll und straff: Zweihundert Pistolen sind zugesagt dem, welcher die Rettung der Armen wagt!

Wer ist der Brave? Ist's der Graf? Sag an, mein braver Sang, sag an! Der Graf, beim höchsten Gott! war brav; doch weiß ich einen bravern Mann. O braver Mann, braver Mann, zeige dich! Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth; und immer lauter schnob der Wind; und immer tiefer sank der Muth. O Retter! Retter, komm geschwind! Stets Pfeiler auf Pfeiler zerborst und brach; laut krachten und stürzten die Bogen nach.

Halloh! halloh! frisch auf, gewagt! Hoch hielt der Graf den Preis empor. Ein jeder hört's; doch jeder zagt: aus Tausenden tritt keiner vor. Vergebens durchheulte mit Weib und Kind der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh! schlecht und recht ein Bauersmann am Wanderstabe schritt daher, mit grobem Kittel angethan, an Wuchs und Antlitz hoch und hehr. Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort, und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang er in den nächsten Fischerkahn; trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang kam der Erretter glücklich an.

Doch wehe! der Nachen war allzuklein, der Retter von allen zugleich zu seyn.

Und dreimal zwang er seinen Kahn, trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang; und dreimal kam er glücklich an, bis ihm die Rettung ganz gelang. Kaum kamen die Letzten in sicheren Port, so rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann? Sag an, sag an, mein braver Sang! Der Bauer wagte sein Leben dran; doch that er's wohl um Goldesklang? Denn spendete nimmer der Graf sein Gut, so wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund, hier ist dein Preis! Komm her, nimm hin! — Sag an, war das nicht brav gemeint? Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn; doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

Mein Leben ist für Gold nicht feil. Arm bin ich zwar; doch ess' ich satt. Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil, der Hab' und Gut verloren hat. So rief er mit herzlichem Biederton, und wandte den Rücken, und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang. Wer solchen Muths sich rühmen kann, den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang. Gott Lob! daß ich singen und preisen kann, unsterblich zu preisen den braven Mann.

Anmerkung. Die in diesem Liede erzählte und gefeierte Geschichte hat sich in Verona bei einer Ueberschwemmung der Etsch zugetragen. Der Graf hieß Spolverini; der des Landmannes ist unbekannt geblieben.

19.

Herzog Leopold von Braunschweig.

Am unglücklichen 27. April des Jahres 1785 durchbrach die furchtbar angeschwollene Oder die Dämme bei Frankfurt, und überfluthete schon die Dammvorstadt, und bedrohte sie mit schnellem Untergang. Ungeheure Eisblöcke zertrümmerten zwei Joche der Brücke, und schnitten hiedurch jene Vorstadt von aller Hülfe ab. Ein Haus stürzte nach dem andern ein. Die Einwohner flüchteten nach dem hohen und festen Gebäude der Seidenfabrik, dem letzten Rettungsorte. Man sah wohl von der Stadt aus die mit jedem Augenblicke zunehmende Gefahr der um Hülfe Flehenden, wußte aber nicht, wie man ihnen Hülfe senden sollte, da der wüthende, mit Eisschollen treibende Strom nicht mehr durchrudert werden konnte. Dennoch wollte der menschenfreundliche, unerschrockene Leopold, der schon bei mancher Feuersnoth sein Leben daran gesetzt hatte, sich durch eine Gefahr, vor der alle andern zurückschauder-

ten, nicht aufhalten lassen. Zuerst wollte er von der Gubener Vorstadt aus mit zwei Kähnen sich durcharbeiten. Rathsherren, die ihn begleiteten, boten alles auf, ihn zurückzuhalten. Er antwortete: „Bin ich nicht ein Mensch wie jene? Wir müssen hier Menschen retten.“ Nun aber warfen sich zwei seiner Soldaten vor ihm auf die Knie, umfaßten die seinigen, und flehten, er möchte doch sein allen so theures Leben hier nicht in den augenscheinlichen Tod stürzen, sondern desselben zur Stütze und Freude so vieler Tausende schonen.

Dieses herzliche Flehen, womit sich die Bitten aller Umstehenden vereinten, bewogen endlich den Herzog, dieses Mal wieder aus dem Kahne zu treten, und sich in die Stadt zu begeben, um dort alles zur Mithülfe aufzubieten. Während dessen — Mittags 12 Uhr — hatte sich ein Schiffer entschlossen, vom Fischerthor aus nach dem Damm sich durchzuarbeiten. Da er aber hiezu die Hülfe zweier Knechte nöthig hatte, deren einer ein Soldat war, so eilte dieser zu dem Herzog, um sich zu dem Wagstücke die Erlaubniß zu erbitten. Da loderte in dem menschenfreundlichen Herzen plötzlich das edle Feuer wieder auf; er eilte mit dem Soldaten ungesäumt zum Fischerthore, stieg, ohne ein Wort zu reden, um nicht von neuem aufgehalten zu werden, rasch in den Kahn, und stieß ihn, ehe noch der Schiffer selbst herankam, vom Lande ab. Kaum gewann dieser noch Zeit nachzuspringen; er wollte durchaus nicht einwilligen, daß sich der Herzog in diese schreckliche Gefahr stürze, und versuchte — außer sich vor Bestürzung — die Ueberfahrt zu verhindern. So werde ich, entgegnete Leopold mit fester Stimme, ohne Euch, mit Euren beiden Knechten allein hinüberfahren. — Aber es wird nicht gut gehen! rief der geängstigte Schiffer; der Kahn hält es nicht aus. — Ich muß sehen, antwortete Leopold, ob es denn nicht irgend möglich sey, jene Unglücklichen zu retten?

Nun sah der Schiffer wohl ein, daß er sich fügen müsse. Die unglückliche Fahrt hob an. Zwar stieß der Kahn schon an der Brücke sehr hart an einen Eisblock, kam aber doch glücklich durch die zertrümmerten Joche; und Leopold war so vergnügt, daß er den Major von Köppern, der auf der Brücke stand und noch von dort herab bekümmert warnte, freundlich und tröstend grüßte. Alle Augen der großen Volksmenge, die zitternd das diesseitige Ufer bedeckte, waren auf den Herzog gerichtet; alle Herzen bebten und beteten für ihn. Aber welch ein ungeheurer Schrecken ergriff sie, als sie nun sahen, wie der wüthende Strom plötzlich den Kahn ergriff, ihn nach dem Dammbruche bei der Seidenfabrik hinabriß, den Steuerbord an einem vorhängenden Weidenbaume zerschellte, wie der Kahn Wasser zu schöpfen anfing, der Steuermann zuerst in den Strom stürzte, und auch der Herzog taumelte, noch

aber durch einen Sprung sich für einen Augenblick in die Mitte des Kahnes rettete, und sich an dem zweiten Schiffsknechte hielt, dann aber auch das Vordertheil des Kahnes gegen eine Weide anstieß, das Fahrzeug umschlug, und Leopold, ach! in den gräßlichen Strudel hinunterstürzte, und eine hohe, düstere Woge über ihm zusammenschlug und ihn verschlang! Zwar wurden stracks Ruderstangen und Stricke vom Damm ausgestreckt und hineingeworfen; aber die wüthende Fluth ließ nichts bis zu der Stelle der Noth hin gelangen. Die Schiffer tauchten indessen wieder auf und retteten sich; aber Leopold kam nicht empor. „Ach, unser gütiger und bester Fürst!" Dieses Wehegeschrei durchschallte die ganze Stadt.

Erst nach zwei Tagen unablässigen Suchens entdeckte man des Herzogs Stock, dann auch den Hut. Endlich sechs Tage nach dem unglücklichen Ereigniß wurde, mittels der hervorragenden Hand, der Körper selbst gefunden, schon mit Sand überdeckt, 200 Schritte von dem Orte, wo der Menschenfreund sein Leben für die Brüder geopfert hatte, und wo ihm nachmals ein Denkmal errichtet worden ist.

* * *

Die Mutter dieses hochherzigen Mannes, die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, freute sich eben der Hoffnung, ihren zärtlich geliebten Sohn bald wiederzusehen, und in seiner Gesellschaft glückliche Tage zu verleben, als die Trauerbotschaft kam, er sey ertrunken, und ein Opfer seines menschenfreundlichen Herzens geworden. Eine Stunde darauf fand sie ihr Hofprediger Feddersen an ihrem Lesetische, und die Bibel vor ihr. Sie kam dem Ausdrucke seines Mitleids zuvor, indem sie sagte: „Gott hat mich wieder tief gebeugt. Aber Gott hat es gethan; — und was Gott thut, das ist wohl gethan. — Murren wider Gott wäre Sünde; und murren will ich nicht. Gott hat mich gewiß auch dieses Leid aus Weisheit und Güte erleben lassen. Er will mich dadurch noch näher zu sich ziehen. Mein Sohn hatte ein edles Herz; wäre er noch länger in dieser Welt geblieben, vielleicht hätte es verderbt werden können. Er war aufrichtig, ohne Falsch; die Falschheit der Welt hätte ihn vielleicht verführt und unglücklich gemacht. Gewiß hat ihn Gott zu seinem Besten so plötzlich aus der Welt genommen."

Sie hatte, ehe ihr diese betrübende Nachricht gebracht worden war, sich vorgenommen, nach einigen Tagen mit ihrem Hofe das heilige Abendmahl zu empfangen. Auf die Frage, ob sie nicht jetzt diese feierliche Handlung verschieben wollte? antwortete sie: „Nein; ich werde desto eher und lieber um das Sakrament bitten. Denn in der Welt und ihren Zerstreuungen finde ich keine Ruhe für mein beküm-

mertes Mutterherz. Bei Gott und in der Religion will ich Ruhe suchen; da finde ich sie gewiß." In der That wurde sie dadurch so gestärkt, daß sie andre trösten konnte. „Wie gehorsam, sprach sie, gab Abraham seinen Sohn hin, als Gott ihn verlangte. Sollte ich den Sohn, den Gott mir gegeben hat, nicht auch gelassen wiedergeben, da Er mir denselben abfordert?"

20.

Die letzte Freude eines Kaisers.

Im Jahre 1725 sah man in Petersburg eines Abends spät ein von Kronstadt kommendes Schiff, auf welchem viele Soldaten waren, sich in größter Gefahr mit den Wellen herumschlagen, und endlich auf einer Untiefe stranden. Der Kaiser (Peter I.) schickte sogleich eine Schaluppe mit seinen Leuten zur Hülfe; aber diese vermochten trotz aller Anstrengung das Fahrzeug nicht loszumachen. Peter entrüstete sich, daß es so lange währte, und etliche Menschen von den Wellen hinweggerissen und halbtodt aus dem Wasser gezogen wurden. Da konnte er sich nicht länger halten; er beschloß, selbst hinzufahren, und zur Rettung der Leute Hand anzulegen. Als er aber bis auf etwa 100 Schritte sich dem Boote genähert hatte, konnte er wegen der Untiefe des Wassers nicht weiter kommen; daher sprang er aus seiner Schaluppe, watete an das gestrandete Boot hin, half es losmachen und die Leute retten. Bis über den halben Leib durchnäßt und vor Kälte fast erstarrt kam er nach Hause. Aber obwohl es ihm eine schmerzliche Krankheit und den Tod zugezogen, bereute er es doch nicht, sondern freute sich darüber, daß durch seine Anwesenheit und Mithülfe zwanzig Menschen das Leben gerettet worden war.

21.

Der Tod im Berufe.

Im Oktober des Jahres 1774 wüthete ein so fürchterlicher Sturm an den Küsten der Ostsee, daß sich die ältesten Leute keines heftigeren zu erinnern wußten. Jedermann war in banger Besorgniß, und betete für die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Elemente überlassen seyn möchte. Bald erblickte man zu Liebau, einer kurländischen Stadt, ein holländisches Schiff, das in den Hafen einlaufen wollte, aber wegen des Sturmes nicht konnte. Drei lange Tage und Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober, einige hundert Schritte vom Ufer, auf dem Grunde sitzen blieb. Der Sturm wüthete immer stärker fort; die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern hinweg;

Todesangst und Verzweiflung ergriff die Reisenden und die Matrosen, da ihnen der heulende Sturm und die brausenden Wogen alle Hoffnung nahmen, sich zu retten. Unter den Zuschauern am Ufer waren vielleicht manche, die ihr Leben gerne für ihre Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt der empörten Elemente ihre Bemühungen vereiteln würde.

Endlich kam der Schiffer und Lootsen-Anführer Tode, und sah es. Seit mehr als dreißig Jahren war es sein Geschäft, den Schiffen, die mit Wind und Wellen kämpften, beizuspringen, und sie sicher in den Hafen zu führen. Dabei hatte er schon manche Thräne des Dankes von den Wangen der Geretteten fließen sehen; und manche verirrte Seele war durch die Befreiung aus der Gefahr gerührt und zu Gott zurückgeführt worden, was seine größte Freude war. Kaum hatte dieser die Noth der Menschen auf dem Schiffe gesehen, so eilte er nach Hause, um die nöthigen Anstalten zu ihrer Rettung zu treffen. Seine Frau fiel ihm um den Hals, bat und flehte, er sollte seines Lebens schonen, weil es doch unmöglich sey, das zerbrochene Schiff zu erreichen. Die Kinder umfaßten seine Knie, hielten ihn fest und schrien: „Hörst du nicht, Vater, wie das Meer braust, wie fürchterlich die Winde heulen! Bleibe bei uns; wir haben sonst keinen Vater.“ — „Was kümmert mich das Brausen des Meeres, sagte er, und das Heulen des Windes? Ich höre nichts als das Jammergeschrei der Unglücklichen, das durch das Toben der Elemente hindurchdringt. Laßt mich! Sie strecken schon ihre Hände nach mir aus. Und, Kinder! ihr habt noch einen Vater im Himmel; der befiehlt es mir, und wird helfen, daß ich wiederkomme. Er hat mich schon so oft aus den größten Gefahren gezogen. Und sterb' ich, so wird Er euch gewiß nicht verlassen.“

Mit diesen Worten umarmte er Frau und Kinder, und ging, von acht braven, ihm untergebenen Schiffern begleitet, zum Strande. Sie sprangen in ein Boot, ruderten muthig den Wellen entgegen und dem Schiffe zu, aber vergebens. Viermal versuchten sie es mit Anstrengung aller Kraft; und eben so oft wurden sie durch die Gewalt des Windes an das Ufer zurückgeworfen. Ganz erschöpft und voll Schweiß kehrte Tode nach Hause zurück, sich umzukleiden, als eben seine Frau das Mittagessen bereitet hatte. Voll Freude bat sie ihn, sich nun, nach seiner sauren Arbeit, zu erquicken. Er aber versetzte: „Jetzt ist es nicht Zeit zu essen; noch ist keiner gerettet. Erst will ich wieder hin und helfen, dann.“

Er kleidete sich um, kniete in der Kammer nieder, und betete zu Gott um Muth und Kraft, und wurde erhört. Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, an das Schiff zu kommen, und eilf

Menschen glücklich an's Land zu bringen. Nun ließ er seiner Frau durch einen Boten sagen: Eilf sind gerettet; freue dich und danke Gott, bis ich die übrigen nachhole. Frau und Kinder sangen auf ihren Knien Danklieder, während er seine letzten Kräfte anstrengte, wieder an das Schiff zu kommen. Er erreichte es endlich; und schon warfen die Unglücklichen auf demselben dem Boote ein Seil zu, um es näher heranzuziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzte, und den edlen Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begrub. Er war eben am Steuerruder gestanden, und hatte die Hände nach dem Seil ausgestreckt, es aufzufangen. Seine letzten Empfindungen waren also wohl der wärmste Dank gegen Gott und die innigste Freude über den glücklichen Erfolg seiner edlen That. So trat er in die Ewigkeit hinüber, um dort die Freude über die Rettung seiner Brüder rein und unvermischt zu genießen. Auch die noch auf den Trümmern des Schiffes Zurückgebliebenen wurden gerettet; und seine Frau und Kinder tröstete der Allgütige, daß sie den großen Verlust mit stillem Herzen tragen konnten.

22.

Der schwimmende Leuchtthurm.

Ich hatte mich, um von Bergen nach Christiansand zu gelangen, auf einem kleinen Küstenfahrzeug eingeschifft, das mit zwölf norwegischen Matrosen bemannt war. Als wir die Anker lichteten, war das Wetter schon rauh und unfreundlich; während der Fahrt wurde der Wind immer heftiger, und auf den trüben Tag folgte eine jener finsteren und stürmischen Nächte, welche die nördlichen Meere während des Winters so gefahrvoll machen. Der Kapitän des Schiffes war, wie ich zu meinem Bedauern bald bemerkte, ein Mann ohne Kenntnisse und Thatkraft, der schon beim Anblick der Gefahr den Kopf verlor. Nach seiner Versicherung mußten wir uns in der Nähe der norwegischen Küste befinden; da aber ein dichter Nebel auf der Oberfläche des Wassers lag, und alles in eine undurchdringliche Finsterniß einhüllte, so war es nicht möglich, hierüber Gewißheit zu erlangen. So stieg denn die Verwirrung und die Unruhe unter der Mannschaft in demselben Maße, als der Aufruhr der Elemente zunahm. Der Kapitän hatte seine Furcht durch den unmäßigen Genuß geistiger Getränke zu betäuben gesucht, und gab nun so widersprechende Befehle, daß die Matrosen, die sich ängstlich an das Tauwerk anklammerten, bald gar nicht mehr auf ihn hörten. In dieser entsetzlichen Lage brachten wir sechs Stunden zu.

Um Mitternacht raubte uns der Wind unser großes Segel, und nun war das Schiff dem Andrang der Wellen hülflos preisgegeben. Bald darauf zeigte sich Wasser in dem untersten Schiffsraum und drang, un-

geachtet des fortwährenden Pumpens, mit solcher Heftigkeit ein, daß das Schiff sich schnell senkte. Unser einziger Rettungsweg blieb die Schaluppe; wir sprangen insgesammt hinein; und nur der Kapitän blieb auf dem Verdeck zurück. Steigen Sie herab; eilen Sie, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! riefen wir ihm zu. Aber der Unglückliche verstand uns nicht. In der Trunkenheit bildete er sich ein, daß die Matrosen wider seinen Willen auf den Fischfang ausgehen wollten, überhäufte sie mit Schmähungen, und geberdete sich wie ein Unsinniger.

Unterdessen vermehrte jede Minute der Verzögerung die Gefahr, in der wir schwebten. Wüthende Wogen warfen unsere Schaluppe hoch empor, und schleuderten sie gegen die Seite des Schiffes, so daß wir fürchten mußten, sie durch die heftigen Stöße zertrümmert zu sehen. Dennoch stieg einer der Matrosen wieder auf das Verdeck hinauf, und versuchte den Kapitän mit Gewalt fortzuziehen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich; und er mußte endlich in die Schaluppe zurückkehren. Löst das Tau! rief man von allen Seiten. Fort mit dem Tau! oder wir sind verloren! Während ich versuchte noch einen Augenblick Aufschub zu erlangen, war das Tau, das uns noch mit dem Schiffe verband, gelöst, und die Schaluppe flog mit der Schnelligkeit des Windes in die dichte Finsterniß hinaus.

Bald überzeugten wir uns, daß sich die Gefahr unserer Lage nur verändert, aber keineswegs vermindert hatte; denn unsere Schaluppe konnte einem so hohen Meere nicht lange Widerstand leisten. Kaum hatten wir, auf dem Gipfel einer Welle schwebend, mit Entsetzen in den gräßlichen Abgrund hinabgeschaut, der sich unter unsern Füßen öffnete, so wurden wir auch wieder in die Tiefe hinuntergestürzt. So saßen wir, in trübe Gedanken versunken, schweigend neben einander, und erwarteten jeden Augenblick den Tod.

Nach einiger Zeit erblickten wir mitten in der Dunkelheit unser Fahrzeug wieder. Die Fetzen des großen Segels, welche noch an dem Mastbaum hingen, ließen es uns erkennen; und bisweilen konnten wir sogar die Stimme unseres unglücklichen Kapitäns erkennen, der ein lautes Geschrei, mit Gesängen und Verwünschungen vermischt, ausstieß. Endlich sahen wir, wie das Schiff sich unregelmäßig hob und wieder neigte, und zugleich nach allen Richtungen hin schwankte. Plötzlich schien es stillzustehen; dann aber versank es, gleich einem untertauchenden Wallfisch, in den Abgrund. — Ein durchdringender Schrei der Angst und des Entsetzens widerhallte auf der Oberfläche des Meeres, und nun sahen und hörten wir nichts mehr als die Wellen, welche an der Stelle, wo das Schiff verschwunden war, triumphirend in die Höhe rauschten. Die Matrosen hörten auf zu rudern, und blickten einander mit entsetzlichem Schweigen

an. In diesem Augenblick rief der Mann, welcher das Steuerruder führte, daß er vor sich ein Licht gewahre. Unsere Augen folgten der bezeichneten Richtung, und unterschieden einen schwankenden Schein, der einem in Nebel gehüllten Sterne glich. Ein Freudengeschrei entschlüpfte allen Lippen. Das muß der schwimmende Leuchtthurm seyn, den der Kapitän schon gestern Abend erkannt hat, rief ein alter Matrose; wenn wir ihn erreichen können, so sind wir gerettet.

Diese Mittheilung belebte auf's neue unseren Muth. Eine ganze Stunde kämpften wir mit Anstrengung aller unserer Kräfte gegen den Sturm, während unser Leben wohl zwanzigmal auf dem Spiele stand. Schon hatten wir uns dem Lichte so weit genähert, daß unsere Rettung uns gewiß zu seyn schien, als wir an eine Stelle geriethen, wo das Meer hoch mit Schaum bedeckt war, und die Wellen mit lärmendem Getöse aneinanderstießen. Unsere Schaluppe drehte sich, wie von einem Wirbelwind ergriffen, im Kreise herum, senkte sich und verschwand unter unsern Füßen.

Während ich mich emporarbeitete, und mich schwimmend auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten suchte, drangen von allen Seiten verworrene Laute an mein Ohr. Bald aber verwirrte sich mein Bewußtseyn, und ich weiß mich nur dessen zu erinnern, daß mich die Wellen mehrmals in die Tiefe hinabrissen. Als ich mich wieder auf der Oberfläche des Meeres befand, stieß ich gegen eine Tonne, die an meiner Seite schwamm. Mechanisch klammerte ich mich daran fest, und erlangte nach und nach mein Bewußtseyn wieder. Ich rief mit lauter Stimme nach meinen Gefährten; aber niemand antwortete mir; sie waren alle untergegangen. Bei dem entsetzlichen Aufruhr des Himmels und des Meeres war es mir lange Zeit unmöglich, mich umzuschauen. Endlich aber erblickte ich in geringer Entfernung das Licht und die dunkle Masse des Schiffes, auf welchem der schwimmende Leuchtthurm errichtet war. Mit Anstrengung aller meiner Kräfte arbeitete ich mich durch die schäumenden Wogen hindurch, ergriff, als mich eine Welle emporhob, eine der Ketten, mit denen das Schiff an den Ankern befestigt war, und schwang mich auf das Verdeck.

Mein erstes Geschäft war, Gott für meine wunderbare Rettung zu danken. Dann blickte ich um mich. Das ganze Verdeck war leer; doch am Fuß der Leiter gewahrte ich durch die Spalten einer Thüre ein schwaches Licht. Vorsichtig trat ich heran, stieg die Stufen hinab, und erblickte in einem engen Gemach zwei Männer von rohem Aussehen, an einem Tische sitzend, der von einer an der Decke hängenden Lampe schwach beleuchtet war. Gefühllos bei dem Tumult der Wellen und dem Brausen des Sturmwinds, schienen die beiden Männer sich ganz dem Sturm ihrer eigenen Leidenschaften zu überlassen. Der Zorn blitzte in ihren Augen,

und nicht selten bedrohten sie sich mit wüthenden Geberden. Nach einer Weile sprangen sie auf, und schon waren sie im Begriff einen wüthenden Kampf zu beginnen, als mein Fuß auf dem feuchten Boden ausglitt, und gegen die Thüre der Kajüte stieß. Das hiedurch verursachte Geräusch beendigte sogleich den Streit; erschreckt besprachen sich die beiden Männer mit einander, und nach einigen Minuten der Unentschlossenheit öffnete der ältere von ihnen die Thüre. Als er mich erblickte, wich er, wie vor einer übernatürlichen Erscheinung, zwei Schritte zurück; mein bleiches Gesicht, meine triefenden Haare, meine beschmutzten Kleider ließen ihn wahrscheinlich in mir einen der vielen Schiffbrüchigen erkennen, die an diesem Orte der Verwüstung um's Leben gekommen waren. Als ich ihm festen Schrittes entgegen trat, und ihm mit kurzen Worten meine Geschichte erzählte, betrachtete er mich noch eine Weile mit erschrockenen Blicken; dann wandte er sich, ohne mir zu antworten, gegen seinen Gefährten, und fing an sich abermals mit ihm zu berathen. Lange Zeit konnten beide sich nicht entschließen, mit mir zu sprechen, und mir den Beistand zu gewähren, dessen ich so sehr bedurfte. Eine so abergläubische Furcht hatte meine Erscheinung in dieser Stunde der Nacht und bei einem solchen Sturm in ihnen erzeugt. Endlich gelang es mir, einige Nahrungsmittel und trockene Kleider zu bekommen. Dann legte ich mich in eine Ecke der Kajüte nieder, und versank in einen tiefen Schlaf.

Beim Anbruch des Tages stieg ich auf das Verdeck, um mich von der Beschaffenheit des Ortes, auf den ich mich gerettet hatte, zu unterrichten. Ich befand mich auf einem festgebauten Schiffe von dreißig Fuß Länge, dessen Verdeck nur eine einzige Oeffnung zeigte; in der Mitte aber erhob sich ein Mastbaum, höher und stärker, als man ihn sonst bei solchen Fahrzeugen anzutreffen pflegt. An der Spitze des Mastes hing eine große Laterne, welche mehrere Lampen enthielt, und mittels einer Rolle und eines Strickes herabgelassen werden konnte. Das Schiff war mit Ketten und Ankertauen an eine Sandbank, welche sich weithin erstreckte, angelegt, und sollte durch seinen Leuchtthurm den Seefahrern diesen gefährlichen Ort bezeichnen. Der Anblick dieser kleinen, von allen lebenden Wesen getrennten Welt, die, umgeben von Stürmen und Schiffbrüchen, mitten im weiten Meere auf einer öden Klippe lag, erfüllte meine Seele mit schwermüthigen Gedanken. Welch ein Leben für die Unglücklichen, die auf diesen traurigen Ort verbannt waren! Und als wäre dieser Kampf der Elemente nicht hinreichend gewesen, das Leben in einer solchen Einöde unerträglich zu machen, verfolgten sich die beiden einzigen Bewohner dieses entsetzlichen Aufenthaltes noch mit unversöhnlichem Haß und wüthender Rache!

Als die Sonne sich matt und glanzlos am Horizont erhob, lag ein

dichter Nebel auf dem Meere. Einige Stunden später heiterte sich der Himmel so weit auf, daß ich in einer Entfernung von etwa fünf Meilen die norwegische Küste unterscheiden konnte. Der Sturm hatte sich gelegt, und das Meer zeigte wieder eine ruhige Oberfläche; dennoch forschte ich den ganzen Vormittag vergebens nach einigen Spuren unsres Fahrzeugs und der Schaluppe. Nichts war zu sehen, und selbst die Trümmer waren verschwunden.

Während ich traurig die wüste Scene um mich her betrachtete, die nicht einmal von einem Vogel belebt wurde, näherte sich mir der ältere der beiden Männer, welche die Bemannung des Fahrzeugs ausmachten. Ich fragte ihn, wie lange ich wohl auf meine Erlösung würde warten müssen? „Das wird lange dauern,“ lautete die Antwort; „wir verkehren nur einmal im Monat mit der Küste; und da man uns erst vor sechs Tagen mit neuen Lebensmitteln versehen hat, so können Sie selbst berechnen, wie lange Sie noch werden hier bleiben müssen.“

„Aber,“ fragte ich erschreckt, „kommen denn keine Fischerkähne in die Nähe Eures Schiffes?“ „Im Sommer wohl,“ antwortete jener; „aber in dieser Jahreszeit geschieht es selten, daß sie sich auf die Bank wagen; die Leute haben nicht Lust, den Fischen zur Speise zu dienen.“

Ich war schier vernichtet von dieser entsetzlichen Nachricht; der Gedanke, in einem solchen Gefängniß drei Wochen eingeschlossen zu seyn, war mir fast unerträglich. Und wenn ich noch an meiner Befreiung hätte arbeiten können! So aber mußte ich in völliger Unthätigkeit ausharren, bis irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß meiner Gefangenschaft ein Ende machte. Dazu kam noch, daß ich den beiden Männern ein sehr unwillkommener Gast war, indem ich ihre Lebensmittel schmälerte. Und war überhaupt nicht zu fürchten, daß der für zwei bestimmte Mundvorrath für drei Personen nicht ausreichen würde?

Unter diesen Umständen durfte ich mich nicht wundern, daß meine Anwesenheit den beiden Männern mit jedem Tage lästiger wurde. Auf meine Fragen ertheilten sie nur kurze, unfreundliche und nicht selten grobe Antworten; und wenn es sich irgend thun ließ, vermieden sie meine Nähe. Aber auch mit einander wechselten sie nur wenige Worte; und wenn sie sprachen, geschah es im Zorn und mit dem Ausdruck heftigen Hasses.

Der jüngere der beiden Männer hieß Morvalden; ihm war, wie es schien, die Bewachung des Leuchtthurms hauptsächlich anvertraut. Er hatte ein sanftes, schwermüthiges und ausdrucksvolles Gesicht; und seine Sprache verrieth einige Bildung. Sein Gefährte, Namens Harald, ein Mann von etwa vierzig Jahren, hatte eine hohe, kräftige Gestalt und wilde, trotzige Gesichtszüge. Statt zu gehorchen, zeigte er ein widerspenstiges und anmaßendes Benehmen, und war stets bereit, es auf das

Aeußerste ankommen zu lassen. Woher aber rührte die Erbitterung dieser Männer, woher das Mißtrauen, mit dem jeder von ihnen alle Schritte des andern bewachte?

Eines Abends, als ich mich am Vordertheil des Schiffes niedergesetzt hatte, und in schwermüthigen Gedanken dem Spiele der Wellen zuschaute, gesellte sich Morvalden zu mir. Schon längst hatte die unwürdige Behandlung, der er von Seiten seines Untergebenen ausgesetzt war, meine Theilnahme erregt. Jetzt erschien er niedergeschlagener als je; und mit traurigen Blicken stand er lange Zeit sprachlos neben mir, bis er plötzlich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, und in lautes Schluchzen ausbrach. „Was fehlt Ihnen, Morvalden?" fragte ich ihn; „warum sind Sie so traurig?"

„Ich bin verloren," antwortete er, „unrettbar verloren! Mein Gefährte hat meinen Untergang beschlossen; und wie ich ihn kenne, darf ich nicht zweifeln, daß er seinen Vorsatz bei der ersten Gelegenheit ausführen wird. Gewiß, Herr; er wird mich ermorden; und er hätte es schon gethan, wenn Sie nicht hier wären."

„Unglücklicher!" rief ich; „was bringt Sie auf solche Gedanken?"

„Ach, Herr," erwiderte er, „schon längst bin ich ihm im Wege. Er will hier herrschen und, wenn er mich bei Seite geschafft hat, einen seiner früheren Spießgesellen hernehmen, um mit ihm ungestört seine schändlichen Pläne auszuführen. Hat er mich doch schon oft in stürmischen Nächten, wenn Fahrzeuge in der Nähe waren, bereden wollen, die Laterne des Leuchtthurms auszulöschen, um das Eigenthum der armen Schiffbrüchigen für sich zu nehmen."

„Aber," rief ich entsetzt, „warum fliehen Sie nicht von hier, und begeben sich unter den Schutz des Gesetzes?"

„Fliehen? Was denken Sie? Glauben Sie, daß ich mich freiwillig in dieses Gefängniß habe einsperren lassen? Nein, nein, ich büße hier die Vergehungen meiner Jugend. Ich habe, durch die Leidenschaft des Spieles verführt, einen Menschen beraubt, und bin auf lange, lange Jahre hieher verbannt. Ach, und auch hier habe ich mich nicht frei von Schuld gehalten, so daß ich, wenn ich Harald anklagen wollte, zugleich mein eigner Ankläger werden würde. Hören Sie, wie es mir erging; und dann urtheilen Sie, wie elend ich bin. Vor einem halben Jahre war es, als Harald zuerst durch Trotz und Widerspenstigkeit mich zu reizen begann. In einer Nacht weigerte er sich, mich bei der Wache abzulösen; auf meinen wiederholten Befehl antwortete er mit Spott und Hohn; und als ich ihn im Zorn bei der Schulter ergriff, schleuderte er mich mit solcher Heftigkeit gegen die Wand, daß ich fast die Besinnung verlor. Da stürzte ich mich, meiner selbst nicht mehr mächtig, auf ihn,

und ein fürchterlicher Kampf begann. Während wir wie wüthende Thiere mit einander rangen, löschte ein Windstoß die Laterne aus; zu gleicher Zeit erschollen die Nothschüsse eines Schiffes. Dieses Signal brachte uns zur Vernunft, und beendigte unsern Kampf. Ich eilte auf das Verdeck, und bemerkte ungeachtet der Dunkelheit ein großes Schiff, welches von den Wellen gegen die Bank getrieben wurde. Von Schrecken ergriffen, beeilte ich mich, den Leuchtthurm anzuzünden; er beleuchtete aber nur noch einen Schiffbruch, und zeigte mir das mit Trümmern und Menschen bedeckte Meer. Ach, Herr, das war ein entsetzlicher Anblick! Die Unglücklichen warfen flehende Blicke zu mir herauf, und stießen ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus; und doch vermochte ich keinen zu retten! Bald war alles vorbei; aber ich werde diesen Anblick nie vergessen. Unaufhörlich sehe und höre ich die Unglücklichen, die durch meine Schuld um's Leben gekommen sind."

Ich wußte nicht, was ich dem Armen zum Troste sagen sollte; denn seine Mittheilungen hatten auch meine Besorgniß erregt. Am nächsten Morgen befahl Morvalden, welcher die zweite Hälfte der Nacht hindurch gewacht hatte, die Lampen für die nächste Nacht in Stand zu setzen. Harald schien den Befehl nicht zu beachten. Morvalden wiederholte seine Worte mit lauter Stimme; aber der andere antwortete trotzig: Wenn Sie es gethan haben wollen, so thun Sie es nur selbst.

Ich habe es gestern gethan, sagte Morvalden, als es meine Pflicht war; heute ist die Reihe an Ihnen; und ich will, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun.

Wer Lust zu arbeiten hat, der arbeite, antwortete Harald, indem er seinen Vorgesetzten mit spöttischer Miene betrachtete. Jetzt vermochte dieser seinen Zorn nicht mehr zu bemeistern, und schlug, ohne ein Wort hinzuzufügen, Harald heftig an den Kopf. Dieser fiel wüthend über seinen Feind her, und umschlang ihn mit seinen kräftigen Armen; und ehe ich noch die Kämpfenden zu trennen vermochte, hatte Morvalden sein Messer aus der Tasche gezogen, und seinem Gegner mehrere, jedoch nicht gefährliche Stiche beigebracht. Als er seinen Angriff wiederholen wollte, gelang es mir, ihn zurückzureißen und mit mir auf's Verdeck zu ziehen. Dann kehrte ich zu Harald zurück, der beim Anblick des strömenden Blutes wie ein wildes Thier brüllte; doch versuchte er es nicht, den Kampf zu erneuern, sondern schien entschlossen, seine Rache auf einen günstigeren Augenblick zu verschieben.

An diesem Tage sahen sich die beiden Männer nicht wieder. Ermüdet von den Anstrengungen des Tages, zog ich mich am Abend, als Morvalden die Wache übernommen hatte, in meine kleine Kammer zurück. Lange Zeit widerstanden meine Augen dem Schlaf, und als ich endlich

einschlief, ward ich von ängstlichen Träumen gequält. Es schien mir, als hörte ich über meinem Kopfe Geräusch von Tritten und ein ersticktes Geschrei; und dieser Eindruck war so lebhaft, daß ich davon erwachte. Es war keine Täuschung; ein Angstschrei drang in mein Ohr, dem schnell ein zweiter und dritter folgte. Entsetzt sprang ich auf, und stürzte die Stufen der Leiter hinauf; doch die Thüre war verschlossen. Während ich mit Heftigkeit dagegen stieß, hörte ich fortwährend Klagetöne, die indeß immer schwächer wurden. Jetzt nahm ich alle meine Kräfte zusammen, und die Thüre gab endlich nach. Was aber mußte ich erblicken, als ich das Verdeck betrat! Morvalden war verschwunden; Harald war allein, und trat mir, als er mich bemerkte, mit blassem, verstörtem Antlitz entgegen. „Ein großes Unglück ist geschehen, sagte er mit stockender Stimme; Morvalden ist in's Meer gefallen. Er rief nach Hülfe; ich eilte herbei und sah, wie er sich an ein Ankertau angeklammert hatte; ungeachtet meiner Anstrengungen riß ihn eine Welle mit sich fort. Haben Sie mich verstanden? Morvalden ist ertrunken, ertrunken, obgleich ich mir unsägliche Mühe gegeben habe, ihn zu retten."

Er hätte noch lange in dieser Weise reden können, ich hätte ihm nichts zu erwidern vermocht; der Schreck hatte mir die Sprache geraubt. Hier sehe ich Blut! rief ich entsetzt, indem ich auf seine Hand zeigte; wessen Blut ist das?

Bei meinen Anstrengungen, meinen Freund zu retten, habe ich mich am Arm und an der Schulter verletzt, antwortete der Elende; ich muß eilen, die Wunden zu verbinden. Mit diesen Worten stieg er in die Kajüte hinab, während ich an den Rand des Schiffes trat, um nach einer Spur des Ermordeten zu suchen; denn daß der unglückliche Morvalden von Harald umgebracht worden sey, daran durfte ich nicht zweifeln. Hatte mich doch sein Angstgeschrei und Hülferuf aus dem Schlafe erweckt. Lange Zeit überschaute ich in ängstlicher Spannung das Meer rings um unser Schiff; von dem Unglücklichen war keine Spur aufzufinden. Als ich endlich in die Kajüte hinabstieg, fand ich Harald vor einem Tische sitzend, an welchem er, den Kopf mit beiden Händen stützend, eingeschlafen war. Vermuthlich hatte der Elende, um sich zu betäuben, zu viel Brandwein genossen; denn sein Gesicht war erhitzt und angeschwollen. Kaum war auch ich erschöpft auf eine Bank niedergesunken, als die von der Decke herabhängende Lampe erlosch. Hin und wieder schrie der Mörder im Schlafe auf, und schreckliche Träume schienen ihn zu beunruhigen. „Zieht die Laterne in die Höhe!" rief er; „die Lampen brennen nicht! — Was? Blut statt Oel? — Ein Fahrzeug! ein Fahrzeug! Hölle und Teufel! Sie werden ihn sehen! Der Körper schwimmt oben!" Und in jedem dieser Worte drückte sich das Entsetzen aus, das sich des Elenden

bemeistert hatte; seine Zähne schlugen an einander, und alle seine Glieder zitterten. Welch fürchterlicher Schlaf!

Sobald der Tag anbrach, stieg ich wieder auf das Verdeck. Ich fand Harald damit beschäftigt, die Spuren des Mordes zu verwischen; sein Antlitz war bleich, seine Züge verstört, und in seinen erloschenen Augen malte sich die Unruhe, die er ängstlich zu verbergen suchte. Ich hatte mir vorgenommen, mich so lange gegen ihn zu verstellen, bis ich aus meiner Gefangenschaft befreit wäre, und ihn dann den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. „Wir haben unsern armen Morvalden verloren," sagte endlich Harald mit erkünstelter Ruhe. „Es ist ein großes Unglück, das mich betroffen hat; aber es ist nicht zu ändern. Sie müssen mir jetzt helfen, über den Leuchtthurm zu wachen, bis ein Fahrzeug in unsre Nähe kommt, durch das ich mir einen anderen Gehülfen herbeischaffen kann. Bis dahin lassen Sie uns Freunde seyn. Fürchten Sie nichts; Sie finden in mir einen guten Kameraden." Mit diesen Worten ergriff er meine Hand, und schüttelte sie heftig.

Am Abend desselben Tages erblickte ich ein Schiff, das auf den Leuchtthurm loszusegeln schien. Harald befand sich in der Kajüte, und ich ging, ohne ihm von der Annäherung des Fahrzeugs etwas zu sagen, in ängstlicher Spannung auf dem Verdeck auf und ab. Als das Schiff nur noch eine Meile von uns entfernt war, wandte es sich und fuhr der Küste zu. Sogleich befestigte ich mein Taschentuch an eine Ruderstange, und wehte damit, um durch dieses Zeichen die Annäherung des Schiffes zu bewirken. In diesem Augenblick trat Harald aus der Kajüte. Sobald er mich erblickte, riß er das Tuch herunter und drohte, mich über Bord zu werfen, wenn ich mir dergleichen noch einmal erlauben würde.

Da dieser Plan zu meiner Entweichung mißlungen war, so mußte ich abermals zur Verstellung meine Zuflucht nehmen. Indessen war mein Gefährte mißtrauisch worden, und beobachtete mich Tag und Nacht mit unheildrohenden Blicken, während er nicht selten auch Drohungen und Verwünschungen gegen mich ausstieß. Obgleich ich mich in der Gewalt des Elenden befand, so beruhigte mich doch der Umstand, daß er mit keiner Schußwaffe versehen war; und da ich mich einer ungewöhnlichen Körperkraft rühmen konnte, so war ich entschlossen, mich, wenn er einen Angriff auf mich unternähme, tapfer meiner Haut zu wehren, und schlimmsten Falls mein Leben theuer zu verkaufen. Am meisten hatte ich eine Ueberrumplung zu fürchten, und ich schloß mich daher jeden Abend vorsichtig in meine Kammer ein.

An einem der nächsten Tage hörte ich, daß man früh am Morgen von außen meine Thüre verrammelte. In demselben Augenblick drang das Geräusch von Ruderschlägen an mein Ohr; ich fühlte einen Ruck, der

durch das Anstoßen eines Fahrzeugs gegen unser Schiff veranlaßt zu seyn schien, und unterschied deutlich fremde Stimmen. „Wie geht es Morvalden?“ fragte man. „Gut,“ antwortete Harald; „er ist nur von der Nachtwache ermüdet, und so eben eingeschlafen. Was gibt es Neues bei Euch?“ — „Nichts,“ lautete die Antwort, „als daß ein im Meere ertrunkener Mensch an unsere Felsen geworfen worden ist. Nach den Wunden zu urtheilen, die man an dem Leichnam gefunden hat, ist er keines natürlichen Todes gestorben. Das hat überall großen Lärm gemacht, und, wie ich höre, wird noch heut eine Schaluppe mit einem Offizier ausgeschickt werden, um überall an der Küste und auf den Inseln nachzuforschen, ob irgendwo ein Mensch vermißt wird. Es ist eine verwünschte Geschichte. Doch das Wetter droht stürmisch zu werden, und ich muß eilen. Ihr wollt mir also meinen Fisch nicht abkaufen? Dann muß ich suchen, ihn anderswo los zu werden. Lebt wohl, Meister Harald!“

Jetzt hörte ich von neuem Ruderschläge, und die Stimmen verloren sich in der Entfernung. Nach einer Stunde räumte Harald die Geräthschaften wieder fort, mit denen er meine Thüre verrammelt hatte. Ich fand ihn noch bleicher und verstörter als an den vorhergehenden Tagen, und hörte, wie er mehrmals die Worte vor sich hin murmelte: „Also eine Schaluppe mit einem Offizier? Nun, sie mögen kommen.“

Aber vergebens suchte der Elende mich und sich selbst zu täuschen. Mit jedem Augenblicke steigerte sich seine Aufregung; er setzte sich, stand wieder auf, und die Unruhe trieb ihn von einem Orte zum andern. Dann schenkte er sich ein großes Glas Brandwein ein, leerte es auf einen Zug, und ging wieder mit starken Schritten auf dem Verdeck auf und ab. Unterdeß hatte sich ein heftiger Wind erhoben, der von der Küste her wehte, und schwarze Wolken vor sich hin trieb. Dieß schien den Unglücklichen mit neuen Hoffnungen zu erfüllen; denn er glaubte, daß bei einem solchen Wetter kein Fahrzeug absegeln würde. Dennoch griff er immer wieder nach seinem Fernrohr, und beobachtete alle Punkte der Küste. Plötzlich warf er das Instrument auf das Verdeck, indem er entsetzt ausrief: Gott sey mir gnädig! Da sind sie! Aber in demselben Augenblick gab ihm auch die drohende Gefahr seine alte Entschlossenheit zurück. Er ergriff eine Axt, stürzte sich auf die Ketten und Ankertaue, mit welchen das Schiff angelegt war, zerschlug und zerbrach sie, und löste dadurch das Fahrzeug von den Ankern, so daß es schwerfällig sich zu bewegen und auf freiem Meere davonzuschwimmen begann. Dann rief er mit höhnischem Lachen: Jetzt mögen sie kommen! Habe ich nicht gesagt, daß sie willkommen seyn werden?

Unser Schiff hatte weder Segel noch Steuerruder, und war also der Gewalt des Windes und der Wellen preisgegeben. Es schwankte so heftig,

daß ich mehrmals umgeworfen wurde; und nicht selten neigte es sich so sehr auf die Seite, daß es umzuschlagen drohte. Indessen zeigte sich, mehrere Meilen von uns entfernt, wie ein schwarzer Punkt die Schaluppe, welche uns verfolgte. Unverwandt heftete ich auf sie mein Auge, indem ich die Fortschritte ihres Laufes berechnete; aber obgleich sie sichtlich näher kam, zweifelte ich doch, daß sie uns noch zu rechter Zeit erreichen würde; denn jeden Augenblick drohte das stürmische Meer, uns zu verschlingen.

Unterdeß war der Sturm zum völligen Ausbruch gekommen; zugleich breitete die Nacht ihre Schatten über das Meer aus, und hatte bald die Schaluppe meinen Blicken entzogen. Harald hielt, ein Bild der Furcht und des Schreckens, den Mast unseres Schiffes umklammert, und erregte durch seinen Anblick nicht weniger meinen Abscheu als mein Mitleid. Ich war dagegen unausgesetzt bemüht, das Meer nach allen Seiten zu überblicken, ob vielleicht ein Schiff zu unserer Rettung nahe wäre.

Gegen Mitternacht wurde meine Aufmerksamkeit durch ein ungewöhnliches Geräusch erregt, welches, ungeachtet des Getöses des Sturmes und der Wogen, immer heftiger in meine Ohren drang. Ich horchte auf, und fürchtete, die Ursache zu errathen. Bald blieb mir kein Zweifel mehr; denn ich sah in geringer Entfernung von mir eine lange Reihe von Felsen, gegen die das Meer mit furchtbarer Gewalt anschlug. Dorthin wurden wir mit solcher Schnelligkeit getrieben, daß unser Untergang unvermeidlich schien. Ich empfahl dem Allmächtigen meine Seele.

Plötzlich prallte das Schiff, durch einen furchtbaren Stoß erschüttert, zurück, und fiel dann auf eine Sandbank, an der es hängen blieb. Meine Geistesgegenwart hatte mich nicht verlassen; ich bemerkte, daß die Wogen schnell zurückwichen, und daß das Meer an der Stelle, wo wir uns befanden, nur wenige Fuß tief war; sogleich war ich entschlossen, den günstigen Augenblick zu meiner Rettung zu benützen. Schnell ließ ich mich an einem Ankertau hinab, und hatte in einer Minute die Felsen am Ufer erreicht. Als Harald dieß sah, erwachte er aus seiner Betäubung, und versuchte, mir zu folgen; ehe er aber noch an der Seite des Schiffes sich hinablassen konnte, kam das Meer mit einer solchen Heftigkeit zurück, daß er, um nicht fortgespült zu werden, eiligst auf das Verdeck zurückkehren und sich an dem Mastbaume festklammern mußte.

Ich begann jetzt die steilen und schlüpfrigen Felsen zu erklimmen, bis ich eine Stelle erreichte, auf der ich festen Fuß fassen konnte. Hier kauerte ich mich, um nicht in der Dunkelheit in einen Abgrund zu stürzen, im Schutze eines überhängenden Felsen nieder, entschlossen, den Anbruch des Tages zu erwarten. Der Sturm raste unterdessen mit verdoppelter Kraft, und die Wellen brachen sich mit entsetzlicher Gewalt an den Klippen zu meinen Füßen. Dieses Unwetter währte die ganze Nacht hindurch.

Als der Tag anbrach, erblickte ich einen Trupp Leute, die von den benachbarten Anhöhen an das Ufer hinabstiegen, und auf meinen Ruf sogleich zu meiner Hülfe herbeieilten. Ehe ich ihnen in ihre Behausung folgte, wünschte ich über das Schicksal Haralds Gewißheit zu erhalten. Der schwimmende Leuchtthurm war verschwunden; auch nach einem Leichnam suchten wir vergebens; doch Kisten, zerbrochene Bretter und Trümmer aller Art bewiesen, daß Gottes Gerechtigkeit den Mörder ereilt hatte.

23.

Die Schiffbrüchigen.

Ein englischer Seemann erzählt: Unser Schiff strandete auf einer Sandbank, und wir litten Schiffbruch. Wir retteten uns auf eine etwa dritthalb Stunden entfernte kleine norwegische Insel, indem wir auf Eisschollen gingen, die eine dichte Masse bildeten. Unter den heftigsten Windstößen, unter wirbelndem Hagel und Schneegestöber schleppten wir uns fort. Die festesten Matrosen wurden muthlos; 15 Menschen verloren an diesem schrecklichen Tage das Leben, unter ihnen eine starke, sonst gegen alles Wetter abgehärtete Frau. Als sie ihr neun Monden altes Kind in ihren Armen hatte sterben sehen, sank sie völlig ermattet zusammen. Alsbald stellten sich Zuckungen ein; sie schloß die Augen und starb. Wir konnten in unsrer traurigen Lage weiter nichts mehr für sie thun, und setzten unsern Marsch fort. Dagegen eine zarte, schwächliche Frau, die mit uns auf dem Schiffe gewesen war, überstand wunderbarer Weise alle Beschwerden und Gefahren der Reise, und erreichte glücklich eine Hütte, wo sie mit aller Freundlichkeit aufgenommen wurde.

Die Insel, welche wir an einem Sonnabend erreichten, war nur von fünf Familien bewohnt. Weil in den Wintermonaten öfters alle Verbindung zwischen ihnen und den Bewohnern des Festlandes abgebrochen ist, so müssen sie sich vor dem Eintritte der schlimmen Jahreszeit mit den nöthigen Lebensmitteln versorgen. Wir Schiffbrüchigen aber, über 150 Leute, würden die Vorräthe, die bis zum Frühling sie ernähren sollten, in wenigen Tagen aufgezehrt haben. Es war durchaus nöthig, daß alle, welche gehen konnten, sich auf den Weg machten, um in die von der Küste nicht weit entfernte große Stadt C. zu kommen.

Den andern Morgen, am Sonntag, wurden einige Insulaner und Matrosen abgeschickt, um einen Uebergang auszufinden. Ihr Bericht lautete günstig. Sie sagten, wir könnten die größte Strecke auf dem Eise zurücklegen, der übrige Theil des Kanals zwischen der Insel und dem Lande halte nur zwei Fuß tief Wasser, und sey deßhalb leicht zu passiren. Wir machten uns fertig, den andern Morgen um vier Uhr bei hellem Mondschein aufzubrechen; und wenn wir nicht zwei Stunden aufgehalten worden

wären, so würden wir wohl alles nach dem Berichte gefunden haben. Allein vor sechs Uhr konnten wir unsern Marsch nicht antreten, und unterdessen war die Fluth beträchtlich gestiegen, und hatte das Eis an einigen Stellen gebrochen. Wir kamen daher bald in's Wasser; und weil wir die Tiefe desselben so fanden, wie unsere Kundschafter berichtet hatten, so meinten wir den Kanal schon über die Hälfte durchschritten zu haben, und hofften, in kurzer Zeit das feste Land zu erreichen. Als wir aber schon eine Viertelstunde vorwärts gekommen waren, oder vielmehr uns mit dem Wasser abgekämpft hatten, so sahen wir wohl, daß die Entfernung größer sey, als wir gedacht; wir mußten über eine halbe Stunde in diesem Eiswasser aushalten, und konnten kein Land erblicken, weil uns dichte Schneeflocken umwirbelten.

Bei der fürchterlichen Kälte war dieß ein schrecklicher Zustand; und noch heute schaudert mich, wenn ich daran denke. Nur der kann sich eine Vorstellung davon machen, welcher weiß, was es sagen will, bei solchem Wetter bis über die Knie, ja öfters bis an die Brust eine geraume Zeit im Wasser zu gehen. In der Mitte des Kanals war die Strömung sehr stark; und ohne einen dicken Stock hätte ich derselben nicht widerstehen können. Indem ich mich mit der rechten Hand auf ihn stützte, wehrte ich mit der linken dem anströmenden Wasser; und so kam ich endlich nach unsäglicher Anstrengung aus der gefährlichen Stelle heraus. Meine Körper- und Geistes-Kräfte waren so erschöpft, daß ich fürchtete, unter diesem fremden Himmelsstrich elendiglich sterben zu müssen. Meine Gefährten waren um nichts besser daran als ich. Schon wollten einige jeden weiteren Versuch, vorwärts zu kommen, aufgeben, als wir durch den Anblick etlicher Hütten, die in nicht großer Entfernung aus dem Schnee hervorragten, neuen Muth bekamen. Eine derselben lag mir vor den andern etwas näher; dahin richtete ich nun meine Schritte, und nach Verfluß einer halben Stunde befand ich mich unter dem Dache einer menschlichen Wohnung. Sie bildete zwei Abtheilungen: die eine war die Wohnung der Familie, die andere eine Scheuer. Als ich in diese eintrat, fand ich den Landmann mit dem Ausdreschen seiner Früchte beschäftigt.

Meine Kräfte waren durch die Kälte und die Strapazen so erschöpft, daß ich sogleich auf das Stroh niedersank, welches der Bauer von seiner ausgedroschenen Frucht weg- und auf einen Haufen geschafft hatte. Der Norweger ließ bei dem Anblick eines Fremden, welcher sich auf so ungewöhnliche Weise ankündigte, den Dreschflegel fallen, nahte sich mir, und betrachtete mich einige Minuten mit Aufmerksamkeit und Mitleiden. Er redete mich an; ich verstand aber keine Sylbe, und konnte auch selbst kein Wort vorbringen. Da ich mit Eis überzogen war, begriff er leicht, daß ich von der Kälte ganz durchdrungen seyn müsse, und ermunterte mich

durch ein Zeichen, ihm zum Feuer zu folgen. Ich wußte aber aus Erfahrung, wie gefährlich es ist, in einem Zustande, wie der meinige war, sich dem Feuer zu nähern, und lehnte daher das wohlgemeinte Anerbieten ab.

Ehe ich den Kanal betrat, hatte ich mir ein kleines Bündel auf die Schultern gebunden, das all mein Eigenthum enthielt, nämlich einige Kleidungsstücke. Während meines Durchmarsches durch das Wasser hatte ich mehrmals versucht, mich dieser Last zu entledigen, um leichter gegen die Strömung kämpfen zu können, brachte es aber nie zu Stande, weil meine Finger von der Kälte ganz steif waren. Ich fand aber jetzt, daß diese Last einen unschätzbaren Werth für mich hatte, wenn sie gleich nur weniges enthielt, und war froh, daß ich genöthigt gewesen, sie zu behalten. Mit Mühe machte ich es meinem Wirthe begreiflich, daß er mir bei der Abnahme meines Bündels und beim Ablegen meiner gefrorenen Kleider helfen sollte; nachdem er aber Hand angelegt hatte, war ich in weniger als zehn Minuten, theils aus meiner eignen Garderobe, theils aus der meines Wirthes, warm gekleidet. Der würdige Samariter reichte mir zur Stärkung ein Glas Brandwein. In der Zwischenzeit waren die übrigen Familienglieder herbeigekommen; und zwei betagte Frauen betrachteten mich eine Zeit lang mit herzlichem Mitleid, ohne ein Wort zu sprechen. Wahrscheinlich hatten sie Söhne, welche ferne von ihnen waren, und stellten sich nun das Loos derselben wie das meinige vor. Denn in ihren Blicken lag Zärtlichkeit und mütterlicher Schmerz.

Diese redlichen Frauen brachten mich von der Scheune in die Küche, wo ich mit der Familie eine frugale Mahlzeit einnahm. Es war neun Uhr Morgens, als ich in dem gastfreundlichen Hause eintraf; ich hatte also mehr als zwei Stunden im Wasser zugebracht. Von meinen Kameraden hatte keiner seine Zuflucht in dieser Hütte gesucht; ich genoß also die Güte und Aufmerksamkeit dieser braven Leute allein. Gegen drei Uhr Nachmittags sah ich meine Gefährten theils zu Fuß, theils auf Wägen nach der Stadt aufbrechen; ich hielt es also für meine Pflicht, ihnen zu folgen. Mein Wirth aber hörte nicht auf mir seine zärtliche Sorgfalt zu widmen, und verließ mich nicht eher, als bis ich auf einem der Wägen war. Hierauf kehrte er in finsterer, kalter Nacht, unter einem furchtbaren Schneegestöber zu den Seinigen zurück, fühlte sich aber gewiß glücklich dadurch, daß er einem armen Menschen in der Noth hatte helfen können. Friede sey mit dir und deinem Hause! Der Vater der Barmherzigkeit überschütte dich in deinen alten Tagen mit Seinem reichen Troste! Mögest du in der feierlichen Stunde des letzten Gerichtes die Stimme deines Heilands sagen hören: Kommet her, ihr Gesegneten Meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn Ich bin

hungrig gewesen, und ihr habt Mich gespeiset; Ich bin durstig gewesen, und ihr habt Mich getränket; Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt Mich beherberget; Ich bin nackt gewesen, und ihr habt Mich bekleidet. Denn, was ihr gethan habt einem unter Meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir gethan.

Damals war ich leider noch so elend, daß ich dem barmherzigen Gott für all Seine Güte und Langmuth nicht dankte, ja nicht an Ihn dachte. Ein junger Mensch, der ohne Gott zu Schiffe geht, wird auf dem Meere nicht leicht frömmer; ich wenigstens war nach meiner Einschiffung immer tiefer in die Verachtung Gottes und in alle Sünde versunken. Anfangs erschrack ich freilich über das abscheuliche Fluchen, das unter meinen Kameraden üblich war; aber nach einigen Monden war ich so daran gewöhnt, daß ich es für ein Zeichen von Muth, Geistesstärke und männlichem Wesen hielt. Ueberdieß las ich auch einige der schmutzigsten, schändlichsten Bücher, die in unsrer Sprache herausgekommen sind, und las sie um so begieriger, weil sie verboten waren; ich las sie drei- und viermal, und machte mir Auszüge daraus. So lang ich an Bord war, hatte ich keine Bibel gesehen. Einmal jedoch sammelte ich einige Bruchstücke aus derselben in meinem Gedächtniß; aber es geschah leider nur, um über die ernsten, erhebenden Wahrheiten des göttlichen Wortes zu spotten. Ach wie elende Menschen waren wir doch, daß wir mit so schrecklichen Vorstellungen spielen konnten! Die traurigen Umstände, welche unsern Schiffbruch begleiteten, machten keinen Eindruck auf mich, weckten mich nicht auf, meine Verdorbenheit zu erkennen. Da war kein Wort des Gebets, kein Hinwenden zu Dem, der allein helfen kann, nie ein Wort des Dankes bei den offenbarsten Beweisen der göttlichen Erbarmung!

In der Stadt angekommen, vergaßen wir bald die Gefahren, welche wir mit Gottes Hülfe überstanden hatten. Saufen, Fluchen, Singen schändlicher Lieder — das war unsre Unterhaltung, nachdem wir uns wieder zusammengefunden hatten. Niemand dachte an die Hand, welche uns errettet hatte. Zur Strafe dafür hatten wir schon am nächsten Tage wieder einen traurigen Anblick. Einige von denen, welche dem Anscheine nach in dem Eiswasser keinen Schaden genommen hatten, wurden, sobald sie unter einem warmen Dache waren, von einer furchtbaren Entzündung an Händen und Füßen befallen, und litten einige Tage die heftigsten Schmerzen. Ich entging dem Uebel wie durch ein Wunder; aber ich war weit entfernt, in dieser Verschonung die Güte Gottes zu erkennen; ich war damals ein Mensch, bei welchem weder Züchtigungen noch Wohlthaten Einfluß genug haben, um ihn von dem Wege der Sünde abzubringen.

24.
Eisberge.

Am 30. Juni 1836 verließ das Schiff Byron Liverpool, um nach New-York zu fahren. Es war stark mit Eisen und Salz beladen, und hatte an Schiffsleuten und Reisenden 120 Seelen an Bord. Am Morgen des 3. August nach 34tägiger Fahrt begegnete uns ein unbeschreiblich furchtbares Ereigniß. Der erste Gehülfe, ein zuverlässiger Mann, sollte die Wache haben. Da er aber unwohl war, hatte er sie einem andern übergeben. Kein Geräusch ließ sich vernehmen außer den Tritten der Verdeckswache und dem gelegentlichen Anschlagen der Glocke, womit man Fischerboote, wenn solche sich in der Nähe befanden, vor unsrer Ankunft zu warnen pflegte. Ach, wir selbst hätten es viel nöthiger gehabt, vor nahender Gefahr gewarnt zu werden. Gegen zwei Uhr nach Mitternacht weckten mich rasche Schritte; das eifrige Geflüster einiger Leute erregte in mir den Verdacht, daß nicht alles richtig seyn müsse. Von meinem Lager aufspringend fragte ich einen Mann, der nahe an der Kajütenthüre stand: Was gibt's denn? — Wir sind von Eis umgeben, war seine Antwort; wollen Sie es dem Kapitän sagen? Augenblicklich war der Kapitän auf dem Verdeck, und stürzte vor, um hinauszuschauen. Da stieß das Schiff auf, als wäre es auf Felsen gerathen. Es befand sich auf einer Eisinsel. Mehr als hundert Fuß erhob diese ihren Gipfel über die Wasserfläche, und hing oben über, als wollte sie auf uns hereinstürzen. Es wurde der Befehl gegeben, das Steuer zu drehen und die Segel einzureffen. Während die Matrosen eilten, letzteren Befehl auszuführen, und die erschrockenen Reisenden sich auf das Verdeck drängten, um die ungeheure überhangende Eismasse anzustarren, stieß das Schiff zum zweiten Mal mit noch größerer Gewalt auf. Welch ein Stoß! Krach! krach! dröhnte es, als bräche ein Mast über den andern auf dem Verdecke zusammen. Der zweite Gehülfe stürzte in die Kajüte, und rief die Hände ringend: Mein Gott! die Seiten sind eingestoßen; wir sind alle verloren! Ein entsetzlicher Tod schien unvermeidlich. In diesem Augenblick allgemeinen Schreckens gab der kommandirende Offizier den Befehl, die Boote flott zu machen. Während aber die Taue, womit sie an das Schiff befestigt waren, abgehauen wurden, hatten sich schon Männer und Frauen eilends darauf geworfen. Das kleine Boot war schnell mit 20—30 Personen angefüllt; und es war nur zu verwundern, daß es nicht untersank, und alle in die Tiefe begrub. Wäre dieß geschehen, so hätte der kommandirende Offizier ihr Loos theilen müssen; denn in der Absicht, es für sich und das Schiffsvolk in Besitz zu nehmen, oder um die unglücklichen Leute, die sich hineingeflüchtet hatten, vom Untergange zu retten — vielleicht aus beiden Gründen zugleich —

hatte er das Boot betreten, und war darin geblieben, bis er alle mit seinem Degen hinausgetrieben hatte.

Nun war der Anblick schrecklich. Vorn an der Kajüte befanden sich die Reisenden, meist halbnackt, zum Theil auf den Knien um Gnade rufend, oder die Hände ringend und herzdurchbohrende Jammertöne ausstoßend. Nichts war deutlich zu vernehmen, alles voll Verwirrung und Schrecken. Einige der gefaßteren kleideten sich an, um auf dem Eise gegen die Kälte gerüstet zu seyn, wenn sie den Untergang des Schiffes überleben sollten. Andre suchten nach Gegenständen, womit sie sich eine Zeit lang über dem Wasser erhalten könnten. Hier sah man einen sich einen Schwimmgürtel über das Hemd befestigen und ihn mit Luft füllen; dort hörte man einen andern blaß vor Verzweiflung fragen: Ist keine Hoffnung? Da stand ein dritter, und rief in dumpfem Verzagen: Es ist alles umsonst; wir müssen sterben. — Versinken wir jetzt? fragte ein lieber Knabe. Ein andres Kind stürzte auf einen rüstigen Matrosen zu, und schrie: Willst du mich retten?

Das Wehklagen und Heulen der Menschen wurde immer lauter und entsetzlicher; da stieß das Schiff, als wollte es der schmerzlichen Scene ein Ende machen, nochmals mit seinem Vordertheil an. Der Stoß hallte wie ein Donnerschlag, und schien alle Bande des Schiffes aus einander zu sprengen. Jede Hoffnung schwand. Aller Herzen waren voll Furcht; selbst die ruhigsten unter uns beschäftigten sich mit der Vorbereitung auf einen baldigen Tod. Sogar die Hunde schmiegten sich schweigend auf dem Verdecke nieder.

Es zeigte sich, daß der erste Stoß gegen den Eisberg einen Mast gebrochen und hinausgeworfen hatte. Der zweite Stoß riß das Bugspriet und das Vordertheil weg, und drückte die Balken auf die Seite. Hätte er die Schiffsseiten oder den Rumpf getroffen, so wären wir untergegangen; aber durch Gottes Gnade blieb der Rumpf unversehrt. Nachdem das Bugspriet weggespült worden war, muß der Schiffsschnabel eine kurze Zeit von den überhangenden Massen niedergedrückt worden seyn; und der Umstand, daß er sich nicht sogleich vorn erhob, brachte auch die Erfahrensten auf die Vermuthung, er müsse eingestoßen und mit Wasser gefüllt seyn. Daher kam der große Schrecken. Nachdem aber die Segel gewendet waren, und das Steuer hart angelegt, kehrte sich das Schiff von seinem Gegner ab, machte sich flott, und erhielt seinen letzten Stoß auf die Backbordseite. Dieser tönte zwar schrecklich, that aber keinen Schaden mehr. In diesem Augenblicke waren wir frei. Hier war die Gränzscheide zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Der Schiffszimmermann berichtete, der Rumpf sey gesund, und das Bugspriet wiederherzustellen, aber das Schiff habe einen Leck bekommen, und

der Vordermast sey in Gefahr umzustürzen. Nun hieß es: An die Pumpen! Diese wurden aufgerichtet und in Thätigkeit gesetzt. Ein Augenblick peinlicher Zögerung folgte, bis die Pumpen schöpften, und dadurch bewiesen, daß alles noch fest sey. Da begann Hoffnung in dem Angesichte des Kapitäns aufzusteigen, und aller Herzen schienen sich im Widerscheine derselben zu beleben. Als das Schiff nun auf der See wogte, erwartete man den Vordermast stürzen zu hören; er blieb aber fest. Das Tageslicht, Seefahrern immer erwünscht, und uns nun besonders nothwendig, ging endlich über uns auf. Wir fanden uns wieder auf unserer Bahn, und waren nicht allein noch am Leben, sondern hatten auch allen Grund zur Hoffnung, das Leben davonzutragen.

Erstaunt betrachteten wir unsere Befreiung; die Leichtsinnigsten unter uns sahen sich genöthigt, unsre Rettung einzig der Erbarmung Gottes zuzuschreiben; und allgemein und auf einmal erhob sich der Ruf: Das hat der Herr gethan; gelobet sey Sein heiliger Name! Jedes Gesicht glänzte vor Freude; jedes Herz war voll von Gefühlen des Dankes gegen Gott und der Liebe zu den Mitmenschen; und viele versprachen, sich zu bessern.

Am folgenden Tage sahen wir drei Eisberge, und kamen nahe an ihnen vorbei. Mit lautklopfendem Herzen staunten wir die Gefährten dessen an, der unser Leben in so große Gefahr gebracht hatte. Vor Ablauf des zweiten Tages war das neue Bugspriet fertig, und stark genug, um auf dem Reste der Reise Wind und Wogen zu widerstehen.

25.

Das eingefrorne Schiff.

An einem heitern August-Abend des Jahres 1775 fand sich Kapitän Warrens, der Befehlshaber des „Grönland," eines Wallfischfahrers, im Bereich von ungefähr 77 Grad nördlicher Breite, von einer unzähligen Menge von Eisbergen eingeschlossen. Auf einer Seite und in der Entfernung einer Meile von seinem Schiffe waren dieselben von unermeßlicher Höhe, dicht zusammengefügt, und eine Folge schneebedeckter Gipfel, die einer hinter dem andern emporragten, erschien, so weit das Auge reichte, so daß es klar war, wie das Meer nach dieser Seite hin völlig umschlossen, ja es vielleicht schon lange Zeit gewesen war. Dem Kapitän Warrens war in seiner Lage nicht allzuwohl zu Muth; aber da eine Windstille eingetreten, so war ihm jede Möglichkeit, von der Stelle zu kommen, abgeschnitten, und er begnügte sich daher, genaue Wache zu halten, wohl wissend, daß er sicher sey, so lange die Eisberge in ihrer gegenwärtigen Lage blieben. Um Mitternacht erhob sich der Wind zu einem Sturme, der von einem dichten Schneegestöber begleitet war, während zugleich schreckliche Donnerschläge und ein schmetterndes Getöse keinen Zweifel darüber ließen,

daß sich das Eis in Bewegung gesetzt hatte. Das Schiff erhielt in jeder Sekunde die heftigsten Stöße, da der Nebel in der Atmosphäre die Leute am Bord verhinderte, zu sehen, in welcher Richtung das offene Wasser wäre, oder ob überhaupt auf irgend einer Seite noch offenes Wasser sich finden ließe. Die Nacht ging damit hin, daß man, so oft sich eine Gefahr zeigte, umlegte. Als der Morgen anbrach, fand Kapitän Warrens zu seiner großen Freude, daß sein Schiff keinen ernstlichen Schaden erlitten. Er bemerkte mit Erstaunen, daß die auf einander gethürmten Eisberge, die sich am vorhergehenden Abend als ein so undurchdringlicher Wall zeigten, von dem Winde getrennt worden waren, und daß sich zwischen ihnen ein Kanal zur offenen See gebildet hatte, der sich, so weit das Auge reichte, fortschlängelte.

Zwei Meilen jenseits des Einschnittes, welchen dieser Kanal bildete, wurde gegen Nachmittag ein Schiff sichtbar. Die Sonne schien eben glänzend, und ein frischer Wind wehte von Norden. Anfangs konnte Kapitän Warrens, verhindert durch einige herbeischwimmende Eisberge, nichts weiter sehen als die Maste; doch war er betroffen über die eigne Art, in welcher die Segel geordnet waren, und über den Anblick der Zerstörung, den das Tau- und Takelwerk bot. Das Schiff trieb mehrere Meilen vor dem Winde her, gerieth dann an einigen der niedrigeren Eisberge auf den Grund, und blieb bewegungslos liegen. Des Kapitäns Neugier war so lebhaft erregt, daß er sogleich mit einigen seiner Leute in ein Boot sprang, und nach dem Schiffe ruderte. Als er näher kam, gewahrte er, daß der Rumpf desselben vom Wetter außerordentlich mitgenommen war, und daß sich auf dem mit dichtem Schnee belasteten Deck nicht eine Seele zeigte. Er rief zu verschiedenen Malen die Mannschaft an, ohne eine Antwort zu erhalten. Ehe er an Bord ging, fiel ihm eine offene Schiffslucke in's Auge, und als er hineinblickte, sah er einen Mann, Schreibmaterial vor sich, zurückgelehnt in einem Stuhle sitzend. Er bestieg nun mit seinen Leuten das Verdeck, und nachdem sie eine verschlossene Lucke geöffnet, stiegen sie in eine der Kajüten hinab. Ein Schauder ergriff sie, als sie dieselbe betraten. Ihr Bewohner hatte seine frühere Stellung beibehalten; er schien die Ankunft von Fremden nicht zu bemerken. Es ergab sich, daß es ein Leichnam war; grüner, feuchter Schimmel bedeckte ihm Stirn und Wangen, und überzog seine offenstehenden Augen. Er hielt eine Feder in der Hand; ein Schiffstagebuch lag vor ihm, und auf einer unvollendeten Seite war folgendes der letzte Satz: „14. November 1762. Es sind nun 17 Tage, daß wir vom Eise eingeschlossen sind. Das Feuer ist gestern ausgegangen, und der Schiffsmeister hat sich vergebens bemüht, es auf's neue anzumachen. Seine Frau ist diesen Morgen gestorben. Es ist keine Rettung." — —

Ohne ein Wort vernehmen zu lassen, eilten Kapitän Warrens und seine Leute von diesem Orte des Grausens hinweg. Als sie in die Haupt-Kajüte eintraten, war der erste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, eine weibliche Leiche, die in einer Stellung gespannter Aufmerksamkeit an einem Bette lehnte. Ihr Gesicht hatte die Frische des Lebens; aber an ihren zusammengezogenen Gliedern ließ sich erkennen, daß man eine leblose Gestalt vor sich hatte. Auf dem Boden saß der Leichnam eines anscheinend noch jungen Mannes, der in der einen Hand einen Stahl, in der andern einen Feuerstein hielt, als sey er im Begriff mit dem neben ihm liegenden Schwamm Feuer anzuschlagen. In dem Vordertheile des Schiffes lagen mehrere Matrosen todt in ihren Räumen, und am Boden einer Treppe fand man den zusammengekauerten Körper eines Jungen.

Weder Nahrungsmittel noch Feuerungsmaterial war irgendwo zu sehen; doch wurde Kapitän Warrens durch die abergläubischen Vorurtheile seiner Leute abgehalten, genauere Nachforschungen anzustellen. Er nahm daher das schon erwähnte Tagebuch mit sich, als er zu seinem Schiffe zurückkehrte, und steuerte alsbald südwärts, tief ergriffen von dem entsetzlichen Schauspiele, welches ihm so eben die Gefahren vor die Augen gestellt hatte, die mit der Schiffahrt auf den Polar-Meeren in hohen Breitegraden verbunden sind. Nach England zurückgekehrt, stellte er Nachforschungen über verlorengegangene Schiffe an, und durch Vergleichung der Resultate dieser seiner Nachforschungen mit den in seinem Besitz befindlichen Dokumenten gelang es ihm, den Namen und die Geschichte des eingefrorenen Schiffes und seines Befehlshabers zu entdecken. Es stellte sich heraus, daß es 13 Jahre vorher, ehe er es unter den Eisbergen aufgefunden, von seinem Schicksal ereilt worden war.

26.

Abendgottesdienst auf dem Meere.

Schiffshauptmann.

Laß Deine Rechte unser Lied seyn im Hause unsrer Wallfahrt, der Du auch im Meere Wege gegeben hast, und unter den Wellen sicheren Lauf. Herr, was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und ein Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst?

Chor der Matrosen.

O Herzog aller Gnaden, bleib bei uns in der Nacht,
Der Du uns sonder Schaden bis hieher durchgebracht.
Zünd' an der Liebe Kerzen, Du Wächter in der Höh,
Und segn' an unsern Herzen den Lobgesang zur See.

Steuermann.

Mit dieser Wimpel Wallen, im letzten Abendstrahl,
Laß froh hinauf ihn schallen zu Deinem Gnadensaal.

Alle.

Durch alle Seemanns-Chöre gib uns am Lobe Theil,
Daß Dein der Flaggen Ehre, und Dein der Segel Heil.

Schiffshauptmann.

Wer ist so gnädig, Herr, wie Du? Wer kann so viel erdulden?
Wer sieht mit so viel Langmuth zu, bei so viel schweren Schulden,
Die aus der ganzen, weiten Welt ohn' Unterlaß bis an das Zelt
Des hohen Himmels steigen?

Steuermann.

Es muß ein treues Herze seyn, das uns so hoch kann lieben,
Da wir doch in den Tag hinein, was gar nicht gut ist, üben.

Alle.

Du kannst nicht anders seyn als gut; daher fleußt Deiner Güte Fluth
Auf alle Deine Werke.

Schiffshauptmann.

Mit Deinem Wandeln auf dem Meere, das alle Wasser geheiliget hat, mit Deiner heiligen Gegenwart im Schiffe der Apostel, mit Deiner Fürbitte in der Nacht, als sie Noth litten, mit dem ewigen Gnadenlichte, als sie Dir zu Füßen sanken im Schiffe, mit dem allmächtigen Worte, dem Wind und Meer gehorsam sind, mit der Gnade des letzten Abendmahls, das Du mit uns gehalten, mit Deiner hohenpriesterlichen Fürbitte für Deine ganze Kirche auf Erden, mit dem ganzen Verdienste Deines Lebens, Leidens und Sterbens —

Chor.

Segne uns, lieber Herr und Gott!

Steuermann.

Du führest Deiner Kirche Schiff durch aller Zeiten Walten;
Noch hat kein Blitz, kein Felsenriff den heil'gen Bau gespalten.
Der Kompaß ruht in Deiner Hand, die Heil und Segen nur umspannt,
Weil sie für uns durchgraben.

Chor.

Drum haben wir zum Steuermann Dich, Fürst der Ehren, erkoren.
Mit unsrer Macht ist nichts gethan; wir sind gar bald verloren.
Sind wir doch ein Gemächt von Staub, der Sünde wie der Wellen Raub,
Wo Du nicht Gnade schenkest.

Steuermann.

Walte mit mir, wo ich bin; laß mich nicht den Pfad verlieren,
Und die Engel her und hin liebreich unser Segel führen;
Und die Welle unter mir rausche Psalmen für und für.

Schiffshauptmann.

Gedenke unsrer Lieben jenseits des Meeres drüben,
Die jetzt in dieser Stund
Mit uns die Hand erheben; laß ihre Seelen leben,
Und steh zu Deinem Gnadenbund.

Chor.

Sind sie voll Angst und Grämen, so wollst Du sie beschämen
Durch Deinen Friedenskuß.
Den gib auch unsrem Volke, das Deine Zeugenwolke
Dir über's Meer ja führen muß.

Schiffshauptmann.

Geh nicht mit uns in's Gericht! Wenn die Windsbraut sich erhoben,
Dann versag uns nicht Dein Licht aus der Zionsburg dort oben,
Wo, wenn alles untergeht, klar der ew'ge Leuchtthurm steht.

Chor.

Du kannst mich nicht verlassen, der Deinem Worte traut,
Und ganz auf Dein Erblassen sein ewig Heil gebaut.
Wenn Mast und Steur gebrochen, und todt die Kraft des Lichts,
Dann sprich, wie Du gesprochen: Ich bin es; fürchtet nichts.

Und wenn ich in den Tiefen, wo's nun und nimmer tagt,
Von Sünden, die da schliefen, mich sehe angeklagt:
Dann sprich Du voll Erbarmen: Komm, Menschenkind, zu Mir!
Und trag auf Deinen Armen gen Himmel mich zu Dir.

Alle.

Ja, auch in des Meeres Grund ruht mein Herz in Dir geborgen;
Wecken wird Dein Segensmund mich am großen Ostermorgen.
Ueber mir rauscht sanft die Well: Friede über Israel!
Hafen ist in aller Welt, wo man liegt zu Deinen Füßen;
Und Dir sey es heimgestellt, ob wir so, ob so ihn grüßen.
Bleibt uns nur Dein ewig Reich, ist uns alles Andre gleich.

Schiffshauptmann.

Aber wenn der Thürme Spitzen, drauf die goldnen Kreuze stehn,
Wieder uns entgegen blitzen, und wir in den Hafen gehn:
Dann durch alle Seemanns-Chöre gib am Lob uns wieder Theil,
Daß der Flaggen Macht und Ehre Dein, und Dein der Segel Heil.

Steuermann.

Ach wir werden wohl erscheinen mit gesenktem Angesicht;
Unsre Augen werden weinen vor dem ew'gen Gnadenlicht,
Wenn mit Deinem Kelch und Brod Du gestillet alle Noth,
Und im Frieden Deiner Wunden wieder wir das Land gefunden.

Schiffshauptmann.

Gott aller Gnaden, der Du uns berufen hast zu Deiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, Du wollest uns, die wir eine kleine Zeit leiden, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen, von allem Uebel uns erlösen, und uns aushelfen zu Deinem himmlischen Reiche durch Jesum Christum, welchem Ehre sey von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Alle.

Erhalt uns in der Wahrheit, gib unvergängliche Freiheit,
Zu preisen Deinen Namen durch Jesum Christum. Amen.

27.

Der Leichtsinn und seine Strafe.

William Cope, ein Schiffsjunge auf dem englischen Schiffe Revenge, erhielt am Morgen des 15. April 1837 Urlaub, an's Land zu gehen, nämlich auf die Insel Malta, in deren Nähe das Schiff vor Anker lag. Gegen Mitternacht wollte er in Begleitung eines ehemaligen Schulkameraden, Alexander Chambers, der bei der königlichen Artillerie in der Festung S. Angelo diente, zu seinem Schiffe zurückkehren. Da sie nun nicht gleich einen Bootsmann finden konnten, ergriff der Artillerist ein Boot, und stieß vom Lande ab. Cope war betrunken, und fiel schlafend auf den Boden des Kahnes. Chambers, der auch zu viel getrunken hatte, ruderte eine Zeit lang fort, verlor aber eines seiner Ruder, und schlief gleichfalls ein. Als sie am folgenden Morgen erwachten, sahen sie sich weit vom Ufer entfernt. Zwei Tage lang behielten sie die Insel im Gesichte, waren aber mit ihrem einzigen Ruder nicht im Stande das Ufer zu gewinnen; und nun erhob sich ein Wind, der sie aus dem Gesichtskreise der Insel vertrieb. Sie litten schrecklich von Hunger und Durst. Einige schnell vorübergehende Regenschauer benützte Cope, um etwas frisches Wasser in seiner Jacke zu sammeln; aber die See ging so hoch, daß die Jacke eben so viel Salzwasser als süßes verschluckte.

Ein Tag nach dem andern ging dahin, und kein Schiff, kein Land zeigte sich; der Durst wurde unerträglich. Am fünften Tage zogen sie den Pflock aus dem Boote, umschlossen einander mit den Armen, banden sich zusammen, und legten sich nieder, um zu ertrinken. Das Boot ließ Wasser ein, wollte aber nicht untersinken. Cope richtete sich wieder auf, und sagte: Ich bin entschlossen gewesen, zu sterben; da Gott aber dieß nicht billigt, so will ich noch länger warten. Er steckte den Pflock wieder hinein, und schöpfte das Wasser mit seinem Hut aus. Der Artillerist aber erklärte, er könne und wolle nicht länger leben. Seine Beine waren angeschwollen, sein Unterleib ganz zusammengeschrumpft, sein Gesicht entzündet; sein Mund schäumte, und sein Augenlicht war trüb geworden.

Er redete irre; und am achten Tage sprang er über Bord und ertrank. Cope hatte sich vergebens bemüht, ihn zurückzuhalten.

Am folgenden Tage, 26 Stunden nach dem Tode des jungen Artilleristen, erblickte Cope ein Schiff. Kaum hatte er noch Kraft genug, um seinen Hut als Signal auf eine Stange zu stecken. Aber er wurde bemerkt und gerettet. Eine jonische Barke, die nach Konstantinopel segelte, nahm ihn auf, nachdem er von der Nacht des 15. April bis zum 24. keine andere Nahrung zu sich genommen hatte als etwas Meerwasser.

28.

Zwei Geschichten von Haifischen.

Der Abschied war vorüber; die weinenden Freunde hatten das Verdeck verlassen, und blickten dem weichenden Schiffe nach, das ihre Lieben hinwegnahm. Ein frischer Wind kräuselte die Wellen, und trug den flüchtigen Segler aus der Bucht in den endlosen Ocean. Die Passagiere sahen fast alle mit thränenfeuchten Augen nach der Küste des Heimathlandes, die sich mehr und mehr entfernte. So wie ein Gegenstand aus dem Gesichtskreise verschwand, heftete sich der Blick auf einen andern; und so standen sie, bis der Schatten der Nacht jede Spur von Altengland verwischt hatte. Dann zogen sich alle zurück, um die Auftritte der letzten Tage noch einmal in der Erinnerung zu überschauen, oder die schwankenden Bilder der Zukunft in stillen Träumen zu betrachten. Jede Zunge schwieg, nur nicht die des Dr. Mac Bride, welcher über alles seine Bemerkungen machte. Er war ein lebhafter Schotte; und seine Erscheinung bildete einen auffallenden Contrast mit dem Benehmen eines anderen Passagiers, des Herrn S. Clair, eines finsteren Mannes von wenig Worten. Doch hatte er ein kleines Mädchen von sieben Jahren bei sich, das durch sein lebhaftes, freundliches Wesen für das mürrische Schweigen des Vaters entschädigte.

Das liebenswürdige Gemüth der kleinen Adelaide hatte das Herz des Doctors gewonnen; und manche Stunde saß sie auf seinen Knien, und horchte auf seine Erzählungen aus der Bibel, die er immer mit passenden Bemerkungen und Vergleichungen zu würzen wußte. Alle Tage ging das Kind längere Zeit mit ihm auf dem Verdeck herum, oder saß neben ihm unter dem Schatten eines Segels, im Anblick der scheidenden Sonne, wenn sie in die goldenen Wogen hinuntertauchte, oder lauschte auf die schottischen Lieder, welche ihr Mac Bride vorsang.

An einem klaren, prächtigen Juni-Morgen, als das Schiff schon vierzehn Tage auf der See war, hatte sich eben die Sonne gleich einem feurigen Schild erhoben; der weite Wasserspiegel war ruhig; nur ein sanfter Südwind fächelte die Wangen der nach dem Frühstück auf dem Verdecke weilenden Passagiere. Die Matrosen plauderten mit einander, und weis-

sagten Sturm aus der schon 24 Stunden dauernden Stille; und der Doctor stieg gerade die Treppe aus der Kajüte empor, und suchte seinen kleinen Liebling: da erscholl plötzlich der Schreckensruf: Ein Kind über Bord! Mac Bride eilte an die Seite des Schiffes, und sah die kleine Adelaide in furchtbarer Gefahr. Ihre mit Luft gefüllten Kleider trugen sie zwar noch auf der Oberfläche des Wassers; aber noch größeres Unheil drohte ihr von einem ungeheuren Haifisch, welcher mit reißender Schnelligkeit heranschoß. Erstarrender Schrecken machte alle an Bord unthätig; nur der Doctor raffte ein kleines Schwert vom Boden auf, und sprang in's Wasser.

Unterdessen brachte der Jammerruf des Kindes die Mutter auf das Verdeck; als diese die entsetzliche Lage Adelaidens gewahr wurde, sank sie ohnmächtig in die Arme des Kapitäns. Alle Augen starrten auf das schreckliche Unthier der Tiefe, das sich gegen das Kind heranwälzte; und man erwartete jeden Augenblick, es werde den drohenden Rachen aufthun, und das liebliche Töchterchen verschlingen. In demselben Moment, da Mac Bride das Kind erreichte, wandte sich der Haifisch auf die Seite, um sie zu ergreifen; aber der Doctor riß sie weg, und stieß der Bestie sein Schwert in den Leib. Der Haifisch fühlte die Wunde, und wandte sich ab, das Wasser mit seinem Blute färbend.

Mittlerweile hatten die erschreckten Zuschauer mehrere vergebliche Versuche gemacht, den Schwimmenden ein Seil zuzuwerfen. Endlich gelang es, und Mac Bride befestigte es alsbald um den Körper Adelaidens. Kaum wurde er damit fertig, als der Haifisch wieder zum Vorschein kam, und zwar von einem anderen begleitet. Die bestürzten Matrosen zogen das Seil in die Höhe; und der verwundete Fisch, als ob er seinen Gegner fürchtete, schwamm dem Kinde nach. Gerade, als es aus dem Wasser gezogen wurde, machte der Hai mit weit aufgesperrtem Rachen einen gewaltigen Satz, und jedermann schrie vor Schrecken und Furcht, er möchte das Kind entzweibeißen. Aber in diesem Augenblick stieß der schottische Held seine Waffe bis an das Heft in den Rachen des Raubthieres, das knirschend mit den Zähnen das Schwert faßte und untersank. Ein Freudenschrei erhob sich auf dem Schiff; aber er war nur von kurzer Dauer; denn sie sahen den zweiten Hai nur wenige Schritte von dem erschöpften und entwaffneten Helden. Das Kind wurde hinaufgezogen, und in die zitternden Arme der Mutter gelegt, während die Matrosen sich eifrig bemühten, eines der Schiffsboote loszumachen. Sie würden jedoch zu spät gekommen seyn, wenn der Doctor nicht so entschlossen gewesen wäre. Er zog ein langes spanisches Messer heraus, das sich mittels einer Feder öffnete, und stieß es dem Fisch in die Seite; dann tauchte er unter, und drückte es ihm bis an das Heft in die Kiemen; aber der Griff entschlüpfte ihm, und der

Hai wandte sich mit dem Messer in der Wunde. Als nun der Fisch von neuem und noch wüthender erschien, so würde der muthige Mann offenbar sein Leben verloren haben, wenn ihn nicht gerade in dem gefährlichsten Augenblicke das Boot erreicht hätte. Er hatte im Kampfe sich eine Ader an der Hand durchschnitten; und der Blutverlust machte ihn so schwach, daß er zu sinken begann. Aber die Matrosen faßten ihn, und brachten ihn unter den lauten Glückwünschen der ganzen Schiffsgesellschaft glücklich an Bord.

Ein Fieber war die Folge seiner Anstrengungen, und er mußte einige Tage im Bette bleiben, gepflegt von der dankbaren Adelaide. Er lehrte sie, Gott als ihren Retter zu preisen, und Ihm durch ein frommes Leben ihre Dankbarkeit zu bewähren.

* * *

Die Mannschaft des englischen Schiffes Magpie hatte sich, als dasselbe an der Küste von Kuba unterging, in das große Boot geflüchtet. Der Sturm währte aber fort, und warf das Boot um. Doch wurde selbst in diesem gefahrvollen Augenblicke die strenge Mannszucht, die auf den Schiffen herrscht, genau beobachtet. Aber kaum hatten auf Befehl des Schiffs-Lieutenants die Matrosen ihre Arbeit begonnen, um das Boot wieder aufzurichten, so schrie einer, er sehe die Floßfeder eines Haifisches. Keine Sprache kann den Schrecken schildern, welcher die arbeitende Mannschaft ergriff. Ein Haifisch ist immer ein Gegenstand des Entsetzens für einen Matrosen; und nur diejenigen, welche das zerstörende Gebiß dieses gefräßigen Fisches gesehen haben, und seine unglaubliche Kraft, seinen Blutdurst und seine Kühnheit kennen, vermögen sich eine Vorstellung von der Empfindung eines schwimmenden Seemannes zu machen, dem man zuruft: Ein Haifisch! ein Haifisch! Jeder bemühte sich jetzt, für den Augenblick in Sicherheit zu kommen. Sie wußten, daß ihr Untergang unvermeidlich sey, wenn eines dieser Ungeheuer die Gelegenheit zu einer so reichen Mahlzeit entdeckte. Nun half alle Mannszucht nichts mehr; das Boot, das umgestürzt auf dem Wasser lag, und das sie eben hatten aufrichten wollen, blieb wieder in seiner vorigen Lage liegen. Als jedoch der so sehr gefürchtete Feind sich nicht sehen ließ, drang Lieutenant Smith noch einmal in die Leute, das Boot aufzurichten, und sich dieses einzigen Rettungsmittels zu versichern. Weil er aber wußte, daß er es ihnen nicht würde ausreden können, daß es in dieser Gegend eine Menge Haifische gebe, so befahl er denen, welche an der Kanonen-Seite des Bootes hielten, beständig mit den Füßen im Wasser zu plätschern, und dadurch die Unthiere abzuschrecken. Abermals erhob sich einige Hoffnung; die Matrosen strengten alle ihre Kraft an; noch ein wenig Gehorsam und Ausdauer:

so wären sie gerettet gewesen. Da ließ sich ganz in der Nähe ein Geräusch hören, und auf einmal sahen sie gegen fünfzehn Haifische gerade auf sich zukommen. Der Schrecken war nun noch zehnmal größer als vorher; in der hastigen Bemühung, der Gefahr zu entfliehen, ließen sie das Boot fahren, das nun wieder umstürzte; und abermals waren die 22 Seeleute dem Verderben preisgegeben.

Anfangs schienen die Haifische nicht geneigt, ihre Beute zu ergreifen; sie schwammen spielend unter den Männern umher, schnellten sich zuweilen auf, und drängten sich zwischen ihren Schlachtopfern durch. Dieß währte jedoch nicht lange; ein lauter Schrei von einem der Männer verkündete seinen Schmerz; ein Haifisch hatte ihn beim Bein ergriffen, und es ganz vom Leibe abgebissen. Und als die Raubthiere nun das Blut geschmeckt, fand der gefürchtete Angriff statt; ein Schrei um den andern meldete den Verlust von Armen und Beinen; einige wurden von dem Boot herabgerissen, an welchem sie vergebens hinaufzuklimmen versuchten; andre sanken vor Furcht in Ohnmacht; alle waren in schrecklicher Gefahr. Lieutenant Smith gab auch jetzt, da von allen furchtbaren Todesarten die furchtbarste ihn zu erwarten schien, seine Befehle mit Kaltblütigkeit und Umsicht; und zur Ehre der unglücklichen Mannschaft muß man sagen, daß ihnen Folge geleistet wurde. Abermals wurde das Boot aufgerichtet; und zwei Männer machten sich in demselben an die Arbeit des Ausschöpfens. So unglaublich es auch erscheinen mag, so ist es dennoch wahr, daß die Stimme des Offiziers mitten in der Gefahr Gehör fand; die noch lebenden Matrosen kletterten an dem Kanonenbord hinauf, und hielten das Boot aufrecht. Herr Smith selbst war am Hintertheile des Bootes, und ermunterte seine Leute durch freundliches Zureden. Allein die Haifische hatten Blut gekostet, und waren von ihrem Festmahle nicht zu vertreiben; und während Smith einmal in das Boot sah, um den Fortschritt der Arbeit wahrzunehmen, und dabei einen Augenblick das Plätschern mit den Füßen unterließ, erhaschte ein Haifisch seine beiden Beine, und biß sie ihm oberhalb der Knie ab. Er strengte sich an, sein Unglück zu verbergen; aber der ungeheure Schmerz erpreßte ihm einen Schrei; er ließ das Boot fahren, und sank unter. Zwei Männer ergriffen ihn, und legten ihn in das Hintertheil des Schiffes. Auch jetzt noch in seinen fast unerträglichen Schmerzen vergaß der wackere Mann sein eigenes Leiden, und dachte nur an die Rettung der noch übrigen Mannschaft. Er stellte ihnen noch einmal vor, wie sie allein sich retten könnten, beklagte ihre gefährliche Lage, und schloß mit den Worten: „Wenn einer von euch diese unglückselige Nacht überlebt, und nach Jamaika zurückkommt, so saget dem Admiral, daß ich während der Aufsuchung des Seeräubers von diesem schrecklichen Ereigniß überfallen worden sey; sagt ihm, ich hoffe stets meine

Pflicht gethan zu haben, und ich" — — In diesem Augenblicke wurde das Boot durch die Bemühung einiger Männer, welche hineinsteigen wollten, ein wenig auf die Seite geneigt; die Matrosen, welche den armen Smith hielten, ließen ihn los; er fiel über Bord und ertrank. Man sah ihn nicht mehr emporkommen.

Um acht Uhr Abends war das Boot wieder in seiner gehörigen Lage; aber nur noch zwei Männer waren am Leben. Der eine stellte sich an das Vordertheil, der andere an das Hintertheil des Schiffes; und ob sie gleich fast ganz kraftlos waren, fuhren sie doch mit dem Wasserausschöpfen fort, bis sie das Boot so erleichtert hatten, daß es nicht wohl wieder umschlagen konnte; dann setzten sie sich nieder, um zu ruhen. Die Wiedererscheinung der Haifische war das Zeichen zu erneuter Arbeit. Die gefräßigen Ungeheuer bemühten sich, das Boot umzustürzen; mit sichtbarem Heißhunger schwammen sie um das Fahrzeug her. Aber nach einiger Zeit entfernten sie sich wieder; und die beiden Seeleute waren durch Gottes Gnade gerettet. So müde sie auch waren, fuhren sie doch fort zu schöpfen, bis sie fast alles Wasser aus dem Boote geschafft hatten; dann legten sie sich, der eine vorn, der andre hinten, zur Ruhe nieder. Die Angst hatte sich ihrer Seelen so bemächtigt, daß sie sich nicht zu rühren wagten, aus Furcht, ein ungeschickter Tritt möchte das Boot wieder auf die Seite legen. Doch fielen sie, trotz der schrecklichen Auftritte, welche sie heute erlebt hatten, bald in einen gesunden Schlaf; und der Tag war schon angebrochen, als sie zu traurigen Ueberlegungen und vielleicht noch größeren Gefahren und Leiden erwachten. Die Sonne stieg klar und unbewölkt auf; aber Hitze, Hunger, Durst und Ermüdung schien nun die Unglücklichen aufreiben zu wollen, welche Gottes Hand den Rachen der Haifische entrissen hatte. Als sie beim Erwachen einander anschauten, erschrack jeder vor dem verzweiflungsvollen Gesichte des andern. Sie blickten um sich her; ach! da war nichts zu sehen als der endlose Ocean, ein wolkenloser Himmel und eine brennende Sonne. Das Boot lag, wie die Arche Noah's, allein in einer großen Welt. Sie hatten kein Ruder, keinen Mast und kein Segel, nichts als die bloßen Bretter; dazu waren sie ohne Trinkwasser, ohne Speise und genügende Kleidung. Schweigend, nicht ohne Furcht, sah einer den andern an.

Die Sonnenhitze nahm zu; die See war so glatt wie ein Spiegel; nur dann und wann kräuselte ein leichtes Lüftchen ihre Oberfläche etliche Ellen weit. Vergebens strengten sie die Augen an, etwas zu sehen, was Hoffnung gewähren könnte; vergebens wandten sie sich von einer Seite zur andern, um den brennenden Sonnenstrahlen zu entgehen. Schlafen konnten sie nicht; denn Angst und Furcht hielt beide wach; ein kurzer Schlaf hätte ihre letzte Ruhe auf Erden seyn können. Einmal wären sie

beinahe in Streit mit einander gerathen; denn leider war ihnen die Furcht Gottes und darum auch die wahre Bruderliebe etwas Fremdes. Der Vordermann hatte lange über Durst geklagt, und seine Hand öfter in's Meer getaucht, um sie dann abzulecken. Dieß geschah aber immer sehr schnell; denn alle Schrecken des vorigen Tages standen vor seinen Augen, und nicht selten ließ sich die scharfe Flosse eines Haifisches in geringer Entfernung vom Boote sehen. In der Pein des Durstes, welcher durch das salzige Wasser noch vermehrt wurde, stampfte er heftig auf den Boden, und raufte sich verzweifelnd die Haare aus; aber plötzlich unterbrach er den Ausbruch seiner Wuth mit dem Rufe: Ein Segel!

Ein Schiff zog langsam durch das Wasser auf sie zu; und die beiden Matrosen meinten, man habe sie erblickt und wolle sie retten. Aber das Fahrzeug wandte sich bald wieder seitwärts, und zog noch mehr Segel auf. Das war ein entsetzlicher Augenblick für die beiden Männer. Vergeblich war ihr lautes Schreien; vergebens warfen sie ihre Jacken in die Höhe. Offenbar hatte man sie gar nicht gesehen; und das Schiff verfolgte seinen Lauf, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen. Die Zeit verstrich; und wenn sie einmal dem Schiffe von hinten nachsehen mußten, so verminderte jede Sekunde ihre Hoffnung, entdeckt zu werden. Ueberdieß konnte sich ein Wind erheben; und dann war es in einer Viertelstunde weit hinweg, und mit ihm alle Aussicht auf Rettung.

Nun aber schien der Mann, der bisher so ungeduldig über sein Schicksal geklagt hatte, auf einmal von frischem Muthe beseelt zu seyn; er blickte aufmerksam nach dem Schiff, und dann auf seinen Kameraden, und sagte: Fürwahr, das will ich thun; oder wir sind verloren. — Was thun? fragte der andre. „Ob es gleich, erwiderte der Vordermann, keine Kleinigkeit ist, nach allem, was wir gesehen haben und wissen, so will ich es doch versuchen. Denn wenn das Schiff einmal an uns vorbei ist, was bleibt uns dann noch übrig? Ich sage dir, Jack, ich will zu ihm hinschwimmen; komme ich wohlbehalten hin, so sind wir beide gerettet; wo nicht, warum sollte ich nicht lieber schnell im Wasser sterben, als hier langsam vor Durst umkommen?" — Was? du willst über Bord springen, und mich allein lassen? entgegnete sein Kamerad. Da sieh, sieh diesen Haifisch, der uns die ganze Nacht gefolgt ist. Er wartet nur darauf, bis du in's Wasser kommst, um dich zu verschlingen, wie er vielleicht schon einigen unsrer Gefährten gethan hat. Nein, nein; warte, warte; vielleicht kommt ein andres Schiff. Ueberdieß kann ich nicht halb so weit schwimmen; und allein zurückbleiben mag ich auch nicht. Denk nur, Tom, an die Haifische und an die letzte Nacht."

Tom aber sprang über Bord, so ruhig, wie wenn er auf dem Badeplatz wäre. Sein Gefährte sah sich nach den Haifischen um; die waren

verschwunden. Sie hatten wohl das Plätschern gehört, und verfolgten ihre Beute. Es ist schwer zu sagen, welcher von den beiden Männern am meisten Angst ausstand. Der im Boote rief seinem Kameraden ermunternde Worte nach, schaute nach dem Schiffe, schwang seine Jacke hin und her, und wandte sich dann wieder rückwärts, um die Haifische zu beobachten. Man kann sich seinen Schrecken denken, als er drei dieser Ungeheuer am Boote vorbei schwimmen sah, seinem Gefährten nach. Er schlug seine Jacke in's Wasser, um sie hinweg zu scheuchen; aber sie schienen wohl zu wissen, wie ohnmächtig sein Angriff sey, und verfolgten ihren Weg in aller Ruhe. Der Mann schwamm gut und kräftig. Es war kein Zweifel, daß er so weit gelangen würde, um von dem Schiff aus gesehen oder gehört zu werden, falls nämlich die Haifische nicht dazwischen kämen; und weil er sich denken konnte, daß sie nicht lang ausbleiben würden, fuhr er fort im Schwimmen heftig um sich zu schlagen. Kein Fisch ist wilder, aber auch keiner feiger als der Hai. Man hat schon gesehen, daß einer, der von zwei Harpunen getroffen war, und einen Haken im Rachen hatte, zu einem neuen Angriff auf die Lockspeise zurückkam; und doch lassen sie sich von dem geringsten Lärm verscheuchen, und ergreifen selten ihre Beute, wenn es nicht ganz stille ist. Tom hatte bereits eine beträchtliche Entfernung zurückgelegt, als er an seiner Seite eines dieser schrecklichen Geschöpfe wahrnahm. Indessen schwamm er doch tapfer fort, und ließ das Wasser emporspritzen; er war auf das Schlimmste gefaßt, und hatte wenig Hoffnung des Gelingens. Mittlerweile war der Wind nach und nach lebhafter geworden, und das Schiff flog mit größerer Schnelligkeit durch das Wasser hin; jede Falte der Segel blähte sich auf. Dem armen Schwimmer kam es vor, als ob die Segel vom Winde bersten müßten; und da er sich auf's äußerste anstrengte, dem Schiffe zuvorzukommen, war es ihm, als ob es Flügel hätte. Er war nun nahe genug, um zu hoffen, daß seine Stimme gehört werden könnte; aber sein wiederholtes Rufen war vergeblich; kein Mensch ließ sich auf dem Verdecke sehen; und der Steuermann war zu sehr mit seinem Berufe beschäftigt, als daß er das Nothgeschrei hätte hören können. Das Schiff ging vorüber, und der Schwimmer blieb mit jeder Sekunde weiter zurück. Alle Hoffnung schien verloren. Die Anstrengung hatte ihn fast ganz erschöpft; und die Haifische warteten nur auf den ersten ruhigen Augenblick, um ihr Opfer zu verschlingen. Es wäre vergeblich gewesen, an die Rückkehr zum Boote zu denken; denn dieses konnte er nicht mehr erreichen, und sein Gefährte konnte ihm nicht helfen. Als er aber eben sein letztes Gebet sprach, um sich dann den Wellen und den Raubthieren zu überlassen, erblickte er einen Mann, der über das Halbverdeck des Schiffes herabschaute. Alsbald erhob Tom seine beiden Hände, schnellte sich im

Wasser empor, und machte sich glücklicher Weise durch diese auffallenden Bewegungen dem Manne bemerkbar. Durch ein Fernrohr kam man bald in's Klare über die Sache: das Schiff wurde gedreht, ein Boot abgeschickt, und Tom eingenommen. Auch das Boot Jack's wurde alsbald herbeigeholt, und so waren mit Gottes Hülfe und durch Tom's muthige Anstrengung beide gerettet. Ob sie in ihrer Noth recht beten gelernt haben, weiß ich nicht; es wäre mir aber leid, wenn sie vergebens so viel ausgestanden hätten. Denn vergeblich und fruchtlos sind doch alle unsre Erfahrungen, wenn sie uns nicht zu Gott führen.

29.

Die angstvolle Reise.

Denoyer, ein geachteter Mann in Cap Francis auf der Insel Haiti, entschloß sich, um seine Umstände zu verbessern, zur Uebersiedlung nach Samana, einem Ort in demjenigen Theile der Insel, der damals den Spaniern gehörte. Seine Gattin war damit einverstanden. Als sie aber ein Jahr in Samana gewohnt hatten, ersuchte sie ihn, nach Cap Francis zurückzukehren, weil die dortige Luft ihrer Gesundheit besser zuzusagen schien. Denoyer liebte sie zu sehr, als daß er ihr diese Bitte hätte abschlagen können. Sie richteten daher die kleine Barke ein, die ihnen gehörte, um mit einer Negersklavin, Namens Katharina, und ihren zwei Kindern, deren eines sieben Jahre alt war, das andre noch an der Brust lag, in die frühere Heimath zu fahren. Während sie sich zur Reise rüsteten, ging ein englisches Schiff an der Küste zu Grunde; die Mannschaft war jedoch so glücklich, das Land zu erreichen. Da nun gerade in der Bucht von Samana ein kleines französisches Schiff bereit stand, unter Segel zu gehen, so baten die Schiffbrüchigen, acht an der Zahl, den Befehlshaber desselben, sie an Bord zu nehmen, um sie entweder nach Cap Francis oder nach Monte Christo zu führen. Weil aber dieser sie nicht alle unterbringen konnte, so ersuchte er Herrn Denoyer, zwei derselben in seiner Barke mitzunehmen. Der eine war der Kapitän, Namens John; der andre hieß Young. Denoyer, ein Mann von freundlichem Gemüthe, nahm sie gern auf, gab ihnen Weißzeug und Kleider, und behandelte sie sehr gütig; sie aber versprachen, ihrem Wohlthäter Beistand zu leisten, wo sie nur irgend könnten.

Im Anfang des März 1766 fuhr Denoyer ab, und hatte außer den bereits genannten Personen noch zwei französische Matrosen an Bord, welche zur Arbeit auf dem Fahrzeuge gemiethet waren. Sie steuerten nahe am Ufer hin; und als sie gegenüber von der Wohnung des Manuel Borgne, mehrere Meilen von dem Orte der Abreise entfernt, anlangten, baten die zwei Matrosen Herrn Denoyer, sie an's Land zu setzen, da die

beiden Engländer sich gerne des Ruderns und Steuerns annehmen würden. Ihrer Bitte wurde alsbald willfahrt.

Am folgenden Morgen gegen zehn Uhr fuhr Denoyer weiter. Am Abend warfen sie Anker an einem Orte, Namens Grigri, eine Meile von Porto Plata, an der Nordküste von Haiti. Sie genossen mit einander ihr Abendessen in der Nähe des Ufers, bedeckten das Hintertheil des Schiffchens mit Palmblättern, und richteten eine Art von Zelt auf, in welchem eine Matraze für Frau Denoyer, ihre beiden Kinder und die Negerin ausgebreitet wurde. Herr Denoyer legte sich auf eine andre Matraze zu den Füßen seiner Gattin; und die beiden Engländer machten sich ihr Lager auf dem Vordertheile der Barke zurecht. Bis gegen Mitternacht schliefen sie gut; dann weckte sie das Geschrei des kleinen Kindes auf. Nachdem die Ziege, welche sie bei sich hatten, gemolken, und das Kind getränkt worden war, legte sich Herr Denoyer wieder hin. Gegen drei oder vier Uhr Morgens wurde seine Gattin durch den dumpfen Ton eines heftigen Schlages aufgeschreckt, der von einer Art zu kommen schien, und hörte Herrn Denoyer seufzen. Zitternd weckte sie ihre schwarze Dienerin auf und schrie: Guter Gott! Katharine, sie schlagen meinen Mann todt! Zu gleicher Zeit hob sie die Leinwand empor, die vor ihrem Lager ausgespannt war. Da sprang John mit grimmigen Blicken auf sie zu, und drohte, sie mit dem Beile zu ermorden, wenn sie die geringste Bewegung mache, aufzustehen, und nicht sogleich den Vorhang wieder herabfallen lasse. Hierauf tödtete der Bösewicht sein Schlachtopfer vollends mit zwei weiteren Streichen, und zog die Segel auf, während Young sich an das Steuerruder begab, um das Fahrzeug nach New-York hin zu steuern.

Als der Tag anbrach, war die Barke etwa zwei englische Meilen vom Ufer entfernt. Frau Denoyer, überwältigt vom Schrecken, hatte kaum so viel Kraft, um von ihrem Lager aufzustehen. Aber welches fürchterliche Schauspiel bot sich nun ihren Augen dar! Sie sah die Matraze, auf welcher der Leichnam ihres Mannes lag, auf dem Meere dahin schwimmen. Der unmenschliche John, der sein Verbrechen noch durch den bittersten Spott vergrößerte, rief ihr zu: Seyd unbekümmert; Euer Mann macht ein gesundes Schläfchen. Dann kam er mit einem Dolch in der Hand, und verlangte die Waffen des Ermordeten und die Schlüssel zu seinen Kisten. Frau Denoyer übergab sie ihm. Nachdem der Schurke alles durchsucht hatte, ohne Geld zu finden, lieferte er ihr die Schlüssel wieder aus. Die trostlose Wittwe fing nun an zu weinen, was ihr der übermäßige Schrecken und Schmerz bisher nicht gestattet, und fragte ihn, warum er ihren Mann ermordet habe, da dieser doch kein Geld gehabt? Der Mörder antwortete, er habe es um

des Schiffes willen gethan, das er nach New-York bringen wolle. Darauf schien das Ungeheuer etwas weicher zu werden, und bot ihr Thee und Chokolade an. Sie erwiderte aber, sie bedürfe nichts. Er redete ihr zu, sie sollte ihren Kummer mäßigen, er habe durchaus nichts Böses gegen sie im Sinne, sondern wolle sie vielmehr sammt all ihrem Gepäck auf französischem Boden an's Land setzen.

Man kann sich vorstellen, daß die unglückliche Frau in der Nacht keine Ruhe fand. Das Bild ihres ermordeten Gatten stand immer vor ihren Augen. Die Grausamkeit und Rohheit ihrer Begleiter mehrte ihre Angst, besonders wenn ihr Blick auf ihre lieben Kinder fiel. Während ihr Gemüth mit den trübsten Vorstellungen kämpfte, hörte sie die zwei Unmenschen über einen Plan unterhandeln, vor dem ihr noch mehr graute als vor dem Tode. Der niederträchtige John schlug seinem Kameraden vor, er sollte die Sklavin zur Frau nehmen, die Wittwe wolle er für sich behalten. Aber Young ging nicht darauf ein; und so legten sich die Elenden, nachdem sie das Steuerruder festgebunden hatten, zum Schlafen nieder. Die Negerin nahm sich vor, ihnen während des Schlafes mit einem Nagel die Augen auszustechen; da sie aber fürchtete, sie möchten sich bloß stellen, als ob sie schliefen, gab sie den Gedanken wieder auf.

Mit Anbruch des folgenden Tages segelten sie weiter, und suchten die hohe See zu gewinnen. Frau Denoyer fragte, ob sie denn etwa gar im Sinne hätten, sie nach New-York mitzunehmen? Sie erwiderten, wenn sie nach Cap Francis zu reisen vorziehe, so sey einer von ihnen bereit, sie, ihre Kinder und ihre Sklavin in dem an Bord befindlichen Kahne dorthin zu bringen. Der Anblick der mit dem Blut ihres Gatten befleckten Bösewichter bewog die unglückliche Frau, diesen Vorschlag anzunehmen, obgleich der Kahn, aus einem einzigen Baumstamme gehauen, zu klein war, als daß er dem wogenden Meere hätte widerstehen können. Nachdem sie ihren Entschluß ausgesprochen, befahl ihr John, ihr Weißzeug in ein Bündel zu packen, da die Kisten zu schwer seyen, um in den Kahn gebracht zu werden. Er selbst legte eine elende Strohmatraze in den Kahn, vier Zwiebacke, einen Krug mit etwa vier Maß Trinkwasser, sechs Eier und eine kleine Portion Salzfleisch. Als er darauf die Kinder und die Sklavin in den Kahn gesetzt hatte, suchte er noch die Taschen der Frau Denoyer aus, und fand darin etwas Silber, nämlich die Schuhschnallen und die Halsbindenschnalle ihres Mannes. Diese nahm er ihr ab, dazu auch das Weißzeug, welches sie zusammengepackt hatte. Sie setzte sich endlich in den Kahn, und wartete auf den ihr zugesagten Führer. Allein sie mußte sehen, wie Young das Seil abschnitt, an welchem das kleine

Fahrzeug befestigt war, und dann wieder zu seinem Steuerruder ging, während John die Segel aufzog. Die verlassene Wittwe flehte die Mörder ihres Gatten um Hülfe an, und beschwor sie mit aller Beredsamkeit einer zärtlichen Mutter, sich ihrer Kinder zu erbarmen. Aber die verwilderten Männer, taub gegen ihre Bitten, überließen die unglückliche Familie ihrem Schicksal, und verschwanden.

Rings umher war nichts zu sehen als der Himmel und das Meer; und Frau Denoyer fiel in einen Zustand gänzlicher Gefühllosigkeit. Die treue Sklavin wandte alles an, um ihre Gebieterin wieder zum Bewußtseyn zu bringen; und es gelang ihr auch. Aber freilich erwachte die arme Frau nur, um den Abgrund zu erblicken, der sie verschlingen sollte, und das traurige Loos ihrer Kinder zu beweinen, die den Ungeheuern der Tiefe zur Beute bestimmt schienen. Sie drückte sie an ihren Busen, benetzte sie mit Thränen; und es war ihr, als ob jeder Blick auf diese zarten Geschöpfe der letzte seyn sollte. Indessen übergab sie sich ganz der Führung Gottes, und ließ den Kahn dahinschweben, wie die Wellen wollten, oder vielmehr wie Der wollte, der auch den Wellen gebietet. Die Annäherung einer fürchterlich dunklen Nacht mehrte ihre Angst und ihre Gefahr. Dazu erhob sich der Wind mit großer Heftigkeit; und plötzlich brach eine Welle über den Kahn herein, und schwemmte den Zwieback und den Wasserkrug hinweg. Es ist nicht möglich, die Schrecken dieser entsetzlichen, langen Nacht zu schildern. Endlich brach der ersehnte Morgen an, und brachte ruhigeres Wetter, aber freilich sonst keinen Trost. Sie sahen nichts als Himmel und Wasser, und wußten auch nicht, wohin sie sich wenden sollten. Frau Denoyer flehte unaufhörlich um den Beistand des Allmächtigen, der allein die Zuflucht der Verlassenen ist.

So brachten sie sieben Tage und sieben Nächte zu, jeglicher Witterung preisgegeben, ohne Trank und Speise, ein wenig Salzfleisch ausgenommen. Die Kraft der unglücklichen Mutter schwand dahin; doch der Gedanke an den nahen Tod war ihr weniger schreckhaft als der klägliche Zustand ihrer Kinder. Sie wollte sich eben eine Ader öffnen, um mit ihrem Blute das Leben der Kinder zu verlängern, die sie fest an die Brust gedrückt hielt, als Katharine in der Ferne ein Segel entdeckte. Diese Nachricht flößte der Verzweifelnden neues Leben ein; beide riefen, so laut sie konnten, und machten allerlei Zeichen. Bald hatten sie auch die Freude, zu bemerken, daß ihre Signale beachtet wurden, und daß das Schiff auf sie zusteuerte. Aber nun war noch eine Gefahr zu bestehen. Die Wogen brachen sich an dem Schiffe mit solcher Gewalt, daß der Kahn es nicht wagen durfte, sich ihm zu nähern. Doch gelang es der Geschicklichkeit des Kapitäns, die Wittwe und ihre Angehörigen an Bord zu bringen. Glücklich gelangten sie nach Neu-Orleans, wohin das Schiff bestimmt war.

Frau Denoyer fand dort einen nahen Verwandten, den Notar Rougeot, der sie mit großer Freundlichkeit aufnahm.

Man sammelte Geld in der Stadt zur Unterstützung der unglücklichen Wittwe. Sie schenkte der Sklavin, der treuen Leidensgefährtin, die Freiheit. Diese aber wollte sie nicht verlassen, und erklärte, nur der Tod könne sie von ihr scheiden. Frau Denoyer erzählte auch vor der Obrigkeit von Neu-Orleans, was sie gelitten, und beschrieb die Mörder ihres Gatten. Es wurde ihnen in New-York nachgefragt; aber kein Mensch hat erfahren, was aus ihnen geworden.

30.

Columbus in Jamaika.

Auf seiner vierten und letzten amerikanischen Reise wurde Columbus, als er von Südamerika nach der Insel Haiti fahren wollte, durch widrige Winde nach Jamaika verschlagen. Eines seiner Schiffe hatte er an der Küste von Südamerika zurücklassen müssen, weil es von den Holzwürmern so zerstört war, daß man es nicht mehr flott erhalten konnte. Die gesammte, zum Theil kranke Mannschaft war nun in zwei kleinen Schiffen zusammengedrängt, die durch Stürme öfter an einander gestoßen, fast aller ihrer Anker beraubt, und überhaupt sehr beschädigt wurden. Dabei arbeiteten die Bohrwürmer an den Schiffen fort, die endlich so voll von Löchern waren, wie die Zellen einer Honigscheibe. Es war die größte Anstrengung nöthig, um das eindringende Wasser theils auszupumpen, theils mit Eimern und Kesseln auszuschöpfen. Dieses beständige Arbeiten fiel aber den bereits entmuthigten Seeleuten um so schwerer, da sie nur noch einen geringen Vorrath von Zwieback, Oel und Essig, sonst aber gar keine Lebensmittel hatten, und darum sich mit sehr schmalen Rationen begnügen mußten. Da (am 24. Juni 1503) sah sich endlich Columbus gezwungen, seinen langen und hartnäckigen Kampf gegen die Wuth der Elemente aufzugeben. Er ließ in einer Bucht bei Jamaika, die später nach ihm die Don Christovals-Bucht genannt wurde, seine zwei elenden Schiffe, die jeden Augenblick unterzusinken drohten, der Länge nach an einander binden, und in Bogenschußweite von der Küste auf den Strand laufen. Sie füllten sich bald bis zum Verdeck mit Wasser. Nun wurden vorn und hinten auf beiden Schiffen gedeckte Kajüten für die Mannschaft gebaut, und das Wrack so gut als möglich in Stand gesetzt, um plötzliche Angriffe der Bewohner von Jamaika abschlagen zu können. Niemand durfte ohne Erlaubniß des Columbus an die Küste gehen; und es wurde die größte Vorsicht gebraucht, um jede Beleidigung und Aufreizung der Eingebornen zu verhüten.

Die Insel Jamaika war ausnehmend fruchtbar und volkreich; und der Hafen wimmelte bald von Indianern, welche Vorräthe brachten, um mit den Spaniern Tauschhandel zu treiben. Um allem Zwiste vorzubeugen, wurden zwei Personen ernannt, die über den Tausch wachen sollten; und die erhandelten Vorräthe ließ Columbus an jedem Abend unter das Schiffsvolk ordentlich vertheilen. Da aber die auf solche Art gelieferten Lebensmittel aus einer beschränkten Nachbarschaft und von sorglosen Menschen bezogen wurden, reichten sie für die Bedürfnisse der Spanier nicht hin, und kamen so unregelmäßig, daß dieselben oft in Verlegenheit waren. Man fürchtete auch, die Umgegend möchte sich bald erschöpft haben, und dann die Mannschaft in Hungersnoth gerathen. In dieser mißlichen Lage erbot sich Diego Mendez, einer der treuesten Begleiter des Columbus, mit drei Männern einen Zug durch die Insel zu machen, um seinen Unglücksgefährten Lebensmittel zu verschaffen. Der Admiral nahm sein Anerbieten freudig an; und er ging mit den von ihm gewählten Begleitern wohlbewaffnet hinüber.

Ueberall wurde er von den Eingebornen mit der größten Freundlichkeit empfangen und bewirthet. Er machte mit einem Kaziken, der über einen zahlreichen Stamm herrschte, einen Vertrag, nach welchem die Unterthanen desselben jagen und fischen und Brod bereiten, und diese und andere Vorräthe jeden Tag in gewissen Quantitäten nach dem Hafen bringen sollten. Sie würden dafür Messer, Kämme, Glasperlen, Fischangeln und ähnliche Artikel durch einen Spanier bekommen, der sich zu diesem Zweck unter ihnen aufhalten sollte. Nach Abschluß dieses Vertrags sandte Mendez einen seiner Kameraden mit der Nachricht davon an den Admiral (Columbus). Dann setzte er seine Reise drei Stunden weiter fort, schloß mit dem nächsten Kaziken einen ähnlichen Vertrag, und schickte den zweiten Spanier an Columbus ab. Noch weiter dringend, kam er, in einer Entfernung von 13 Stunden von den Schiffen, in die Residenz des Kaziken Huarco, der ihn auf's beste bewirthete, und durch seine Unterthanen eine große Menge von Vorräthen herbeibringen ließ. Mendez gab ihm dafür etliche von seinen Waaren, und schloß mit ihm eine Uebereinkunft auf eine gleiche Quantität von Lebensmitteln ab, die in gewissen Zeiträumen abzuliefern wären. Mit den bereits erhandelten Vorräthen schickte er seinen dritten Gefährten an den Admiral ab, und bat, Columbus möchte auch an diesen Ort einen Agenten schicken, um die regelmäßigen Lieferungen in Empfang zu nehmen, und die Tauschartikel dafür auszuhändigen.

Mendez war jetzt allein; doch kehrte er noch nicht um, sondern erbat sich von dem Kaziken zwei Indianer, welche ihn bis an das Ende der Insel begleiten sollten; der eine mußte seine Vorräthe tragen, der

andere die Hängmatte, in der er schlief. So drang er bis zu der östlichen Spitze von Jamaika vor, wo er abermals einen mächtigen Kaziken, Namens Ameyro, fand. Mendez hatte einen hellen, lebhaften Verstand, große Gewandtheit und ein einschmeichelndes Wesen, welches ihn bei den Indianern beliebt machte. Er und der Kazike vertauschten gegen einander zum Zeichen ihrer Freundschaft ihre Namen. Der Kazike erbot sich, Vorräthe für die Schiffe zu liefern; auch kaufte ihm Mendez einen trefflichen Kahn ab, für welchen er ihm ein glänzendes Becken von Messing, einen kurzen Rock und eines von den beiden Hemden gab, die seinen ganzen Vorrath von Wäsche ausmachten. Der Kazike gab ihm sechs Indianer zum Rudern mit, und sie schieden recht freundschaftlich von einander. Auf der Heimreise landete Mendez an den verschiedenen Plätzen, wo er die Verträge geschlossen hatte, fand dort schon die spanischen Agenten, belud seinen Kahn mit Vorräthen, und kehrte im Triumphe zu dem Hafen zurück, wo er von seinen Gefährten mit Freudengeschrei, von dem Admiral mit offenen Armen empfangen wurde. Die Lebensmittel, welche er mitbrachte, waren eine sehr gelegene Zufuhr; denn die Spanier hatten wirklich schon Hunger gelitten. Von nun an aber kamen täglich Indianer wohlbeladen von den Märkten an, welche er eingerichtet hatte.

Als so den augenblicklichen Bedürfnissen seiner Leute abgeholfen war, dachte Columbus auf Mittel und Wege, die Insel wieder zu verlassen. Seine Schiffe konnten nicht wieder hergestellt werden; und er durfte nicht hoffen, daß irgend ein fremdes Schiff zu ihrer Erlösung an dieses Eiland sich verirren könnte. Die zweckmäßigste Maßregel schien die zu seyn, daß er dem Statthalter auf der Insel Haiti Nachricht von seiner Lage gäbe, und ihn bäte, ein Schiff abzusenden, in welchem sie dorthin fahren könnten. Aber wer sollte diese Botschaft übernehmen? Es gab kein Mittel, den Boten hinüber zu bringen, als die leichten Kähne der Wilden; und wer sollte die tollkühne Reise in einer solchen gebrechlichen Barke wagen? Niemand als vielleicht der eifrige und unerschrockene Mendez. Er rief ihn zu sich und sprach: Diego Mendez, mein Sohn, keiner von allen, die hier bei mir sind, kennt die große Gefahr, in welcher wir schweben, als Ihr und ich. Unser sind wenige, und diese Indianer zahlreich und von unbeständigem und reizbarem Wesen. Bei der mindesten Veranlassung können sie Feuerbrände von der Küste schleudern, und uns in unsern mit Stroh gedeckten Kajüten verbrennen. Die Verträge, die Ihr wegen der nöthigen Lebensmittel mit ihnen abgeschlossen habt, und die sie jetzt so gerne halten, können schon morgen aus bloßem Eigensinn gebrochen werden; und wir haben keine Macht, sie zu zwingen; wir sind vielmehr

selber ganz in ihrer Gewalt. Ich habe über ein Rettungsmittel nachgedacht, und will nun sehen, ob es mit Euren Ansichten übereinstimmt. In dem Kahne, den Ihr gekauft habt, könnte einer nach Haiti hinüberfahren und ein Schiff bestellen, durch welches wir aus unserer Gefahr und Noth errettet würden. Sagt mir nun Eure Meinung darüber.

Mendez antwortete: Herr, ich weiß es wohl, die Gefahr, in der wir schweben, ist sehr groß. In einem so kleinen Kahn aber nach Haiti zu fahren, ist schwer, ja unmöglich; denn es gilt, einen Meeresarm von 40 Seemeilen und zwischen Inseln zu durchschiffen, wo die See selten ruhig ist. Ich wüßte niemanden, der sich dazu hergeben möchte.

Columbus entgegnete nichts; aber Mendez merkte wohl, daß er selbst der Mann sey, den der Admiral im Auge habe, und sprach nach einer kleinen Pause: Herr, ich habe mich oft in Lebensgefahr gestürzt, um Euch und alle, die hier sind, zu retten; und Gott hat mich bisher auf wunderbare Weise beschützt. Da gibt es aber Murrende, welche sagen, E. Excellenz vertrauten mir alles an, wobei Ehre zu erwerben sey, da es doch noch andere unter Eurer Mannschaft gäbe, welche das alles eben so gut wie ich auszuführen vermöchten. Darum bitte ich Euch, fordert alles Schiffsvolk auf, und macht ihnen diesen Vorschlag, um zu sehen, ob unter ihnen einer ist, der das Wagstück unternehmen will, woran ich aber zweifle. Wenn sie dann alle es ablehnen, so will ich vortreten, und mein Leben abermals in Eurem Dienste wagen, wie ich es schon oft gethan habe.

Der Admiral erfüllte gern die Wünsche des würdigen Mendez; denn nie war Ruhmredigkeit mit treuerem Gehorsam im Bunde. Am folgenden Morgen wurde das Schiffsvolk versammelt, und der Vorschlag öffentlich bekannt gemacht. Aber alle erklärten ihn für unausführbar. Da trat Mendez vor: Herr, sagte er, ich habe nur Ein Leben zu verlieren; aber ich bin bereit, es in Eurem Dienst und zum Besten meiner Brüder zu wagen, und vertraue auf Gottes Schutz.

Columbus umarmte den braven Jüngling, der sich sogleich an die Zurüstungen zu seiner Fahrt machte. Er zog seinen Kahn an die Küste, gab ihm einen falschen Kiel, nagelte Wetterborde über das Vorder- und Hintertheil zum Schutze gegen die Meereswellen, machte einen getheerten Ueberzug, setzte einen Mast und Segel ein, und versah das Fahrzeug mit Lebensmitteln für sich, einen Spanier und sechs Indianer, die ihn begleiten sollten. Columbus aber schrieb unterdessen einen Brief an den Statthalter von Haiti, in welchem er ihn bat, er möchte sogleich ein Schiff schicken, um ihn und seine Leute nach Haiti überzusetzen.

Mendez fuhr zuerst längs der Küste nach Osten, und hatte dabei

gegen starke Strömungen zu kämpfen. Einmal wurden sie von Indianern, die in Kähnen umherschwärmten, gefangen genommen, entkamen aber, und langten endlich an der Ostspitze der Insel an, die von der Christovals-Bucht 34 Seemeilen entfernt ist. Hier blieben sie und warteten auf ruhiges Wetter, als sie plötzlich abermals von feindlichen Indianern umringt wurden, welche sie drei Stunden weit fortschleppten, und sie dann erschlagen wollten. Nun gab es aber Streit über die Theilung der Beute; endlich beschlossen die Wilden, das Loos entscheiden zu lassen. Während sie damit beschäftigt waren, entwischte Mendez, fand den Weg zu seinem Kahne, schiffte sich ein, und kehrte nach einer Abwesenheit von 15 Tagen allein in den Hafen zurück.

Columbus war zwar betrübt über das Fehlschlagen dieser Unternehmung, freute sich aber über das Entkommen seines getreuen Mendez. Dieser, durch die erduldeten Gefahren und Mühen keineswegs abgeschreckt, bot sich sogleich an, wieder abzureisen und einen zweiten Versuch zu machen, wenn man ihn bis zu der Ostspitze der Insel begleiten und gegen die Eingebornen beschützen wollte. Hiezu erbot sich Bartholomeo Columbus, der Bruder des Admirals, mit einer großen, wohlbewaffneten Schaar. Bartholomeo Fiesko, ein Genueser, welcher Kapitän auf einem der verunglückten Schiffe gewesen war, gesellte sich bei dieser zweiten Fahrt dem Mendez bei. Er war ein redlicher, zuverlässiger Mann, dem Admiral sehr ergeben und von ihm hoch geachtet. Jeder hatte einen großen Kahn, worin 6 Spanier und 10 Indianer sich befanden. Die Kähne sollten beisammen bleiben. Wenn sie Haiti erreicht hätten, sollte Fiesko sogleich nach Jamaika zurückkehren, um den Admiral und seine Leute durch die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Botschaft in Haiti von ihrer Angst zu befreien. Mendez aber sollte nach San Domingo, der Hauptstadt von Haiti, gehen, dem Statthalter den Brief übergeben, ein Schiff besorgen und absenden, und dann mit einem Briefe des Columbus an den König und die Königin von Spanien dorthin abgehen.

Nachdem alle Anstalten getroffen waren, brachten die Indianer ihre mäßigen Vorräthe von Brod und jeder ein Gefäß mit Wasser in die Kähne. Die Spanier hatten außer ihren Broden auch Vorräthe von Kaninchenfleisch, und jeder sein Schwert und seinen Schild. So traten sie, von den Gebeten ihrer Landsleute begleitet, ihre gefahrvolle Reise an.

Der Bruder des Admirals hielt mit seinem bewaffneten Trupp längs der Küste gleichen Schritt mit den Kähnen; und die Indianer machten dießmal keinen Versuch, sie zu beunruhigen. Am östlichen Ende der Insel blieben sie drei Tage, bis das Meer so ruhig wurde, daß sie sich mit ihren schwachen Barken hinauswagen konnten. Endlich wurde das Wetter ganz heiter; sie sagten ihren Kameraden Lebewohl, und fuhren ab. Die

Zurückbleibenden sahen ihnen nach, bis die Kähne wie Punkte auf dem Ocean wurden, und die Abenddämmerung sie dann ihren Blicken ganz entzog. Am folgenden Tage gingen sie zum Columbus zurück.

Nun hätte man denken sollen, daß das Unglück, welches den Columbus so lang verfolgt hatte, endlich erschöpft gewesen wäre. In traurigen Lagen pflegen wir einen Trost in der Vorstellung zu finden, daß, da die Dinge nicht wohl schlimmer werden können, sie sich bald zum Besseren neigen müssen. Der Neid, der sich einst gegen das Glück und den Ruhm des Columbus empört hatte, konnte ihm kaum ein elenderes Erbtheil in der Welt, die er entdeckt hatte, anweisen: die Reste eines Wracks in einem unbefahrenen Meere, der Gnade barbarischer Horden überlassen, die in jedem Augenblick aus unzuverlässigen Freunden die wüthendsten Feinde werden konnten; er selbst gefoltert von Krankheiten und Schmerzen, welche die ausgestandenen Gefahren und Beschwerden auf sein Alter gehäuft hatten, und welche ihn fast immer im Bette festhielten! Aber Columbus hatte den Kelch der Bitterkeit, der ihm bestimmt war, noch nicht ganz geleert. Er hatte noch ein größeres Uebel, als Sturm und Schiffbruch, als körperliche Schmerzen und Gewalt wilder Horden, er hatte den Undank und Verrath derer zu erdulden, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte.

Mendez und Fiesko waren noch nicht lange weg, als viele von den Spaniern auf dem Wrack anfingen krank zu werden, theils von den Anstrengungen und Leiden der letzten Reise, theils von dem engen Zusammenwohnen in einem feuchten und schwülen Klima, theils von der Entbehrung der gewohnten Lebensmittel; denn sie konnten sich nicht an die Lebensart der Indianer gewöhnen, die fast ihre ganze Nahrung aus dem Pflanzenreiche nahmen. Ihre Krankheiten wurden gesteigert durch Leiden der Seele, durch das lange Warten, welches eine krankhafte Reizbarkeit erzeugt, und durch hingehaltene Hoffnung, die nach und nach das Herz aufreibt. An ein Leben voll Geräusch und Abwechslung gewöhnt, hatten sie nun nichts zu thun, als auf ihrem traurigen Schiffsrumpfe spazieren zu gehen, und auf dem weiten Meere sich nach dem Kahne des Fiesko umzusehen, sich über sein langes Ausbleiben zu wundern, und an seiner Rückkehr zu zweifeln. Wie lange sollten sie noch hier bleiben, und vergebens auf Hülfe hoffen? Einige versanken nach und nach in tiefe Muthlosigkeit; andere wurden ungeduldig und mürrisch. Statt Mitleid zu haben mit ihrem bejahrten und gichtkranken Befehlshaber, welcher mehr als alle litt, und doch dabei unablässig auf ihr Wohl bedacht war, fingen sie an auf ihn als den Urheber alles ihres Unglücks zu schmähen. Endlich empörte sich ein großer Haufe gegen ihn; und einige verzweifelte Schurken bedrohten sogar sein Leben. Doch ließen sie sich durch ihre bes-

sergesinnten Kameraden zum Glück noch überreden, in Frieden abzuziehen.

Sie nahmen zehn Kähne, welche der Admiral kurz vorher den Indianern abgekauft hatte, und fuhren jubelnd davon. Auch etliche, die nichts mit dem Aufruhr zu thun gehabt hatten, als sie eine so große Anzahl abgehen sahen, rafften sie schnell ihre Sachen zusammen, und traten gleichfalls mit in die Kähne. Auf diese Weise verließen den Admiral 48 Mann. Viele von denen, welche zurückblieben, waren nur durch Krankheit festgehalten; wären sie gesund gewesen, so würden die meisten die Ausreißer begleitet haben. Mit Thränen und Wehklagen sahen sie die Abfahrt der Aufrührer, und hielten sich für verloren. Trotz seiner Krankheit verließ nun Columbus sein Bett, trat zu denen, die ihm treu geblieben waren, und besuchte die Kranken, indem er sie auf jede Art zu gewinnen und zu trösten sich bemühte. Er ermunterte sie, auf Gott zu vertrauen, der ihnen Erlösung schaffen werde, versprach, nach seiner Rückkehr der Königin ihre Treue und Beständigkeit zu rühmen, und ihnen Belohnungen auszuwirken, die sie für alle ihre Leiden entschädigen sollten.

Die Aufrührer fuhren indessen an der Küste nach dem Ostende der Insel hin, indem sie dem von Mendez und Fiesko eingeschlagenen Wege folgten. Wo sie landeten, mißhandelten sie die Indianer, und raubten ihre Vorräthe und alles, wonach sie gerade gelüstete. Dabei logen sie, sie handelten nach den Befehlen des Columbus, und versicherten, er würde alles bezahlen, was sie wegnähmen; wenn er sich weigerte, sollten sie ihn nur todtschlagen. Als sie die Ostspitze von Jamaika erreicht hatten, warteten sie, bis das Meer ruhig wurde. Dann nahmen sie etliche Indianer, die für sie rudern sollten, und traten die gefahrvolle Reise an. Kaum hatten sie jedoch vier Seemeilen zurückgelegt, als sich ein starker Wind erhob. Sie wandten sich sogleich wieder zur Küste zurück. Der Wind wurde aber immer stärker; und das empörte Meer drohte die schwerbeladenen Kähne, die wegen ihres fast ganz runden Bodens nicht leicht im Gleichgewicht zu erhalten waren, umzuwerfen. Die Spanier geriethen in Angst, und suchten die Fahrzeuge dadurch leichter zu machen, daß sie alles über Bord warfen, was sie entbehren konnten; bloß ihre Waffen und etwas Mundvorrath behielten sie zurück. Auch die Indianer zwangen sie, in's Meer zu springen, und ließen nur die in den Kähnen, welche durchaus nöthig waren zum Rudern. Die Indianer waren geschickte Schwimmer; aber die Entfernung vom Lande war doch zu groß für ihre Anstrengung. Sie schwammen daher um die Kähne her, und hielten sich zuweilen daran, um sich ein wenig auszuruhen und wieder zu Athem zu kom-

men. Weil aber ihre Schwere die Kähne aus dem Gleichgewichte brachte, und sie umzureißen drohte, so hieben ihnen die spanischen Bösewichter die Hände ab, oder durchbohrten sie mit dem Schwert. Einige starben von den Waffen dieser grausamen Menschen; andere sanken vor Erschöpfung unter und ertranken. So kamen 18 Indianer auf eine jämmerliche Weise um's Leben.

Die Spanier blieben hierauf einen Monat lang in einem nahen Dorfe, und verpraßten das Gut der Eingebornen. Als das Wetter wieder heiter wurde, machten sie einen zweiten Versuch, nach Haiti zu fahren, wurden aber wieder von ungünstigen Winden zurückgetrieben. Hierauf gaben sie diese Reise ganz auf, verließen ihre Kähne, wanderten wie eine Pest von Dorf zu Dorf, plagten die Eingebornen, ängstigten und kränkten den Columbus und seine Getreuen.

Daß diese vielgeprüfte Heldenseele so lange auf Erlösung warten mußte, daran waren Mendez und Fiesko nicht schuld. Denn sie richteten ihre Botschaft treulich aus. Als sie von Jamaika Abschied genommen hatten, setzten sie ihre Fahrt den ganzen Tag in gerader Richtung fort, und trieben die Indianer, welche im Rudern öfters innehielten, fleißig an. Kein Wind regte sich; der Himmel war wolkenlos, das Meer ruhig, die Hitze schier unerträglich. Sie hatten keinen Schutz vor der Sonne, deren sengende Strahlen von der Oberfläche des Meeres zurückprallten, und ihnen die Augen auszudörren drohten. Die Indianer, von Hitze und Arbeit erschöpft, sprangen oft in's Wasser, um den glühenden Leib abzukühlen und zu erquicken, und kehrten dann mit frischer Kraft zur Arbeit zurück. Als die Sonne unterging, verloren sie Jamaika aus den Augen. In der Nacht lösten die Indianer einander ab; während die eine Hälfte schlief, ruderte die andere. Auf gleiche Weise theilten auch die Spanier ihre Kräfte; indeß die einen ruhten, hielten die andern mit den Waffen in der Hand Wache, stets darauf gefaßt, sich zu vertheidigen, wenn etwa die Wilden Böses gegen sie im Schilde führten.

Nachdem sie so die halbe Nacht durchwacht hatten, fühlten sie sich bei der Rückkehr des Tages sehr ermattet. Sie sahen ringsum nichts als Meer und Himmel. Ihre gebrechlichen Kähne, mit dem Schwellen und Sinken der Wogen auf- und niedersteigend, schienen kaum fähig, den Wellenschlag des ruhigen Meeres zu ertragen; was sollte aus ihnen werden, wenn sich ein Wind erhob und die Wasser sich aufthürmten? — Die Befehlshaber thaten, was sie konnten, um die sinkenden Lebensgeister ihrer Leute wieder zu erheben. Manchmal erlaubten sie ihnen, etwas auszuruhen; dann nahmen sie selbst die Ruder zur Hand, und theilten sich in ihre Anstrengungen. Aber bald kam noch ein neues Leiden hinzu. Die ermatteten Indianer hatten bereits alles ihr Wasser ausgetrunken;

und je höher die Sonne stieg, desto heftiger wurde ihr Durst. Die Windstille, welche übrigens ihr Weiterkommen begünstigte, machte diese Pein nur ärger. Es wehte kein Lüftchen, ihnen Kühlung zuzufächeln, oder die glühenden Strahlen der tropischen Sonne unwirksam zu machen. Ihr Leiden wurde noch dadurch vermehrt, daß sie ringsum nichts als Wasser sahen, während sie vor Durst vergingen. Um Mittag ließen ihre Kräfte nach, und sie konnten nicht mehr arbeiten. Zum Glück fanden um diese Zeit die Commandeurs (oder thaten, als fänden sie) noch zwei Fäßchen mit Wasser, die sie vielleicht für diesen äußersten Nothfall heimlich aufgehoben hatten. Von dem kostbaren Inhalte derselben bekam jeder von Zeit zu Zeit einen Schluck, besonders diejenigen, welche gerade ruderten. Sie trösteten sich dabei mit der Hoffnung, daß sie bald bei der kleinen Insel Navasa ankommen würden, welche gerade auf ihrem Wege lag, und nur noch 8 Seemeilen von Haiti entfernt war. Da hofften sie, ihren Durst zu stillen und auszuruhen.

Den übrigen Theil des Tages arbeiteten sie sich schwach und matt vorwärts, und sahen sich sehnlich nach der kleinen Insel um. Die Sonne ging unter; und noch war kein Zeichen von Land zu sehen; nicht einmal ein Wölkchen lag am weiten Horizont, das ihnen eine, freilich täuschende Hoffnung hätte machen können. Nach ihrer Berechnung waren sie schon so weit gefahren, daß Navasa vor ihnen liegen mußte. Sie fingen an zu fürchten, daß sie von ihrer Richtung abgekommen seyen. War dem also, so mußten sie die Insel ganz aufgeben, und vor Durst umkommen, ehe sie Haiti erreichten.

Die Nacht brach über sie herein, ohne daß sie Land gesehen hatten. Nun verzweifelten sie daran, nach Navasa zu kommen; denn diese Insel war so klein und niedrig, daß sie, selbst wenn sie in die Nähe kamen, dieselbe in der Dunkelheit schwerlich erspähen konnten. Einer der Indianer sank nieder und starb; sie warfen seinen Leichnam in das Meer. Andere lagen winselnd und röchelnd auf dem Boden der Kähne. Die Uebrigen saßen betäubt und erschöpft bei den Rudern. Manchmal suchten sie den trocknen Gaumen durch Einschlürfen von Seewasser zu erfrischen; aber die herbe Bitterkeit vermehrte nur den brennenden Durst. Dann und wann, doch selten genug, durften sie einen Tropfen Wasser aus den Fäßchen kosten. Die Nacht war schon weit vorgerückt; aber die, welche nun an die Reihe des Ausruhens kamen, konnten nicht schlafen vor entsetzlichem Durst; oder wenn sie einschlummerten, so war es nur, um durch Träume von kühlen Quellen und rieselnden Bächen gequält zu werden, und dann mit verdoppelten Schmerzen zu erwachen. Der letzte Tropfen Wasser war an die rudernden Indianer ausgetheilt; sie konnten die Ruder kaum mehr

bewegen; einer nach dem andern gab es auf; und es schien unmöglich, Haiti zu erreichen.

Die Befehlshaber hatten bisher mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung den schrecklichen Kampf gegen den Schmerz und die Verzweiflung bestanden; nun fingen auch sie an muthlos zu werden. Mendez saß und spähte am Horizonte; dieser wurde allmählich von dem schwachen Lichte erhellt, das dem Aufgange des Mondes vorauszugehen pflegt. Als die Scheibe des Mondes hervortrat, bemerkte er, daß sie hinter einer dunklen Masse aus dem Ocean auftauchte. Sogleich ließ er das belebende Signal: Land! ertönen. Seine dahinsterbenden Gefährten rafften sich zu neuem Leben auf. Es war allerdings die Insel Navasa, die aber noch weit entfernt war; sie würden sie nicht entdeckt haben, wenn nicht der aufgehende Mond sie ihnen gezeigt hätte. Sie hatten sich in der Berechnung der Strecken, die sie rudernd zurücklegten, geirrt, weil sie die Müdigkeit der Rudernden und den Widerstand der Meeresströmung nicht gehörig in Anschlag brachten.

Neue Kraft durchzuckte nun die Mannschaft; sie strengten sich mit fieberhafter Gewalt an. Als der Morgen dämmerte, erreichten sie das Land, sprangen hinaus, und dankten Gott für ihre wunderbare Rettung. Die Insel hatte nur eine halbe Seemeile im Umkreis, und war leider eine bloße Felsenmasse. Sie trug keinen Baum, keinen Strauch, kein Kraut; sie hatte weder Fluß noch Quelle. Als sie mit ängstlicher Ungeduld umherliefen, entdeckten sie jedoch zu ihrer großen Freude eine Menge Regenwasser in den hohlen Stellen der Felsen, und fielen hastig darüber her. Vergebens warnten die Klügeren vor Unmäßigkeit. Die Spanier beherrschten sich noch einigermaßen; aber die armen Indianer überließen sich wie wahnsinnig dem lang entbehrten Genuß. Einige starben auf der Stelle; andre wurden gefährlich krank.

Nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, sahen sie sich nach Speise um, und fanden am Strande einige Schalthiere. Mendez raffte dürres Holz zusammen und schlug Feuer; so konnten sie die Thiere braten, und ein köstliches Mahl halten. Sie blieben den ganzen Tag dort, ruhten im Schatten der Felsen aus, und schauten hinüber nach Haiti, dessen Berge man am Horizont emporragen sah.

In der Kühle des Abends fuhren sie, gestärkt durch die Ruhe, wieder fort, und kamen am folgenden Tage, dem vierten seit ihrer Abreise von Jamaika, wohlbehalten am Cap Tiburon auf Haiti an. Sie landeten an den Ufern eines schönen Flusses, und wurden von den Eingebornen freundlich aufgenommen und gut bewirthet. Fiesko würde, seinem Versprechen gemäß, sogleich nach Jamaika zurückgekehrt seyn, um dem Admiral und seinen Gefährten Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft auf Haiti zu geben;

aber sowohl die Spanier als die Indianer hatten auf dieser Reise so viel ausgestanden, daß nichts in der Welt sie bestimmen konnte, sich den Gefahren der Rückkehr in solchen Kähnen auszusetzen.

Nach zwei Tagen machte sich Mendez mit sechs Indianern in seinem Kahn auf den Weg nach dem 130 Seemeilen entfernten San Domingo. Nachdem sie mit großer Anstrengung, immer gegen die Strömung rudernd, 80 Seemeilen zurückgelegt hatten, erhielt er Nachricht, daß Ovando, der Statthalter, nach Xaragua abgereist sey, welches 50 Stunden von dort lag. Ungebeugt von allen bisherigen Anstrengungen und Leiden verließ er seinen Kahn, ging allein und zu Fuß, umschwärmt von feindseligen und erbosten Indianern, durch Wälder und Gebirge nach Xaragua, und richtete so einen der gefahrvollsten Aufträge aus, die jemals von einem treuen Untergebenen für die Rettung seines Vorgesetzten unternommen wurden.

Der Statthalter empfing ihn mit vieler Freundlichkeit, und zeigte große Theilnahme an dem unglücklichen Schicksal des Columbus. Er versprach ihm oft, sogleich Hülfe zu senden, ließ aber einen Monat nach dem andern verstreichen, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Er war gerade in Kriege mit den Eingebornen verwickelt, und hatte außerdem noch die Ausrede, daß keine passenden Schiffe in San Domingo vorhanden seyen.

Fast ein ganzes Jahr mußte Columbus auf seinem Wrack bei Jamaika aushalten, bis endlich zwei Schiffe kamen, ihn nach Haiti abzuholen. Am 18. Juni 1504 fuhr er fröhlich mit allen seinen Leuten von Jamaika ab. Die Empörer waren unterdessen reuig zu ihm zurückgekehrt, und hatten Verzeihung von ihm erhalten. Am 12. Sept. verließ er Haiti, und kam nach einer stürmischen, auch wegen seiner Gichtschmerzen für ihn sehr traurigen Reise in Spanien an, wo er zu Valladolid am 20. Mai 1506 starb. Seine letzten Worte waren: In Deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist.

31.

Das Seetreffen in der Nacht.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die ostindische Compagnie in Holland im Jahr 1615 eine Flotte von 7 Schiffen aus, und untergab sie dem Befehl eines sehr erfahrenen Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich spanische Rath in Peru hatte jedoch kaum hievon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Zahl von Schiffen dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See

nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können.

Nur der spanische Admiral Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, setzte diesem bedachten Plane seinen jugendlichen Uebermuth entgegen, und versicherte, daß er (so lauteten seine eigenen Worte) die jungen holländischen Hunde und verzagten Bruthühner bloß mit zwei Schiffen einzufangen sich getraue, zumal sie sichern Nachrichten zufolge bei der Durchfahrt durch die Magellanische Straße einen schweren Sturm ausgehalten hätten und, hiedurch bis auf's äußerste abgemattet, sich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel diese stolze Vermessenheit; er vertraute dem Don Rodrigo, und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offener See aufzusuchen. Das Admiral-Schiff, Jesus Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen besetzt; das Vice-Admiral-Schiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord, das vierte Schiff, S. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 4 Stücke; und die drei letzten Schiffe waren ohne schweres Geschütz nur mit Soldaten bemannt.

Der holländische Admiral von Spielbergen erfuhr zwar seinerseits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sey; er stieg aber nichtsdestoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria an's Land, machte in den dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute, und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reichbeladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und Ladung geborgen war, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von ferne auch schon die Wimpel der feindlichen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute jener Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das holländische Admiralschiff, die Sonne genannt, los, und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütze, und begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der

Himmel war zwar allenthalben mit finstern Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruhten die Elemente, und wollten stumme Zeugen seyn; und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; aber die Nacht verhüllte alles, was geschah; keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkte zu dienen; und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick, und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen war, nur das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften, trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen; und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindesherzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen, und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das spanische Admiral-Schiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest; es mußte Stand halten, und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden seyn, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite, und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern, und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier weggeschlagen, und so versank es denn bald darauf mit allem in der Fluth. Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, auf's neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß, und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vice-Admiral-Schiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Offizier auf demselben, ein alter, vertrauter Waffenbruder des Kapitäns der Jacht, bat den Vice-Admiral, seinem Freunde zu Hülfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot, und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen; allein der Kapitän, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde; und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten, rettenden Freundes in den Grund.

Als der Morgen endlich nach dieser schaudervollen Nacht aufdämmerte,

und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hülfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice-Admirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte; allein van Spielbergen griff beide auf's neue an, und es kam zwischen den Admiral- und Vice-Admiral-Schiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff Aeolus auch herbeieilte, und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben, und Bord an Bord legten, um aus einem derselben in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiral-Schiff war jetzt am härtesten getroffen worden; es drohte zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiral-Schiff hinüber. Allein dieß befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der größte Theil der Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen, und lieber zu sterben als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth, Lebenslust gegen Todesverachtung; und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme des Befehlshabers, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe. Dieß gab den Spaniern die Besinnung wieder; sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen; und der spanische Admiral versuchte nun, mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg; man hat aber niemals wieder etwas von ihm erfahren. Während dessen hatte van Spielbergen das spanische Vice-Admiral-Schiff nach langem, hartnäckigem Widerstande endlich doch erobert, und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollten nebst ihrem Befehlshaber, dem Vice-Admiral Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht, verlassen zu wollen, indem er deßhalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden; und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halb zertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Offiziere ruhig beim Abendbrod; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Vice-Admiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen

in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

Seyd mir willkommen, Herr Admiral! rief er aus; Ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu seyn. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen.

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: Ich wünsche Euch von Herzen heut eine gute Nacht; denn Ihr habt sie verdient; mögt Ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen. So schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich seiner großen Beschädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde erhalten können; und entschlossen, lieber den Tod als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen; und die Hand nach den Wolken emporstreckend, rief er aus: Guten Morgen, Don Pedro!

32.
Das brennende Dampfschiff.

Herr Kapitän, sagte James Maxwell, der Steuermann, Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röche ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist. Der Kapitän zieht den Athem an sich, und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts; bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch, und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch; und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch. Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu, rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirne; denn er erkannte die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und sobald er sich allein sieht, fällt er auf seine Knie, ruft Gott an und betet: O allmächtiger Gott, verleih mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen; und werde Du selbst der Trost meiner Wittwe und der Vater meiner acht Waislein. Darauf ergreift er wieder das Steuerruder, und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt. Das Schiff fliegt wie ein Pfeil darauf los. Die Matrosen wenden alle

ihre Kräfte an; aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute, und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt; das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vordertheil zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand nun der arme Marwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um den hinteren Theil des Schiffes mit Wasser zu begießen; aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Marwells Füßen an sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten; denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von 80 Personen. Immer geradehin nach dem Lande schaut sein Blick; immer rasender treibt die Flamme das Schiff; unbeweglich hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff, und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Marwell versteht sie; seine Füße fangen an zu braten; aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahin saust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben; denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es. Und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt sein Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet; auch Marwell wird an's Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe; seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach einigen Wochen kann Marwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt; seine Haare sind gebleicht; seine Füße bleiben schwach; er hat sein Leben lang daran zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes willen; und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich des edlen Mannes und der Seinen treulich angenommen haben.

33.

Das Feuer.

Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht; und was er bildet, was er schafft, das dankt er dieser Himmelskraft. Doch furchtbar wird die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft, einhertritt auf der eignen Spur, die freie Tochter der Natur. Wehe, wenn sie losgelassen, wachsend ohne Widerstand, durch die volkbelebten Gassen wälzt den ungeheuern Brand! Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.

Aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen; aus der Wolke, ohne Wahl, zuckt der Strahl. Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?

Das ist Sturm! Roth wie Blut ist der Himmel! Das ist nicht des Tages Gluth! Welch Getümmel Strassen auf! Dampf wallt auf! Flackernd steigt die Feuersäule; durch der Strasse lange Zeile wächst es fort mit Windeseile. Kochend, wie aus Ofens Rachen, glüh'n die Lüfte; Balken krachen, Pfosten stürzen, Fenster klirren, Kinder jammern, Mütter irren; Thiere wimmern unter Trümmern. Alles rennet, rettet, flüchtet; taghell ist die Nacht gelichtet. Durch der Hände lange Kette um die Wette fliegt der Eimer; hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen. Heulend kommt der Sturm geflogen, der die Flamme brausend sucht. Prasselnd in die dürre Frucht fällt sie, in des Speichers Räume, in der Sparren dürre Bäume; und als wollte sie im Wehen mit sich fort der Erde Wucht reißen in gewalt'ger Flucht, wächst sie in des Himmels Höhen riesengroß! Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke; müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehen.

Leergebrannt ist die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette; in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen; und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.

Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück, — greift fröhlich dann zum Wanderstabe. Was Feuerswuth ihm auch geraubt, ein süßer Trost ist ihm geblieben: er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

34.

Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag 11,000 Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage. Der eine betete sein: Das walt Gott! der andere ließ es seyn; und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen würde, obgleich ein Schiff mit 70 Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand, — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten; fromme Mütter wiegten ihre Kleinen; Kaufleute gingen ihren Geschäften nach; Kinder waren beisammen in der Abendschule; müßige Leute hatten lange Weile, und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug; ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen,

was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden würde; und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre; — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen von Häusern, mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt, oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde. Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein, oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch gerettet werden konnte. Die Todten, die man aus dem Schutt hervorgrub, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen; und das ist schön; denn der Krieg soll nie in's Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

35.

Der schauderhafte Augenblick.

Ein Kaufmann zu S. feierte den Trauungstag seiner Tochter. Schön geputzte Mädchen umkreisten die Braut, und freudig blickte der Vater auf die bunten und fröhlichen Gruppen. Als er darauf, um noch einige Anstalten zu treffen, durch einen langen Gang dahinschritt, begegnete ihm eine Magd mit einem brennenden Lichte ohne Leuchter in der Hand. Er machte derselben Vorwürfe über eine solche Unsauberkeit, und begab sich in die Küche, um wegen des Abendessens mit seiner Gattin noch einiges zu reden. Die Magd kehrte einen Augen=

blick darauf aus dem Keller zurück mit mehreren Weinflaschen im Arme, jedoch ohne Licht. Dem Kaufmanne fiel es plötzlich ein, daß an demselben Tage einige Pulverfässer in den Keller geschafft worden waren, und daß ein Diener des Hauses eines geöffnet hatte, um für einen Kunden eine Probe herauszunehmen. „Wo ist das Licht?" fragte er schnell. „Ich hatte die Hände voll Flaschen, und konnte es nicht heraufbringen," antwortete die Magd. „Wo hast du es gelassen?" „Ich habe es in ein Faß gesteckt, das mit schwarzem Sande gefüllt war." Der Kaufmann stürzte hinab in den Keller; der Gang dahin war lang und finster. Seine Knie schlotterten, sein Athem stockte, alle Glieder zitterten; es war ihm, als habe ihn und die Seinigen der Tod bereits erfaßt. Am äußersten Ende des Ganges, im offenstehenden Keller, gerade unter dem Gemache, in welchem das Brautpaar und die Hochzeitgäste sich befanden, erblickte er das verhängnißvolle, fast bis zum Rande gefüllte Pulverfaß, in welchem das brennende Talglicht steckte. In der röthlichen Flamme desselben war ein langer, schwarzer, abgebrannter Docht sichtbar. Dieser Anblick machte ihn fast erstarren, und das frohe Gelächter der Gesellschaft oben ließ sein Blut gefrieren. Einige Augenblicke stand er regungslos da, starrte hin auf das Licht, und war nicht im Stande, weiterzuschreiten. Schon glaubte der Unglückliche zu sehen, daß das Licht sich bewege, daß es falle! — Von Verzweiflung erfaßt, stürzt er hinzu. Wie aber sollte er das Licht herausheben? Die leiseste Berührung konnte den abgebrannten Docht in das Pulver fallen machen. Mit einer seltenen Geistesgegenwart umschloß er das Licht mit beiden Händen, preßte die Flamme und den Docht zwischen seinen Fingern fest zusammen, und hob auf diese Weise dasselbe glücklich aus dem Fasse. Seine Hand war verbrannt; er achtete nicht darauf. Die Seelenangst war aber zu groß gewesen; am Ende des Ganges sank er ohnmächtig zusammen.

36.

Aus Nettelbeck's Leben.

Joachim Nettelbeck, ein Schiffer aus Colberg, erzählt in seiner Lebensgeschichte: Oft hatte ich gehört, daß ein Seemann vor allen Dingen gut klettern lernen müsse, damit er die Masten bei Tag und Nacht besteigen kann. Ich war deßhalb begierig, mich bei Zeiten in dieser Kunst zu üben. Hiezu fand sich eine erwünschte Gelegenheit durch die nähere Bekanntschaft mit dem Sohne eines Glöckners. Er war wie ich zehn Jahre alt, hieß David, und wollte auch Schiffer werden. Mit diesem machte ich mich, außer der Schulzeit, auf den Boden der großen Kirche

in das Sparrwerk und die Balkenverbindungen bis hoch unter das kupferne Dach hinauf. Hier stiegen und krochen wir überall herum, und verirrten uns in der gewaltigen Verzimmerung dieses großen Gebäudes oftmals so, daß einer vom andern nichts mehr hörte. Kamen wir dann wieder zusammen, so konnten wir nicht genug erzählen, wo wir gewesen waren und was wir gesehen hatten.

Bald ging es nun zu einem weiteren Wagstücke. Auch in die Spitze des Thurmes krochen wir in dem inwendigen Holzverbande hinauf, so hoch, daß wir uns in dem engen Raume nicht mehr rühren konnten. Wir schwangen uns von Balken zu Balken. Aber auch außerhalb des Gebäudes sollte geklettert werden. So machten wir uns denn auf das kupferne Dach, stiegen bei den Glocken aus den Luken auf das Gerüst, von da auf die Farst des kupfernen Kirchendaches; und indem wir darauf wie auf einem Pferde ritten, rutschten wir längshin vom Thurm bis an den Giebel, und auf gleiche Weise wieder zurück. Ein paar hundert Zuschauer gafften drunten, zu unsrer großen Freude, nach uns beiden jungen Waghälsen in die Höhe. Auch mein Vater war, ohne daß ich es wußte, unter dem Haufen gewesen; und so konnte es nicht fehlen, daß mich bei meiner Heimkunft für diese Heldenthat eine derbe Tracht Schläge erwartete.

Aber die Lust zu einem wiederholten Versuche war mir dennoch nicht ausgetrieben worden. Ich lauerte es nur ab, daß mein Vater, ein Bierbrauer und Brandweinbrenner, verreiste; und an einem schönen Sommertage, als ich um vier Uhr die Schule verlassen hatte, konnte ich nicht drum hin, ich mußte meinen lieben Thurm wieder besuchen. Ein Schulkamerad, David Spärke, eines Schiffers Sohn, leistete mir Gesellschaft. Diesen beredete ich, den Ritt auf dem Kirchendache mitzumachen. Ich zuerst stieg aus der Luke auf das Gerüst, und von da auf die Farst des Daches. Spärke aber kam mir zuversichtlich nach, da er mich so flink und sicher darauf handiren sah.

Allein kaum war er mir sechs oder acht Fuß nachgeritten, so überfiel ihn plötzlich eine solche Angst, daß er erbärmlich zu schreien anfing, sich zu beiden Seiten an den kupfernen Reifen festklammerte, und nicht vornoch rückwärts kommen konnte. Ich kehrte mich nach ihm um, kam dicht zu ihm heran; und hier saßen wir nun, sahen uns betrübt in's Gesicht, und wußten nicht, wo aus noch ein. Er wagte es nicht, sich umzudrehen; ich konnte an ihm nicht vorbeikommen. Dabei hörte er nicht auf in seiner Seelenangst aus vollem Halse zu schreien. Auf der Straße gab es einen Zusammenlauf, und bald auch Hülfe. Denn der alte Glöckner, sein Sohn und einige andre Menschen kamen auf den Thurm, und zogen meinen Freund Spärke mit umgeworfenen Leinen rücklings nach dem Ge-

rüst, und so vollends in die Luke hinein. Ich aber folgte wie ein armer Sünder zitternd und bebend nach.

Am nächsten Tage kam mein Vater wieder nach Hause; und da gab es denn, wie zu erwarten war, rechtschaffene, aber verdiente Prügel. Damit aber nicht zufrieden, meinte Herr Schütz, mein Lehrer, es müsse hier, der übrigen Schulkameradschaft wegen, noch ein anderweitiges Beispiel zu Nutz und Lehre statuirt werden, und bat sich's bei meinem Vater aus, gleichfalls noch Gericht über mich halten zu dürfen. Das ward ihm gern bewilligt. Meine Strafe bestand in einem dreitägigen Quartier in dem dunklen Karzer auf dem Schulhofe. Hier ward ich Nachmittags, sobald die Schulzeit abgelaufen war, eingesperrt, und immer erst Morgens um acht Uhr, wo die Schule wieder anging, herausgelassen. Nur Mittags durfte ich nach Hause gehen, um zu essen; aber schon in der nächsten Stunde mußte ich mich auf meiner Schulbank einfinden, und um vier Uhr meine traurige Wanderung in die Finsterniß wieder antreten.

Nächst der Unbequemlichkeit einer einzigen täglichen Mahlzeit, bei einem wahrlich gesegneten Appetit, war es meine größte Qual und Noth, daß ich die Scham und Schande nicht bemeistern konnte, von den andern Schulbuben über mein Abenteuer noch ausgelacht zu werden. Niemand hatte Mitleid mit mir, ausgenommen ein einziges gutherziges Mädchen, die älteste Tochter des Kaufmanns Seeland. Wenn ich mich recht entsinne, nannte man sie Dörtchen. Diese steckte mir am letzten Abend, mit Thränen in den Augen, ihre Semmel zu, konnte das aber nicht so heimlich abthun, daß es nicht von den Andern wäre gesehen und verrathen worden. Die Semmel ward mir vom Lehrer wieder abgenommen. Ich weinte; s i e weinte; Herr Schütz selber konnte sich der Thränen nicht erwehren. Ich bekam meine Semmel zurück, aber bloß, wie er hinzusetzte, um das gute Kind zu beruhigen. — Ich habe später, nach Verlauf von 34 Jahren, die Freude gehabt, dieses Dörtchen Seeland in Memel wieder anzutreffen. Ihre Aeltern waren in ihrem Wohlstande zurückgekommen, den sie damals durch ihre Auswanderung nach Rußland zu verbessern hofften. Ich hatte jene Semmel noch nicht vergessen; und es hat mir wohlgethan, sie einigermaßen vergelten zu können.

So strafbar übrigens mein kindischer Muthwille gewesen, in welchem ich, trotz aller väterlichen Warnung und Züchtigung, auf jenem Thurme mehrmals mein Leben gewagt hatte: so legte doch Gottes Erbarmen, nachdem ich als Kind die verdiente Strafe dafür getragen, in meinem Mannesalter einen großen Segen auf die damals erworbene körperliche Gewandtheit und Kenntniß des Thurmes.

Am 28. April 1777, in meinem 39. Lebensjahre stand ich um Mittag, eines abzumachenden Geschäftes wegen, bei dem Herrn Advokaten

Krohn am Fenster, als, während wir plauderten, plötzlich ein ganz fürchterlicher Donnerschlag geschah, so daß jener vor Schrecken neben mir niederstürzte, und wie ohne Leben und Besinnung schien. Ich meinte, der Blitzstrahl habe ihn getroffen, bis mein Rütteln und Schütteln ihn endlich doch wieder auf die Beine brachte. Wo hat es eingeschlagen? fragte er, immer noch sehr bestürzt. Ich hoffe, nirgends, war meine Gegenrede, oder mindestens doch nicht gezündet, da Regen, Schnee und Hagel die Luft erfüllen, und alle Dächer triefen.

Allein in demselben Augenblick stürzte der Kaufmann Steffen, welcher schräg gegenüber wohnte, aus seinem Hause hervor, schlug die Hände über'm Kopf zusammen, und richtete dabei den Blick immer nach dem Kirchthurm empor, den er jenseits wahrnehmen konnte. Ich ahnte Unheil, lief also stracks hinüber, mußte aber lange auf ihn einreden, bevor ich's von ihm herauskriegte: „Mein Gott! Unsre arme Stadt! Sehen Sie denn nicht? Der Thurm brennt ja lichterloh!“ — So war es denn auch wirklich. Die helle Flamme spritzte bei der Wetterstange, gleich einem feurigen Springbrunnen, empor; aus den Schalllöchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken, und flogen bereits bis in die Domstraße hinüber.

Ich, herzlich erschrocken, rannte nach der Kirche und die Thurmtreppe hinan. Im Hinaufsteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich jemand es unternehmen werde, bis in die höchste Spitze hinaufzuklimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sey als ich, der ich sie in meiner Jugend so vielfältig, und oft mit Lebensgefahr, durchkrochen hatte. Also nur frisch drauf und dran! rief eine Stimme in mir; du weißt hier ja Bescheid.

In der That wußte ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen; aber an einer Handspritze, die hier vor allem nöthig war, konnte es leicht fehlen. Dieß erwägend, machte ich auf der Stelle rechtsum, drängte mich mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die alle nach oben hinauf wollten, flog gleich in's nächste Haus und rief um eine Spritze, die aber hier, die auch im zweiten Hause nicht zu finden war, und meiner steigenden Ungeduld erst im dritten gereicht wurde.

Jetzt wieder (die Angst und der Eifer gaben mir Flügel) zum Thurme hinauf! In der sogenannten Kunstpfeiferstube, welche dicht unter der Spitze ist, fand ich bereits etliche Maurer und Zimmerleute, mit ihren Meistern an der Spitze, die indeß alle nicht recht zu wissen schienen, was hier zu thun oder zu lassen sey. „Lieben Leute,“ sprach ich, indem ich unter sie trat, „hier ist freilich nichts zu beginnen. Wir müssen höher

hinauf. Folgt mir!" — „Leicht gesagt, aber schwer gethan!" antwortete mir der Zimmermeister Steffen. „Wir haben es schon versucht; aber es geht nicht. Sobald wir die Fallthüre über uns heben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder, und setzt auch hier die Zimmerung in Brand."

Das war freilich eine schlimme Nachricht. „Ei, es muß schon etwas darum gewagt seyn," rief ich endlich; „ich will hinan. Helft mir durch die Luke. Ich will sehen, was ich thun kann." — Sie öffneten mir die Fallthüre; ich stieg hindurch, ließ mir einen Eimer voll Wasser und die Handspritze reichen und — „Nun die Luke hinter mir zu, damit das Feuer keinen Zug bekommt!" befahl ich; und indem sie das thaten, sah ich zu, was oben passirte. Eine Menge Feuerkohlen prasselte nieder, so daß ich mir den Kopf mit dem Wasser aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, schnitt ich ein Loch vorn in den Rock, durch welches ich die Spritze steckte; den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwischen die Zähne; und so wurde denn die weitere Reise angetreten.

Die Thurmspitze ist inwendig mit unzähligen Holzriegeln verbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir emporzuhelfen, da fand ich alles voll glühender Kohlen; nur hatte ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken, oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öftern wieder anfeuchtete. Mit alledem hatte ich mich endlich so hoch verstiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurchzuwinden; und hier sah ich denn den rechten Mittelpunkt des brennenden Feuers noch acht oder zehn Fuß über mir zischen und sprühen.

Jetzt klemmte ich den Wasser-Eimer zwischen die Sparren fest, zog meine Spritze daraus voll, und richtete sie getrost gegen jenen Feuerkern, wo das Löschen und Ersticken am nothwendigsten schien. Nur beging ich die Unvorsichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu schauen, weil ich die Wirkung meines Wasserstrahls beobachten wollte. Darüber aber bekam ich die ganze Bescherung von Wasser, Feuer und Kohlen so prasselnd in's Angesicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging, bis ich, sobald ich mich wieder ein wenig besonnen hatte, das Ding geschickter anfing, und bei den zwei oder drei nächsten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatte ich die Freude, daß sich bei jedem Zuge das Feuer merklich verminderte.

Nun aber war auch der Eimer geleert. Neue Verlegenheit! Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß, wenn ich hinabstiege, weder ich noch sonst ein Mensch hier je wieder nach oben gelangen würde. Ich

schrie indeß aus Leibeskräften: „Wasser! Wasser her!" bis der schon genannte Zimmermeister die Fallthüre aufhob und mir zurief: „Wasser ist hier; aber wie bekommst du es nach oben hinauf?" — „Nur bis über den Glockenstuhl schafft mir's; dort will ich mir's selber holen," war meine Antwort; und so geschah es auch. Jene wagten sich höher, und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Wasser-Eimer in Empfang zu nehmen, von denen ich dann so fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonirte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löschen. Wo es aber noch irgend zu glimmen schien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, so weit ich reichen konnte.

Jetzt erst, da es hier nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich selber zu denken. Ich spürte, wie mir mit jeder Minute übel und immer übler zu Muthe ward; denn das zurückspritzende Wasser hatte mich bis auf die Haut durchnäßt; und im Thurm war eine Hitze, die unausstehlich wurde. Zwar eilte ich nun hinunter; aber indem ich gegen die Schall-Löcher kam, gab es einen so schneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eignen Füßen Gottes Erdboden erreicht, oder ob mich die Leute hinabgetragen haben.

Als ich mich wieder besann, lag ich auf dem Kirchhofe; und mir zur Seite standen die Chirurgen Wüsthof und Kretschmer, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von Menschen um mich her, welche von Theilnahme oder Neugier herbeigeführt seyn mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtseyn begann ich aber auch erst meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Theil abgesengt, der Kopf selbst wund und voll Brandblasen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind. Nicht minder sind mir die beiden äußersten Finger, die vom Feuer am meisten gelitten hatten, bis auf diese Stunde krumm geblieben; und so werde ich sie auch wohl mit in mein Grab nehmen müssen.

Vom Kirchhofe trug man mich nach meiner Wohnung, wo eine gute und sorgfältige Pflege mir denn auch bald wieder auf die Beine half. Einige Wochen später händigte mir der Herr Kriegs-Kommissär Donath eine goldene Denkmünze in der Größe eines Doppel-Friedrichsd'or, nebst einem Belobungsschreiben ein, die ihm von Berlin zugeschickt worden, um sie mir, gegen meine Quittung, zu überliefern. Das Gepräge dieser Denkmünze ließ ich mir in meinem Petschaft nachstechen; sie selbst aber, nebst dem Schreiben, übergab ich dem Magistrat, mit dem Ersuchen, sie bis auf meine weitere Verfügung im Archiv nieder-

zulegen. Doch als ich nach Verlauf einiger Jahre gelegentlich darnach fragte, war das eine wie das andre verschwunden. Es hieß, das müsse noch in der Zeit des Bürgermeisters N. verloren gegangen seyn; und daran mußte ich mir genügen lassen.

* * *

Als im Jahre 1763 der große, schreckliche Brand in Königsberg ausgebrochen war, befand ich mich mit wohl noch tausend andern Menschen auf der Holzwiese dicht am Pregel. Hier bemerkten wir auf der Ladebrücke hinter dem Hospital arme, gebrechliche Bewohner desselben, welche darauf ihre letzte kümmerliche Zuflucht gesucht hatten. Denn hinter ihnen standen ihre Zellen sammt der Hospital-Kirche in lichtem Brande, zur einen Seite nicht minder der Mönchhof, und zur andern, neben der Brücke, ein großer Stapel Brennholz, so daß den Unglücklichen nur übrig blieb, sich in den Pregel zu stürzen, oder ihr Schicksal auf jener Ladebrücke abzuwarten.

Schon aber schien die Flamme sie auch in diesem letzten Bergewinkel ereilen zu wollen. Wir sahen deutlich von jener Seite, wie bereits einigen Lahmen und Krüppeln die Kleider auf dem Leibe angeglommen waren, während andre, die noch etwas rühriger waren, Wasser schöpften, und damit ihre Unglücksgefährten wiederholt übergossen, um sie vor dem Verbrennen zu retten. Sie konnten dieß auch um so füglicher, da zugleich ein starker Orkan aus Norden wüthete, (der eben den Brand so unaufhaltsam verbreitet hatte) und das Stromwasser so aufstaute, daß es fast die Höhe der Brücke erreichte.

Hier sollte und mußte nun, in so dringender Gefahr, den armen Leuten unverzüglich geholfen werden. Fahrzeuge waren in der ganzen Gegend nirgends zu sehen. Ich lief indeß über die Kuttelbrücke nach dem Hunde-Gat, sprang in ein Boot, das zu einem dort liegenden Schiffe gehörte; und da zum Glück ein Ruder darin lag, so war ich, mit Hülfe des starken Windes, binnen 5 bis 10 Minuten wieder an der Ladebrücke. Man denkt sich's leicht, wie ich hier von den armen Menschen bestürmt wurde. Immer wollte einer vor dem andern aufgenommen seyn; und mir blieb endlich nichts übrig, als eilig mit dem Boote und den zuerst Eingesprungenen abzustoßen, wenn nicht alles auf der Stelle mit und unter mir versinken sollte. Ich brachte indeß meine Ladung nach der Holzwiese in Sicherheit; und so gelang es mir in dreimaligem Hin- und Herfahren, sie alle glücklich aus der Klemme zu schaffen.

Als ich jedoch mich der Brücke nochmals näherte, und den Platz wohlbedächtig mit meinen Blicken musterte, während bereits die Laufbretter hie und da die Flammen durchzüngeln ließen, nahm ich, 15 oder 20 Schritte von mir entfernt, etwas wahr, das sich brennend auf dem Bo-

den bewegte, und Anfangs von mir für ein glimmendes Bette gehalten wurde, das der Sturmwind vor sich her wälzte. Als ich aber die Brücke bestiegen hatte, und es in der Nähe untersuchte, fand ich, daß es eine alte Frau war, die, wie ich späterhin erfuhr, an einer Seite des Leibes völlig vom Schlage gelähmt worden. Ich hob sie auf, um sie nach meinem Fahrzeuge zu tragen; allein der Qualm und Gestank der schweelenden Kleider stieg mir so unerträglich zu Kopf und Brust, daß ich von meinem Vornehmen abstehen mußte. Doch ergriff ich die Unglückliche an Hand und Fuß, zerrte sie so, wenn gleich ein wenig unsanft, nach dem Boote, und brachte sie hinüber, wo sie mir von den vielen umstehenden Menschen abgenommen wurde.

Gleich darauf stieß ich wieder ab, um, wo möglich, irgend einen Bedrängten in dieser Noth retten zu helfen, und kam an ein Schlachthaus, das gleichfalls in hellem Feuer stand, und wo noch, wie ich durch die niedergebrannten Planken wahrnehmen konnte, eine Menge ausgeschlachteten Viehes umherhing. Mein Gott! dachte ich, wie vielen hundert Menschen könnte das noch zur Erquickung dienen, denen das Unglück heute nichts als das liebe Leben gelassen hat. Ein großer, fetter Ochse, welcher der Treppe nach dem Wasser zu am nächsten hing, fiel mir besonders in die Augen. Ich schnitt ihn ab, wälzte ihn hinunter, und schleppte ihn hinter meinem Fahrzeuge her an's jenseitige Ufer, wo ihn mir ein Reiter abnahm, und vollends auf's Trockene brachte. Wo er weiter geblieben, und wem er zu gute gekommen ist, weiß ich nicht.

Indem ich mich nun auf's neue nach jener Seite der Stadt hinüber machte, welche Löbenicht heißt, stieß ich auf eine korpulente Frau, die ihre Hände nach mir aufhob und rief: „O Schifferchen, erbarme Er sich! helf Er! rett Er! Das da ist mein Haus, was mit den andern im Brande steht; und mein Mann ist ausgereist auf den Viehhandel. All meine Leute haben mich verlassen; und was Er hier um mich liegen sieht, hab' ich mit meinen eignen Händen aus dem Feuer gerissen." Dabei wies sie auf einen Berg von Betten, Kleidern und dergleichen.

Ich ließ mich nicht zweimal bitten; wir warfen beide Hals über Kopf von den Sachen bunt durch einander in das Boot, so viel es nur fassen konnte; dann schlug ich ihr vor, ich wollte diese Ladung an das jenseitige Ufer hinüber schaffen, dann aber wiederkommen, und sie selbst mit dem Rest in Sicherheit bringen. Das war aber nicht gut überlegt, wie ich sogleich inne ward, als ich die Holzwiese erreichte. Denn hier gab es zwar hundert geschäftige Hände, die mir die geretteten Sachen abnahmen; als ich mich aber darnach umsah, ob sie auch in gute Verwahrung kämen, lief der eine hierhin, der andre dorthin; dieser zog mit einem Bett ab, jener mit einem Leintuch oder einem Arm voll Kleider; und als ich das

letzte Stück aus den Händen gab, hatte sich bereits die ganze Ladung verkrümelt.

„Frauchen," sagte ich bei meiner Wiederkehr, „das sieht betrübt mit Ihrem Eigenthum aus. Ich fürchte, Sie kriegt in Ihrem Leben keine Faser wieder davon zu sehen. So und so ist mir's damit gegangen." — Die Unglückliche weinte und seufzte. Indeß schleppten wir noch einen schweren Kleiderkasten an und in's Boot, und was sie noch von Hausgeräth geborgen hatte. Sie selber trug ich, trotz ihrer Schwere, indem ich bis an den halben Leib durch's Wasser watete, gut oder übel ebenfalls hinein, und fuhr ab. Unterwegs gewann sie wieder etwas Muth und Redseligkeit. Sie nannte mir ihres Mannes Namen, den ich aber wieder vergessen habe, und daß er ein Brandweinbrenner gewesen, sammt ihren andern häuslichen Umständen. Die ganze Brandgeschichte, vom ersten Feuerlärm an, und ihren Schrecken, und was sie und ihre Nachbarn gedacht und gesagt und vermuthet, — das alles bekam ich anzuhören; und wahrscheinlich hätte sie mir noch viel mehr erzählt, wenn die Fahrt bis zur Holzwiese länger gedauert hätte.

Hier wurde das unordentliche Getümmel der räuberischen Dienstfertigkeit um die arme Frau fast noch ärger als bei meiner ersten Landung. Endlich drängte man mich ganz von ihr ab, und ich sah sie nur noch aus der Ferne auf ihrem Kasten sitzen, um wenigstens diesen zu behaupten. Wie viel ihr von dem Uebrigen geblieben oder wiedergebracht worden, weiß Gott; denn meine Augen haben sie in der großen Stadt niemals wieder gesehen.

Für dießmal wollte ich nun sehen, was in einer andern Gegend, auf der Sackheimischen Seite, passirte. Nicht lange, so traf ich abermals mit einer alten Frau zusammen, die am Wasser stand und mir entgegenschrie: „Ach Herzens-Schifferchen, goldnes! hierher! zu mir hin! Ich will Ihm auch gern einen Sechser geben." — Ich mußte lachen, so wenig mir's bei der allgemeinen grausamen Noth lächerlich um's Herz war. „Nun, und wo soll ich denn hier angreifen?" — „Ach du mein Gottchen! Diesen Kasten hier, wenn Er mir den doch nach der Holzwiese schaffen wollte! Mein ganzes armes Hab und Gut steckt zusammen drinnen. Ich bin eine geschlagene Frau, wenn ich den missen soll."

Nun freilich, da mußte schon Hand zum Herzen gethan werden. Sie übergab mir eine lange, schmale Kiste, die mir nun zwar bei dem flüchtigen Blick, den ich mir darauf zu werfen abmüßigte, keine sonderlichen Schätze zu bergen schien, aber doch, unter gemeinsamer Daranstreckung unsrer Kräfte, glücklich in's Boot geschoben und, weil sie darin der Länge nach keinen Platz fand, mit Mühe querüber in's Gleichgewicht gerückt wurde, wiewohl das Fahrzeug heftig damit schwankte. Auch ging

es mit der Fahrt noch immer gut genug, bis wir in der Mitte des Stromes in den Bereich des Sturmwindes geriethen, welcher uns dergestalt packte, daß sich das Boot ganz auf die Seite legte und Wasser schöpfte. Was ich immer thun mochte, dem Uebel abzuhelfen, blieb vergeblich, und unsre Gefahr zu sinken ward mit jedem Augenblick dringender. „Aber, liebe Frau, was hat Sie denn in dem unbeholfenen, verwetterten Kasten?" fragte ich endlich mit einiger Ungeduld. — „Ach mein Ein und Alles, meine Hühner und Enten, womit ich handle, und die mir Eier legen." — „Ei, so hole denn der Henker lieber den ganzen Kram!" schrie ich giftig, „als daß wir hier unsre Haut darum zu Markte tragen!" und damit schob ich den Kasten fein säuberlich über Bord, und ließ ihn treiben, wohin er wollte. Nun aber erhob sich über mich ein Sturmwetter von ganz andrer Art, und ich kriegte Ehrentitel zu hören, wie ich sie wahrlich nicht verdient hatte. Aber wie sollte ich es anders machen? Das Boot stand am Umkippen, und war schon hoch voll Wasser gelaufen. Wir waren darüber beinahe bis an den Sackheimischen Baum getrieben. Ich machte mich also eilig von meiner lästigen Begleiterin los, stieg an's Land, befestigte das Fahrzeug, und half anderweitig bei dem Feuer bergen und retten, wo und wie ich immer vermochte. Darüber blieb ich nun von meiner eignen Schwelle entfernt vom Sonntag Abends, da das Feuer anging, bis Dienstag Nachmittags, wo endlich seine zerstörende Wuth sich legte. Während dieser entsetzlichen Frist kam ich öfter mit Bekannten aus unserm Stadt-Theile zusammen. Da wurde denn immer die erste angelegentliche Frage, wie es in der Nachbarschaft stände? freudig beantwortet: Gott Lob! wir haben bis jetzt keine Noth vom Feuer, wohl aber vom Sturm hohes Wasser in Straßen und Häusern, so daß man überall mit Kähnen umherfahren kann. —

Ein ähnlicher Orkan stieg einige Zeit nach jenem unvergeßlichen Unglück so gewaltig auf, daß alle Schiffe, mit denen der Pregel bedeckt war, sich theils einzeln von ihren Befestigungen am Bollwerk losrissen, theils unter einander abdrängten, und selbst die mitten im Strome geworfenen Anker dagegen nicht aushielten. Die Verwirrung und das Gedränge ward mit jedem Augenblicke größer. Endlich packte sich alles an der grünen Brücke in eine dichte, wüste Masse zusammen; die Masten stürzten über Bord, und die Bugspriete knickten wie Rohrstengel. Der Schaden war unermeßlich; und als man endlich wieder zur Besinnung kam, hatte man sich billig zu verwundern, daß nicht alles zu Grunde gegangen.

Gleichwohl betraf dieses Schicksal unter andern auch einen ledigen Bording von 50 Lasten, der zwischen den andern Schiffen so eingeklemmt wurde, daß er endlich, als die geringere Masse, von ihnen niedergedrückt und dergestalt völlig in den Grund versenkt werden mußte, daß keine

Spur von ihm zu erblicken war. Dieses Fahrzeug gehörte einer Wittwe Roloff, meiner guten Freundin und Gevatterin, die in ihrer Noth und mit weinenden Augen auch zu mir kam, ob ich ihr in ihrem Unglück nicht helfen könne? Ich versprach mein Möglichstes; und sobald nur der Sturm sich abgestillt hatte, und die Schiffe sich wieder auseinandergewirrt, traf ich Anstalten, den Bording mit Winden und Tauen aus dem Grunde wieder emporzuheben, was mir denn auch mit vieler Mühe und Arbeit gelang, so daß das Fahrzeug auf eine sichere Stelle gebracht, und der erlittene Schaden ausgebessert werden konnte.

Einige Zeit nachher, während ich mit dem Bau eines Schiffes beschäftigt war, kam eines Tages das Geschrei zu mir auf die Baustelle, auf dem Pregel am grünen Krahn stehe ein holländisches Schiff, mit 120 Lasten Hanf geladen, in lichtem Brande. Sofort machte ich mich, sammt allen meinen Schiffszimmerleuten, deren jeder mit seiner Axt versehen war, auf den Platz, und sah, wie das Feuer klafterlang, gleich einem Pferdeschweif, hinten durch die Kajüt-Porten emporflackerte. Alle Menschen, soviel sich deren bereits herbeigemacht hatten, waren damit beschäftigt, Löcher in das Verdeck zu hauen, und von oben herab Wasser in den brennenden Raum zu gießen. Offenbar aber gewann dadurch der Brand unter'm Deck nur um so größern Zug, und war auf diese Weise mit nichten zu dämpfen.

Ein so widersinniges Verfahren konnte ich nicht lange gelassen mit anblicken; und das nur um so weniger, da mir das schnelle und sichre Mittel beifiel, dem weitern Unglück auf der Stelle zu steuern, wenn nämlich das Schiff, ohne langes Säumen, zum Untersinken gebracht werden konnte. So packte ich denn flugs den Schiffer am Arm, und schrie ihm zu: „Ihr arbeitet Euch ja damit zum Unglück, daß Ihr dem Feuer noch mehr Luft macht. Versenken müßt Ihr das Schiff! Hört Ihr? Versenken! Was da lange Besinnens!"

Es lief aber alles verwirrt durcheinander, und kein Mensch konnte oder wollte in dem Tumult auf mich hören. Da griff ich einen von meinen Schiffszimmerleuten auf, sprang mit ihm in das Boot, welches zum brennenden Schiffe gehörte, und demselben zur Seite lag, und zeigte ihm eine Planke, dicht an und über dem Wasser, wo er in Gottes Namen ein Loch durch das Schiff hauen sollte. Das lass' ich wohl bleiben, war seine Antwort; ich könnte schlimmen Lohn dafür haben.

Dieser Widerstand erhitzte mich noch mehr. Ich riß ihm die Axt aus den Händen, und bedachte mich keinen Augenblick, ein ganz hübsches Loch hart über'm Wasserspiegel durchzukappen. Als ich den guten Erfolg sah, legte ich mich auf den Bauch, und hieb immer tiefer einwärts, bis endlich das Wasser stromweise da durch und in den Schiffsraum drang. Das

eben hatte ich gewollt; und nun eilte ich spornstreichs aus dem Boote auf das Verdeck, wo sich hundert und mehr Menschen drängten, und schrie: „Herunter vom Schiff, was nicht ersaufen will! In der Minute wird's sinken.“

Anfangs hörte man mich nicht; da ich es aber mehrmals wiederholte, und zugleich auch das Schiff begann sich stark auf die eine Seite zu neigen, so kam auf einmal der Schrecken unter die Leute; alles lief nach dem Lande, in banger Erwartung, was weiter geschehen würde. In der That legte sich das Schiff so gewaltig seitwärts, als ob es umfallen wollte; aber im Sinken selbst richtete es sich plötzlich wieder empor, und fuhr so, geraden Standes, bis an die Gaffel-Klaue in die Tiefe, die hier zur Stelle wohl 36—40 Fuß betragen mochte.

Das Feuer war gedämpft. Eine stille, dumme Verwunderung folgte. Aber plötzlich auch ward jedes Gaffers Mund wieder rege und laut, und jeder fragte in die Wette: Wer hat das gethan? Wer hat das Schiff in den Grund gehauen? Jeder hatte aber auch gleich die durcheinander geschriene Antwort bei der Hand: Nettelbeck! Ei, das ist ein Stückchen von Nettelbeck! — Nettelbeck aber kehrte sich an nichts, ging ruhig nach Hause, und war in seinem Herzen überzeugt, daß er recht gethan habe.

Gleich am andern Tage, Morgens neun Uhr, trat, in voller Angst, mein Schwiegervater zu mir in's Haus, und fuhr auf mich ein: „Nun haben wir's! Ein schönes Unglück habt Ihr angerichtet mit dem in Grund gehauenen Schiffe. Da sind eben drei Kaufleute und der holländische Schiffer sammt einem Advokaten auf der Admiralität, und klagen wider Euch auf vollen Ersatz alles Schadens. Nun sitzt Ihr in der Brühe!“ Und noch hatte er seine Hiobspost kaum geendet, so war auch schon der Admiralitäts-Diener zur Stelle, der mich auf den Lizent, gleich in derselben Stunde, vor das Admiralitäts-Collegium beschied. Die sind rasch dahinter her! dachte ich bei mir selbst; und mir wurde doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe.

Als ich ankam, fand ich es ganz so, wie mir's mein Schwiegervater verkündigt hatte. Mir ward ein schon fertiges Protokoll vorgelesen, des Inhalts, daß ich es sey, der unberufener Weise das Schiff zum Sinken gebracht, und dadurch einen Schaden von so und so viel Tausenden angerichtet habe. Ich sollte jetzt die Wahrheit dieser Angaben anerkennen, von der Ursache Rede und Antwort geben, und allenfalls anführen, was ich zu meiner Vertheidigung vorzubringen wüßte.

Hm! das stand ja so gar verzweifelt noch nicht, wenn mir noch Einrede und Vertheidigung zugestanden wurde. — „Tausend Augen, sagte ich, haben es mit angesehen, wie das Schiff hinten hinaus in hellem Feuer stand; und je mehr Luftlöcher die Leute in's Verdeck hieben, desto mehr

Nahrung gaben sie dem inwendigen Brande. Hätte das nur noch eine halbe Viertelstunde so fortgedauert, so nahm die Flamme dergestalt überhand, daß es kein Mensch auf dem Schiffe mehr aushalten konnte, und dieses, sammt der Ladung, preisgegeben werden mußte. Allein wenn und während es nun in voller Gluth stand — wie sollte es da fehlen, daß nicht auch die Taue mit verbrannten, an denen es am Bollwerk befestigt lag, daß die flammende Masse stromabwärts und unter die vielen andern dort liegenden Schiffe trieb, und diese mit in's Verderben zog? — Ja, was leistete uns Bürgschaft, daß dieser Schiffsbrand nicht ebensowohl auch die dicht am Bollwerk befindlichen Speicher und die unzähligen, vor denselben aufgefahrenen Hanfwagen ergriff? und daß darüber nicht ganz Königsberg in Rauch und Asche aufging? — Jetzt ist großes und gewisses Unglück mit um so geringerem Schaden abgewandt, als Schiff und Ladung wohl noch meist wieder zu bergen seyn werden. Ich bin daher auch des guten Glaubens, daß ich in keiner Weise strafbar gehandelt, sondern nur meine Bürgerpflicht geleistet habe.

Der Direktor, Herr Schnell, diktirte diese meine Verantwortung selbst zu Protokoll; und der Advokat ermangelte nicht, dagegen allerlei Einrede zu thun. Darnach ward ich abermals befragt, ob ich weiter noch etwas zu meinen Gunsten vorzubringen habe? — „Nicht ein Wort, erwiderte ich. Meine Sache muß für sich selber sprechen." Die Verhandlung wurde zu Papier gebracht, und alle Betheiligten mußten unterzeichnen. Dann wurden wir bedeutet, einstweilen abzutreten, weil unser Handel klar genug sey, um noch in dieser Sitzung zum Spruche zu kommen.

Desto besser! dachte ich. Wenn nur die gestrengen Herren drinnen auch Vernunft annehmen wollen! und über diesem „Wenn" kam es denn doch bei mir zu einem Herzpochen, das mir die halbe Stunde Verweilens zu einer bangen machte. Wer weiß, ob es meinen Gegnern viel besser ging? — Endlich hieß es, daß wir wieder vortreten möchten; und nun gab man uns sogleich auch die gefällte Sentenz zu vernehmen, deren Inhalt, der Hauptsache nach, etwa dahin lautete:

„Die Admiralität erkenne, daß der Schiffer Nettelbeck vollkommen recht und löblich gehandelt, indem er durch schnelle Versenkung des brennenden Schiffes größeres Unglück von dem Handelsstande und der Stadt abgewandt. Nächstdem aber behalte sich das Collegium vor, ihm seine Zufriedenheit und Dankbarkeit durch feierlichen Handschlag zu bezeugen. Falls auch die Kläger mit diesem Erkenntniß zufrieden seyen, sollen dieselben gleichmäßig mit dargebotener Hand sich bei Nettelbeck bedanken, daß er Schiff und Ladung vor noch größerem Schaden bewahrt habe."

Nach geschehener Vorlesung stand der Direktor, Herr Schnell, von seinem Sitze auf, schüttelte mir treuherzig die Hand und sagte: „Ich thue

das, als Erkenntlichkeits-Bezeugung, im Namen aller Schiffer, die auf dem Pregel liegen, und im Namen der Stadt, die durch Ihren Muth und Ihre Besonnenheit einem großen Unglück entgangen ist. Sie sind ein wackerer Mann."

Kaufleute, Schiffer und Advokat sahen einander an, und gaben etwas verlegene Zuschauer bei dieser Scene ab. Endlich traten sie, einer nach dem andern, zu mir, und gaben mir ihre Hand zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. Die vernünftigeren unter ihnen bekannten, sie wären zur Klage wider mich nur geschritten, um sich bei ihren Rhedern, Korrespondenten u. s. w. wegen des Vorganges mit dem Schiffe hinlänglich zu decken.

Schon waren wir im Begriff aus der Gerichtsstube wieder abzutreten, als der Direktor mich zurückrief und anhob: „Schiffer Nettelbeck, wie wäre es? Haben Sie nicht im vorigen Jahre der Wittwe Roloff ihren im Pregel versunkenen Bording glücklich in die Höhe gebracht? Ich dächte, Sie wären der Mann dazu, Ihr Kunststück auch an diesem Schiffe zu wiederholen." Dann wendete er sich an die Kaufleute: „Meine Herren! Sie sollten sich diesen Vorschlag überlegen. Was meinen Sie?"

Alsbald legten mir die Gefragten die Sache eindringlich vor. Je nun, erwiderte ich, vieles in der Welt läßt sich machen, wenn es mit Verstand und Geschick angegriffen wird. Wir beide, der Schiffsherr und ich, wollen hingehen, untersuchen und das Ding an Ort und Stelle reiflicher überlegen. Läßt sich was beginnen, so wollen wir in Gottes Namen Hand an's Werk legen." — Sogleich auch machten wir uns auf den Platz; aber bald wurde mir klar, daß der Schiffsherr eine Schlafmütze war, von dem ich keinen erklecklichen Beistand erwarten durfte. Lieber also ließ ich ihn ganz aus dem Spiele, ging zu meinem guten, ehrlichen Freunde, dem Schiffszimmermeister Backer, und bat ihn, daß er mir bei meinem Vornehmen helfen möchte. Der war auch zu allem bereit und willig; und so schritt ich denn getrost an die Ausführung.

Nach dem Plane, den wir entworfen hatten, erbat ich mir von ein paar guten Freunden zwei Fahrzeuge zu meiner Verfügung, wobei denn natürlich alle Gefahr und der Ersatz des etwa zugefügten Schadens auf meine Rechnung ging, für den Gebrauch derselben aber eine billige Vergütung bedungen wurde. Indem ich nun diese Bordinge zu beiden Seiten des versenkten Schiffes postirte, und meine Winden und Hebezeuge darauf anbrachte und in Bewegung setzte, ging die Arbeit rasch und glücklich von Statten. Wir hoben die ungeheure Last unter dem Wasser aus dem tiefen Grunde so weit in die Höhe, daß man bereits auf das Verdeck, etwas mehr als Knie tief, treten konnte, und ich binnen kurzem den Augenblick erwartete, wo dasselbe vollends emportauchen würde.

Jetzt aber plötzlich stockten alle meine Maschinen; und keine Kraft

derselben war stark genug, das Schiff auch nur um einen einzigen Zoll höher zu bringen. Ich hatte die beiden Bordinge durch die Winden dergestalt anstrengen lassen, daß sie vorne mit dem Bord-Rande dicht auf dem Wasser lagen, während die Hintertheile sich bis zum Kiel in die Höhe kehrten. Brach jetzt irgend etwas an den Tauen, die unter dem Schiffe durchgezogen waren: so waren Unglück und Schaden, welche dann entstehen mußten, gar nicht zu berechnen. In dieser peinlichen Lage mußten demnach vor allen Dingen noch ein paar Ankertaue unter den Schiffskiel gebracht werden, in denen es nunmehr mit vollerer Sicherheit hing; und nun galt es um ein Mittel, es noch um so viel zu erleichtern, damit nur die großen Luken auf dem Verdeck nicht mehr vom Strom überflossen würden, und die anzubringenden Pumpen dann freies Spiel gewännen.

Da sich jedoch der Schiffs-Körper um keine Linie mehr rücken lassen wollte, so fiel ich darauf, ich müßte jene Luken um so viel erhöhen, daß sie über dem Wasserspiegel emporragten. Das war zu bewerkstelligen, wenn ich eben so viele Kästen oder Verschläge, von wenigstens zwei Fuß Höhe und gleichem Umfang mit den Luken, dergestalt wasserdicht auf denselben und dem Verdeck befestigte, daß sie gleichsam einen Brunnenrand vorstellten. Was nun aus diesen Kästen geschöpft wurde, war dann eben so gut, als wäre es aus dem Raume geschöpft, in welchem auf diese Weise das Wasser endlich doch nothwendig abnehmen mußte. Dann aber hob sich das Schiff von selbst, ohne daß es ferner meiner Maschinen bedurfte.

Kaum war dieser Gedanke zur Welt geboren, so ließ ich mir einen Zollstock geben, um unter dem Wasser das genaue Maß der Luken in Länge und Breite zu nehmen, rief meine Leute zu mir nach der Baustelle, und gab ihnen an, was zu thun sey. In Zeit einer Stunde, während welcher alles in höchster Erwartung dessen stand, was werden sollte, kam ich mit den fertigen Kästen und meinen Arbeitsleuten zurück, und hatte die Freude, zu sehen, daß jene vollkommen wohl anschlossen. Um mich jedoch dessen noch völliger zu versichern, riß ich mit dem Zirkel die Biegung der Schiffsdecke unter'm Wasser an dem Rande der Kästen sorgfältig vor, ließ so viel, als darnach nöthig war, heraushauen, und konnte nunmehr mein Werk, da kaum noch einiges Wasser durchsickerte, für gelungen halten.

Hunderte von müßigen Leuten standen als Zuschauer am Bollwerk. Ich wandte mich zu ihnen und rief: Heran mit Eimer und Geräth, wer Lust hat, mit Wasserschöpfen jede Stunde einen halben Gulden zu verdienen! — Ho! das war, als hätte ich sie zur Hochzeit gebeten. Es stürzten gleich so viel Arbeiter auf das nasse Verdeck, daß sie um die Kastenränder nicht alle Raum zum

Handiren hatten. Ich ließ sie ihr Wesen treiben, und stieg derweilen in's Boot, um mit dem Bootshaken das Loch unter dem Wasser aufzusuchen, welches meine Hände hineingehauen hatten. Dann aber sah ich mich nach einem Sacke um, (oder war es ein Stück altes Segeltuch, ich weiß es nicht) um jenes Loch zu stopfen, und dadurch neuen Zufluß zu hindern.

Bei jedem Schopf, den so viele Eimer zugleich thaten, wurden vielleicht fünfzig und mehr Kubikfuß Wasser — erst aus den Kästen, dann tiefer aus dem Schiffsraume hervorgefördert, so daß bald die Arme der Arbeiter es nicht füglich erreichen konnten. In eben dem Maße nun, als durch diese Erleichterung das Schiff wieder an eigener Hebekraft gewann, erlangten auch die beiden Fahrzeuge, zwischen denen es in der Schwebe hing, ihre verlorne Wirksamkeit wieder. Sie hoben sich vorne; und so, mit einem Ruck, brachten sie nun das Schiff glücklich in die Höhe, so daß es durch sich selber flott wurde, und das Verdeck über Wasser zu stehen kam.

Jetzt konnten auch die Hanfgebinde an den Lastbändern aus dem Raume hervorgelangt werden. Mit der erleichterten Ladung aber trat auch immer mehr Bord hervor, bis endlich auch mein gehauenes Loch über dem Wasser zum Vorschein gelangte, und sonach mein Werk für abgethan gelten konnte. Ich schlug also ein Kreuz darüber, und ging, weil ich mich trefflich abgemattet fühlte, in des Herrn Namen nach Hause, während mein Freund Backer und der Schiffer das Uebrige besorgen mochten.

Einige Tage darauf ward ich abermals vor die Admiralität gefordert. Ich fand dort die Herren Kaufleute, die mir für's erste ihren Dank für mein glücklich gelöstes Versprechen bezeugten, dann aber auch sich für meine angewandte Bemühung mit mir abzufinden wünschten. Auf meiner Rechnung, die ich ihnen deßhalb einreichte, standen bloß die beiden Bordinge, die ich gebraucht hatte, jeder mit 20 Thalern angesetzt, sammt einer Kleinigkeit für Abnutz an Tauen, Winden und andern Geräthschaften, die denn auch sogleich und ohne allen Anstand bewilligt wurden. Da ich indeß, was mich selbst betraf, keine Forderung machen wollte, so boten sie mir ein Geschenk von hundert Gulden sammt zehn Pfund Kaffee und zwanzig Pfund Zucker. Ich nahm, was mir gegeben wurde, und schenkte davon fünf und zwanzig Gulden für die Armen, um ihnen auch einmal einen guten Tag zu machen.

37.

Der Prairie-Brand.

Ein junger Franzose, welcher mit einigen andern Männern eine Reise durch Texas machte, erzählt davon unter anderm Folgendes: In einer der vielen Nächte, welche wir unter freiem Himmel zubrachten, plau-

derte ich mit etlichen meiner Gefährten lange Zeit, und wunderte mich mit ihnen über die Kürze der Nacht. Wir sahen in der Ferne das erste Leuchten der Morgenröthe; und unsre Pferde schauten nach Osten, schnaubten und stampften den Boden, als wollten sie uns zu verstehen geben, daß sie diese unwirthliche Gegend zu verlassen wünschten. Während wir unser Gespräch fortsetzten, wurden die Pferde immer wilder. Ich dachte, es müßten Wölfe in der Nähe seyn, band daher die Thiere näher bei unsrem Lager an, und legte das Ohr auf den Boden, ob ich nichts vernähme. Aber ich hörte nichts als den Morgenwind, der über das welke Gras rauschte. Unsre Pferde, sagte ich, haben Wölfe gewittert; aber die Bestien werden sich unserm Feuer nicht nähern.

Bald darauf erwachte einer von den Männern, welche die Nacht besser als ich benützt hatten, und rief gähnend: „Wie, ihr schwatzt noch immer? Was mögt ihr alles die liebe lange Nacht geplappert haben! Es ist ja schon Morgen.“ Dabei nahm er seine Uhr heraus, sah sie an, hielt sie an's Ohr, um sich zu überzeugen, ob sie nicht stehen geblieben, und rief: „Was ist das? Ich habe erst halb zwei Uhr.“ Ein andrer von den Reisenden blickte gleichfalls auf die seinige und sagte: „Ja, nicht weiter — halb zwei Uhr.“

In diesem Augenblicke wurde der Wind frischer, und ich hörte das ferne, dumpfe Geräusch, welches entweder ein Erdbeben oder das Anstürmen von Herden wilden Viehes verkündet. Auch unsre Pferde witterten Gefahr; denn sie wurden wie rasend, und strengten alle ihre Kraft an, die Riemen zu zerreißen, mit denen sie angebunden waren, um zu fliehen. „Auf! rief ich, hurtig! sattelt eure Thiere, und jagt, was ihr könnt, um euer Leben zu retten. Die Prairie steht im Brand, und die Büffel sind uns auf den Fersen.“

Alle sprangen auf, ohne daß jedoch ein Wort gesprochen wurde; denn jeder fühlte die Gefahr unsrer gegenwärtigen Lage. Wir konnten nur in der größten Eile noch Rettung finden, wenn es nicht bereits zu spät war. In einer Minute waren unsere Pferde gesattelt, und wir galoppirten wie wahnsinnig über die Prairie hin, indem wir, ohne Benützung der Zügel, unsre Rosse ihrem Instinkte folgen ließen. In der Hast hatten wir fast alle unsre Decken, einige auch ihre Mantelsäcke und Büchsen zurückgelassen. Eine Stunde jagten wir in gleichem Rennen dahin. Nun aber fühlten wir, wie die Erde hinter uns bebte; und bald darauf schlug ein fernes Brüllen, gemischt mit dem helleren Geschrei verschiedener Thiere, an unsre Ohren. Die Luft wurde schwer und drückend, während die Flammen, schneller als der Wind, am Horizont weiter schossen. Alle Arten des flüchtigeren Wildes flogen jetzt wie Pfeile an uns vorüber; Hirsche jagten in Gemeinschaft mit Wölfen und Panthern über die Fläche;

Triebe von Elenthieren und Antilopen zuckten mit der Geschwindigkeit eines Traumes vorüber; und dann kam etwa ein einzelnes Pferd oder ein riesiger Büffelstier. Obgleich unsre Thiere alle ihre Kräfte aufboten, meinten wir doch in unsrer furchtbaren Angst nicht von der Stelle zu kommen.

Die Luft wurde schnell immer dichter, die Hitze drückender und das Getöse lauter und lauter. Hin und wieder mischte sich ein so schreckliches Geheul und so schrille Töne darein, daß sogar unsre Pferde in ihrem tollen Jagen anhielten und zitternd stehen blieben. Dieß währte jedoch nur einen Augenblick; dann stürzten sie wieder vorwärts.

Ein prächtiger Hirsch schoß dicht an uns vorbei. Seine Kräfte waren erschöpft, und etwa drei Minuten später trafen wir wieder auf ihn; er war todt. Aber bald rückte uns mit dem rauschenden Getöse einer Windsbraut die Masse schwerer und nicht so flüchtiger Thiere nach — Büffel und wilde Pferde, alle zu einem ungeheuren, dunklen Haufen zusammengedrängt, eine meilenlange und meilenbreite Schaar; sie kamen heran, jedes Hinderniß niedertretend. Nur noch etwa zwei englische Meilen waren sie von uns entfernt. Die Kraft unserer Pferde ging auf die Neige, und wir gaben uns für verloren. Noch ein paar Minuten, und wir waren in kleine Stückchen zerquetscht.

In diesem Augenblicke ließ sich die gewaltige Stimme Gabriel's, des erfahrensten und entschlossensten unter uns, fest und gebieterisch vernehmen. Er war seit langer Zeit an solche Gefahren gewöhnt, und sah ihnen mit unbeugsamem Heldenmuth in's Auge, als ob derartige Scenen sein eigenthümliches Element wären. „Herunter von euren Pferden! rief er; zwei von euch mögen sie festhalten. Streift eure Hemden, Leinwand, alles, was leicht entzündbar ist, ab! hurtig, verliert keinen Augenblick!"

Mit diesen Worten brannte er auf der Pfanne seiner Pistole etwas Zunder an, und begann darauf die Kleider, welche wir abgeworfen hatten, in Brand zu stecken. Dann rissen wir welkes Gras aus, trugen Büffeldung herbei, und warfen alles auf den Haufen. Nach einigen Minuten flackerte unser Feuer lichterloh, und breitete sich auf dem trockenen Boden um uns her aus. Die entsetzten Thiere kamen heran, und brüllten vor Wuth und Schrecken, als sie auch vor sich Flammen bemerkten, ohne jedoch, wie wir gehofft hatten, auszuweichen. Wir konnten bereits ihre Hörner, ihre Füße und den weißen Schaum unterscheiden. Unser Brennstoff ging auf die Neige; die Flammen senkten sich; und gerade der leichtsinnigste in unsrer Gesellschaft, der sonst immer scherzte und lachte, brach mit einem lauten Schrei ohnmächtig zusammen. Näher und näher rückte der tolle Haufen. Ich konnte ihre wilden, funkelnden Augen sehen; sie wandten nicht um, wichen nicht aus einander, sondern stürzten vorwärts,

wie Boten des Todes, — näher — näher — immer näher. Mein Gehirn schwindelte, und das Gesicht verging mir; es war schrecklich, furchtbar schrecklich! Ich warf mich mit verhülltem Gesichte nieder, um mein Schicksal über mich ergehen zu lassen.

In diesem Augenblick hörte ich einen Knall, dann ein Brüllen wie von vielen Tausenden von Büffelstieren. So erschütternd und betäubend war das Getöse der nicht zwanzig Schritte von uns entfernten Thiermasse. Jeden Augenblick erwartete ich von ihren Hufen zermalmt zu werden; doch wir blieben mit dem Tode verschont. Ich hörte nur ein Rauschen, ähnlich dem eines gewaltigen Windes, und das Zittern der Erde. Dann richtete ich meinen Kopf auf, und blickte umher.

In dem entscheidenden Augenblick hatte Gabriel Brandwein auf die Flammen gegossen. Mit einem blitzartigen Aufzucken zerknallte die lederne Flasche; und auf Unkosten von vielen todtgetretenen Geschöpfen schweiften die Thiere ab von der Berührung mit der wilden, blauen Feuersäule, welche durch den brennenden Brandwein erzeugt wurde. Vor, hinter und rings um uns konnten wir nichts sehen als das zottige Haar der riesigen Ungeheuer — kein Spalt in der fliehenden Masse als die schmale Linie, welche sie geöffnet hatte, um unserm Feuer auszuweichen.

In dieser gefährlichen Lage blieben wir eine Stunde; und unser Leben hing davon ab, daß die Thiere ihre Phalanx nicht wieder schloßen. Aber Gottes Vorsehung wachte über uns; und nach einer Ewigkeit der furchtbarsten Spannung wurden die Reihen dünner und dünner, bis wir uns zuletzt nur noch von den schwächeren und erschöpfteren Thieren umgeben sahen, welche den Nachtrab bildeten. Die erste Gefahr war jetzt vorüber; es stand uns übrigens noch eine zweite, eben so drohende bevor: die weiter leckende Flamme, welche uns immer näher rückte. Die ganze Prairie stand hinter uns in Flammen, und das tobende Element holte uns mit furchtbarer Schnelligkeit ein. Abermals sprangen wir in unsre Sättel; und die Rosse, welche wieder zu Athem gekommen waren, und in ihrer Angst zehnfache Kraft entwickelten, brachten uns bald den Büffeln nach.

Es war ein furchtbarer Anblick — ein Feuermeer in tobender Wuth, das mit überirdischem Zischen einherwogte, immer näher und näher kam, und im scharfen Morgenwinde seinen Lauf beschleunigte. Wären wir nicht eben erst so unverhofft einer kaum weniger schrecklichen Gefahr entronnen, so würden wir in der Verzweiflung ein augenscheinlich nutzloses Ringen um unser Leben aufgegeben haben. Wir sprengten dahin, bergauf, bergab; denn der Grund wurde nun unebener. Das Feuer war uns dicht auf den Fersen, als wir bemerk-

ten, daß eine (englische) Meile vor uns die ungeheuren Herden an eine tiefe, breite Schlucht gekommen waren, an welcher sie sich, Tausende auf Tausende, köpflings in den Abgrund stürzten. Aber jetzt rauschte das Feuer rascher, loderte ungestümer als zuvor, als sey es entschlossen, seine Beute sicher einzuholen; die Flammenwogen kräuselten sich über unsern Köpfen, und drohten uns mit ihrer Hitze, mit ihrem dunklen Qualm zu ersticken.

In Todesangst spornten wir unsre Thiere weiter; an ihrer Schnelligkeit hing unser Leben; und die Kluft sollte unser Bergungsort oder unser Grab werden. Wir stürzten hinab, eigentlich getragen auf dem Rücken der hinunterströmenden Masse, und langten besinnungslos mehr als hundert Fuß weiter unten an. Sobald wir uns von der Erschütterung erholt hatten, fanden wir, daß wir durch Gottes Gnade bewahrt geblieben waren; wunderbarer Weise hatten weder die Reiter noch die Rosse ernstlich Schaden genommen. Wir hörten über unsern Häuptern das Zischen und Krachen des Feuers, und betrachteten mit Entsetzen die Flammen, welche längs dem Rande der Kluft hintobten, jetzt sich hebend, dann sich wieder senkend, als wollten sie einen Sprung über den Erdspalt hinüber machen, und alles Leben in dieser Einöde vernichten.

Wir blieben bewahrt. Unser Sturz war gedämpft worden durch die Thiere, welche eine Sekunde vor uns den gleichen Sprung gethan hatten; und die tausend Körper, welche unter uns aufgehäuft lagen, diente als eine Art Kissen. Mit Mühe wanden wir uns und unsre Pferde heraus, stiegen über die Masse der todten Thiere hinab, und erreichten endlich eine kleine Strecke freien Grundes. Er lag einige Fuß über dem Wasser des Stromes, der durch die Kluft stürzte, und bot unsern erschöpften Pferden eine vortreffliche Weide von süßem Gras. Die armen Thiere waren aber zu erschreckt und ermattet, um davon sogleich Gebrauch zu machen; sie streckten sich auf den Boden nieder, ein peinliches Schauspiel gänzlicher Hülflosigkeit.

Wir bemerkten, daß es den Schaaren flüchtiger Thiere gelungen war, weiter unten einen Weg nach der gegenüberliegenden Prairie zu finden. Die Erde und die Felsen bebten noch immer, woraus wir entnehmen konnten, daß der Schrecken noch fortwährte, und daß unzählige Flüchtlinge ihr tolles Rennen wieder aufgenommen hatten. Auch war die Gefahr in der That noch nicht vorüber; denn der Wind wehte stark, und führte große Flammenmassen auf die andre Seite, wo das dürre Gras und Gebüsch bald Feuer fing, so daß das zerstörende Element die Kluft übersprang, und das Werk der Verfolgung fortsetzte.

Wir wünschten uns Glück, einen so sicheren Zufluchtsort gefunden

zu haben, und dankten Gott für unsre wunderbare Rettung. Da wir nun für den Augenblick nichts zu fürchten hatten, so zündeten wir Feuer an, und labten uns an einem jungen Büffelkalbe, das bei seinem Herabsturze die Knochen in Splitter zerbrochen hatte.

Wir blieben zwei Tage an jenem anmuthigen Platze, um uns wieder zu kräftigen und die Pferde ausruhen zu lassen. In der Tiefe der Erde verborgen, waren wir sicher vor der verzehrenden Wuth der Elemente. Am zweiten Tage hörten wir furchtbare Donnerschläge, und schloßen daraus, daß jetzt ein Ungewitter der Wuth des Feuers ein Ziel stecken werde. Wir machten uns übrigens wenig Sorge um das, was über uns vorging.

Wir hatten in Fülle zu essen und zu trinken; unsre Pferde erholten sich schnell wieder; und trotz der ausgestandenen Schrecken belustigten wir uns nicht wenig über die Klagen unsres leichtsinnigsten Kameraden, der um seiner verbrannten Hemden willen Texas, das Feuer und die Büffel in scherzhafter Weise verwünschte. Ein andrer benahm sich sehr ungeberdig darüber, daß Gabriel den Brandwein zum Opfer gebracht hatte. „Solch ein Stoff!" rief er, „der beste, der je in dieses abscheuliche Land kam! Und ihn gar den schmutzigen Büffeln in's Gesicht zu schütten! Freund, wollt Ihr so gut seyn, mir noch ein Stück von dem Gewürm herüberzureichen? (Er meinte damit das Büffelkalb.) Wahrhaftig, schier möchte ich glauben, die Bestien alle sind bloß dem Brandwein so rasend nachgelaufen."

Am Morgen des dritten Tages nahmen wir unsre Reise wieder auf, und folgten dem Strome mehrere (englische) Meilen abwärts, über viele todte Thiere hinweg, welche der schäumende Strom nicht wegzuwaschen vermochte. Wir wählten den gewundenen Pfad, welchen die geängstigten Thiere eingeschlagen hatten, und befanden uns lange vor Mittag wieder oben auf der Ebene. Aber welch ein düsteres Schauspiel! So weit das Auge reichte, nichts als nackte, geschwärzte Erde. Kein Grashalm, kein Busch war dem furchtbaren Brand entronnen; und eine große Menge von halbverbrannten Hirschen, Büffeln und wilden Pferden bedeckte die Gegend umher.

Wir ritten weiterhin durch einen breiten, seichten Fluß, welcher dem Vordringen der Flammen ein Ziel gesetzt hatte, dann über einen schmalen Bergrücken, der mit zusammengetretenem grünem Gebüsch bedeckt war. Denselben Weg hatten die fliehenden Herden eingeschlagen. Als wir eine halbe Stunde durch diesen Verhau gezogen, bot sich unsern Augen ein seltsamer Anblick dar. Auf einer reichen und schönen Ebene, geschmückt mit Pflaumenbäumen, Klee und Rosen, lagen, so weit wir schauen konnten, Tausende von Thieren aller Art, einige

ruhig ihre müden Glieder leckend, andre die Hälse ausreckend, aber unvermögend aufzustehen, um das weiche Gras in ihrer Nähe abzuweiden. Das Schauspiel war über alle Beschreibung schön, und erinnerte an die Bilder von der Schöpfung, welche man in den alten Bibeln findet. Wölfe und Panther lagen nur einige Schritte von einem Häuflein Antilopen. Büffel, Bären und Pferde waren durch einander gemischt; und keines der Thiere war im Stande sich von der Stelle zu bewegen, auf welcher es erschöpft niedergesunken war. Wir kamen an einem großen Jaguar vorbei, der wild nach einem zehn Fuß von ihm entfernten Kalbe hinstierte; als er uns bemerkte, versuchte er aufzustehen, beugte aber in völliger Kraftlosigkeit seinen Körper nur zu einem Kreise, verbarg den Kopf, den er unter seine Brust steckte, mit seinen ungeheuren Tatzen, und stieß, halb drohend, halb klagend, ein dumpfes Geheul aus. Hätten wir Pulver übrig gehabt, so würden wir zuverlässig die Grasfresser von vielen ihrer blutdürstigen Nachbarn befreit haben; aber wir mußten unsern geringen Vorrath sparen, da uns in jedem Augenblicke Räuber überfallen konnten.

Unsre Pferde bedurften der Ruhe; wir nahmen ihnen die Sättel ab, und die armen Thiere labten sich jetzt besser als seit langer Zeit. Wir selbst hatten zum Glück noch einen guten Vorrath von Kalbfleisch; denn wir konnten uns nicht entschließen, einem der abgehetzten Geschöpfe vor uns die Kehle abzuschneiden. In unsrer Nähe lag ein schöner Hirsch, zu dem ich alsbald besondre Zuneigung faßte. Er war so erschöpft, daß er sich keine zwei Zoll weit bewegen konnte, um zu dem Grase zu gelangen; und seine dürre, lechzende Zunge verrieth, wie sehr er vom Durste gequält wurde. Ich rupfte einige Hände voll Klee aus, die ich ihm hinbot; aber das arme Thier konnte trotz aller Anstrengung nicht schlucken. Zwanzig Schritte von uns war ein Wasserloch; ich nahm die Pelzmütze eines Reisegefährten, füllte sie, und kehrte zu dem Hirsche zurück. Welch ein ausdrucksvoller Blick! Was für schöne Augen! Ich sprengte ihm einige Tropfen auf die Zunge, und hielt ihm dann das Wasser unter die Nase, das er bald aufgeleckt hatte. Meine Begleiter nahmen gleichfalls so sehr Theil an den Leiden der armen Thiere, daß sie alle jungen Hirsche, welche sie fanden, an den Rand des Wasserloches trugen, um sie in den Stand zu setzen, neugestärkt zu fliehen, noch ehe die Wölfe sie angreifen konnten.

Als ich dem Hirsch eine zweite Mütze voll Wasser brachte, leckte er mir dankbar die Hände. Nachdem er getrunken hatte, versuchte er aufzustehen und mir zu folgen; da ihm jedoch die Kraft dazu gebrach, sahen mir seine Augen auf allen Schritten nach.

Drei von meinen Gefährten waren mit ihren Büchsen ausgezogen,

und schon mehr als zwei Stunden abwesend. Eben wollte ich den Vorschlag machen, sie aufzusuchen, als sie mit blutigen Messern, Tomahawks und Kleidern zurückkehrten. Sie hatten einen Kriegszug gegen die Wölfe unternommen, und so lange unter diesen Bestien gewüthet, bis ihre Arme ermüdet waren. Der Leser, der gemächlich in seinem Lehnstuhle sitzt, kann sich nicht vorstellen, welchen Haß ein Wanderer in jenem Lande gegen die Wölfe hegt. Als wir andern erfuhren, was unsre drei Kameraden getrieben hatten, beschloßen wir, an jener Stelle zu übernachten, um eine recht große Zahl von diesen Unthieren zu erlegen. Bei ihrer jetzigen Kraftlosigkeit war keine Gefahr zu besorgen; doch nahmen wir unsre Pistolen mit, um uns gegen einen allenfalls wiederauflebenden Panther schützen zu können, und begannen zu schlachten. Unterwegs trafen wir auch auf einige wildblickende Jaguars, hielten es aber nicht für gerathen, uns mit diesen Bestien einzulassen, sondern ließen sie ungestört, und fanden bald hinreichende Beschäftigung für unsre Messer und Tomahawks unter einem dicht bei einander liegenden Rudel von Wölfen. Die sterbenden Wölfe heulten so fürchterlich, daß die Hirsche und Elenthiere aufzustehen und zu fliehen versuchten. Vier Stunden lang metzelten wir; dann kehrten wir müde und hungrig in das Lager zurück.

Unser Koch, ein Arzt, hatte einem jungen Bären, der ihm in den Wurf gekommen war, die Haut abgezogen, und war jetzt damit beschäftigt, das Fleisch desselben zu kochen. Wir machten einstweilen die Runde bei unsren Schützlingen, um uns nach ihrem Befinden umzusehen. Diejenigen, welche wir an das Wasser getragen hatten, waren so weit hergestellt, daß sie wieder grasen konnten und davonsprangen, wenn wir uns ihnen näherten. Mein Hirsch graste gleichfalls, ließ sich aber von mir tätscheln, als ob wir alte Freunde wären, und wich nicht von dem Platze, bis wir am andern Morgen selbst aufbrachen.

Endlich rief uns der Arzt zum Abendessen, dem wir alle Ehre anthaten; denn er war ein trefflicher Koch, und kannte außerdem einige in jener Gegend sehr gewöhnliche Pflanzen, welche sogar einem Bärenrippchen einen besondern Wohlgeschmack verleihen. Er freute sich sehr über das Lob, welches wir seiner Geschicklichkeit zollten, rühmte sich aber auch selbst und versicherte, er wolle das Fleisch der zähesten alten Kuh so zubereiten, daß es so weiß, weich und süß werden müßte wie das eines Frühlingshühnchens.

Als wir satt waren, ritten wir unsre Pferde an den Fluß, um sie zu tränken und zu schwemmen. Dann legten wir uns zur Ruhe nieder, sollten uns aber derselben nicht erfreuen; denn wir hatten kaum unsre Augen geschlossen, als ein furchtbarer Regen niederfiel, und uns bis auf die Haut durchnäßte. Wir hatten fast alle unsre Decken an der Stelle

zurückgelassen, wo wir zuerst den Prairie-Brand entdeckten, so daß wir jetzt vor Kälte schauderten — ein um so schlimmerer Umstand, da wir bei dem ungestümen Regen nicht einmal unser Feuer brennend erhalten konnten. Es war eine traurige Nacht; aber der kühlende Schauer rettete die lechzenden, dürstenden Thiere, deren Leiden uns so nahe gegangen waren. Die ganze Nacht hindurch hörten wir Hirsche und Antilopen dem Fluß zutraben. Das Brüllen der Panther, welches wir etliche Male hörten, verkündete uns, daß auch diese furchtbaren Bestien unsre Nachbarschaft verließen; und aus dem schrecklichen Knurren der sich balgenden Wölfe entnahmen wir deutlich, daß sie wenigstens kriechen und über ihre todten Kameraden herfallen konnten, wenn sie auch noch nicht kräftig genug waren, um weiter zu laufen. Man hat behauptet, daß die Wölfe nicht gegen ihr eignes Geschlecht Krieg führen; aber dieß ist ein Irrthum; denn ich habe oft gesehen, wie sie sich gegenseitig anfielen, zerfleischten und auffraßen.

Die warmen Strahlen der Morgensonne zerstreuten endlich das Dunkel und die Wolken der Nacht. Sämmtliche Hirsche, Elenthiere und Antilopen waren fort, meinen Hirsch ausgenommen, dem ich aus dem kleinen Vorrathe meines Felleisens eine Hand voll Salz gab. Einige Pferde und Büffel grasten in der Nähe; aber die meisten lagen noch auf der Erde. Wir tränkten unsre Pferde, füllten unsre Flaschen, und nahmen nach einem kräftigen Imbiß kalten Bärenfleisches unsre Reise wieder auf, um uns durch die Bewegung zu erwärmen und unsre Kleider zu trocknen; denn wir fühlten uns ganz gelähmt.

Der Leser wundert sich vielleicht über die gänzliche Erschöpfung jener wilden Thiere. Man darf aber nicht vergessen, daß sie jenes Feuer wohl Hunderte von Meilen hergetrieben hatte, und zwar mit einer so ungewöhnlichen Eile, wie sie nur ein großer Schrecken hervorzubringen vermag. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß sich jener Brand über eine Strecke von 500 (englischen) Meilen ausgedehnt hatte. Doch will ich natürlich nicht behaupten, daß alle diese Thiere eine solche Strecke zurückgelegt hatten. Sie sammelten sich allmählich, je nachdem sich das Feuer weiter wälzte, bis sie jene ungeheure Masse bildeten.

Unsre Pferde hatten sich von ihren Anstrengungen völlig wieder erholt; wir trabten rasch dahin, und bald ward auch uns wieder wohl zu Muthe. Wir waren einige Meilen weit geritten, da sahen wir, wie 14 hungrige und vor Schwäche taumelnde Wölfe einen prächtigen schwarzen Hengst angriffen, der so kraftlos war, daß er sich nicht auf die Beine helfen konnte. Sein Hals und seine Seiten waren bereits mit Wunden bedeckt, und er wälzte sich in furchtbarer Todesangst. Nun ist das Pferd ein zu edles Thier, als daß es nicht in dem Menschen einen Beschützer

gegen solche blutdürstige Feinde finden sollte. Wir stiegen deßhalb ab, und erschlugen die Angreifer; da jedoch das arme Roß so verwundet war, daß keine Wiederherstellung zu erwarten stand, und es deßhalb einem andern Rudel seiner Feinde zur Beute werden mußte, so tödteten wir es durch eine Büchsenkugel. Es war eine Handlung des Wohlwollens; aber doch stimmte die Erlegung des edlen Thieres in der Wüste unsere Seelen düster.

38.

Die feuerspeienden Berge

sind entweder spitzig wie ein Zuckerhut, oder rund wie eine Kuppel. Manche sind so hoch, daß sie bis über die Wolken hinaufreichen, und auf dem Gipfel mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind. Nur mit großer Mühe und unter vielen Gefahren kann man den Gipfel eines solchen Berges ersteigen. Da geht oder reitet man an so tiefen Schluchten und Abgründen vorbei, daß du den Schwindel bekommen und hinunterstürzen würdest. Dann geht der Weg über steile Felsen und große Steintrümmer; und zuletzt muß man durch lauter Sand und Asche waten, und über schwarze Schlacken und gefrornen Schnee steigen. Hat man endlich den Gipfel des Berges erreicht, so steht man an einem großen, runden Loch. Weil dieses Loch wie ein Becher oder Trichter aussieht, so nennt man es mit einem griechischen Worte den Krater. Aus diesem Krater steigt beständig ein heißer Dampf heraus.

Der berühmte Reisende Alexander von Humboldt hat einmal in den Schlund eines gerade ganz ruhigen Vulkans hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen, und wieder niedersinken. Aber der Ort, von wo eigentlich diese geschmolzenen Massen emporbringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder der Aetna zu speien anfängt, wird Meilen weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Herd der Vulkane sehr tief und weit entfernt seyn müsse, zeigen auch die bisweilen über 30 Meilen weit gehenden Erdbeben, die solche Ausbrüche begleiten. Auf der Insel Island wird es dabei oft über 20 Meilen weit umher so finster, daß man am Tage

Licht anzünden muß. Aus dem Innern des Vulkans vernimmt man ein furchtbares Brüllen, als wäre darin ein heftiges Donnerwetter. Hierauf steigen berghohe Rauch- und Feuersäulen empor. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen. Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde; und Blitze fahren aus diesem herauf, öfters so gewaltig, daß sie z. B. bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem etliche Meilen weit entfernten Bauernhofe die Pferde im Stalle tödteten. Regengüsse stürzen nieder, und machen die ausgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, welcher im Jahre 79 nach Christo in der Nähe des Vesuvs zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Theil ausgegraben hat. Die geschmolzene Materie (Lava), welche bei und nach solchen Ausbrüchen aus den Bergen herausfließt, macht öfters, z. B. im Jahre 1783 auf Island, eine so große Masse aus, daß sie, wenn man sie zusammen nehmen könnte, hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die Anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich wirklich aus den ausgeworfenen, geschmolzenen und ungeschmolzenen Materien nach und nach einen ansehnlichen Berg aufgebaut.

Nicht wahr, du möchtest die hohen Feuersäulen, die glühenden Steine, die heißen Sand- und Aschenwolken, die zuckenden Blitze sehen, und die glühenden Lavaströme, wie sie, entweder oben aus dem Schlunde, oder an der Seite des Berges aus einer neugesprengten Oeffnung, hervorbrechen, prächtig anzuschauen, wie Ströme glühenden Eisens. Aber gewiß möchtest du nicht in einer Stadt wohnen, auf welche sich ein solcher gräßlicher, alles vernichtender Strom zuwälzt, möchtest von der bebenden Erde dich nicht verschlingen, von der eilenden Lava dich nicht begraben lassen. Darum wollen wir Gott danken, daß es bei uns kein Erdbeben und keine feuerspeienden Berge giebt.

39.

Der Vesuv.

Während seines Aufenthaltes zu Neapel im Jahre 1787 bestieg Göthe mehrmals den Vesuv. Bei dem ersten Besuch (am 6. März) begleitete ihn sein Freund, der Maler Tischbein. Wir fuhren, erzählt Göthe, auf zwei Calessen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz! Platz! damit Esel, Holz und Kehricht Tragende, entgegenrollende Calessen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren die von Natur immergrünen Blätter mit dickem, aschgrauem Staube überdeckt, alle Dächer und was nur irgend eine Fläche hat, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche, blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebenden wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich; denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift, und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter emporhilft. So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg; und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren, und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab; die geringeren klapperten hinterdrein; und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Bald aber wurde der Raum enger; schon fielen Steine um uns her, und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein, der ohnehin nicht gerne mitgegangen war, fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden, häßlich zu seyn, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat, und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen: so bedachte ich, daß es möglich seyn müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen, und auch in diesem Zeitraume den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felsen, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere

Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern; dann stellten wir uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber eben deßwegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war versäumt. Wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner; die furchtbare Ladung flog an uns vorbei: Wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte. Die kleineren Steine klapperten schon; und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein auf's freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen; neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick. Denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Gluthströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruche einer Urgebirgsart völlig ähnlich sahen. Die Führer behaupteten, es seyen alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

40.

Lied am Vesuv.

Der Vesuv, an dem wir hausen, der mit einem Ausbruch droht;
Bis die Lavaströme brausen, schreckt uns weiter keine Noth.
Wer in hohen Häusern wohnet, hat vom Einsturz mehr Gefahr;
Meines bleibt vielleicht verschonet, weil es immer niedrig war.
Räumen sollten wir die Hütten, wo die Väter wohnten? Nein.
Bis der Sturm sie wird zerrütten, reißen wir nicht selbst sie ein.

Süße Vaterlandes-Erde, zwar von Lava schwarz gestreift,
Wo noch weidet meine Herde, wo noch meine Traube reift.
Meine Herde will ich weiden, meinen Most in Scherben thun;
Was da kommt, ich will es leiden, und so lang in Frieden ruh'n.
Als die Asche kam zu regnen, wurden Städte dort bedeckt.
Dieses kann uns auch begegnen; doch es hat uns nicht geschreckt.
Fruchtbar wird der Boden werden, wann der Sturm vorbeigefloh'n.
Enkel weiden meine Herden; Trauben keltern wird mein Sohn.
Knabe, sieh, die Nacht will dunkeln: treib die Herde langsam ein.
Nächtlich soll im Becher funkeln unser Christi-Thränen-Wein.

41.

Erdbeben.

Die schrecklichsten Natur-Ereignisse, die es gibt, sind Ueberschwemmungen, Ausbrüche von Vulkanen, Bergstürze und Erdbeben; das furchtbarste unter diesen aber ist offenbar ein Erdbeben. Die andern treffen zum Theil nur einen kleinen Punkt der Erde und eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Menschen; zum Theil ist wenigstens für einige Bewohner des Ortes, welcher von ihnen heimgesucht wird, Rettung durch die Flucht möglich; und allen dreien kann der Mensch durch die Wahl seines Wohnortes im voraus ausweichen. Die Verheerungen des Erdbebens dagegen bedrohen in ganzen großen Landstrichen den einen Ort wie den andern; sie erstrecken sich oft in fortgesetztem Zuge über eine lange Reihe bewohnter Orte; und die furchtbare Erschütterung tritt nicht selten so plötzlich ein, daß die Menschen, nachdem sie kaum die ihnen drohende Gefahr wahrgenommen haben, ihr auch schon mit ihren einstürzenden Wohnungen unterliegen. In Europa sind diesem Natur-Ereigniß mit seltenen Ausnahmen nur die Inseln des Mittelmeeres und die ihm anliegenden Halbinseln ausgesetzt; in Amerika dagegen ist demselben der größere Theil des Landes fast in gleichem Grade unterworfen.

Eines der furchtbarsten Erdbeben, welche die Geschichte kennt, ist dasjenige, welches am 1. November 1755 die große und prächtige Hauptstadt von Portugal ganz zerstörte, und über 30,000 Menschen tödtete. Eine andere dieser unheilvollen Erscheinungen verwüstete im Jahre 1783 Calabrien und Sicilien. Graf Friedrich Leopold v. Stolberg, welcher neun Jahre nach dem Erdbeben durch Calabrien reiste, erzählt davon also:

Diesen Morgen ritten wir in's Gebirg hinein, auf neuen, mehrentheils fast unwegsamen Pfaden, über Höhen, welche ehemals Thäler, durch Thäler, welche ehemals Höhen waren. Wenn das Erdbeben nur Eine Richtung nimmt, so wankt zwar die Erde von den Wurzeln der Berge bis zu

ihren Gipfeln, aber ohne große, oft ohne einige Verheerungen anzurichten; der Boden beruhigt sich wie das Meer, wenn der Sturm nachläßt. Begegnen sich aber verschiedene Erschütterungen, so vereinigen sie sich in einer wirbelnden Bewegung, welche Ströme hemmt und Berge zerreißt. Das Erdbeben war hier desto fürchterlicher, da die Berge, aus fester Thonerde bestehend, der unterirdischen Gewalt, die in gegeneinander gekehrten Richtungen sie faßte, widerstrebten. Wir sahen Berge, welche, von oben bis unten gespalten, mit auseinander fallenden Hälften alte Thäler gefüllt, und ein neues Thal gebildet hatten. Oft rissen sich Theile der Erde mit ihren Pflanzungen los; mit halb entblößten Wurzeln stehen hier am Rande des Abgrundes überhangende Bäume; fern von ihnen grünet gegenüber der versetzte Wald, der neben jenen aufwuchs, und jetzt von andern Quellen getränkt wird. Ein Mann, ein Weib und ein Maulesel wurden zusammen unbeschädigt, mit dem Boden, welcher sie trug, vom elektrischen Schlag über einen Fluß geworfen, von Ufer zu Ufer. Ein Mann im Städtchen Seminara, der eben Zitronen pflückend auf dem Baume stand, wurde mit dem Baum und mit der Erde, die den Baum noch jetzt nährt, unverletzt weit fortgeschleudert. Manche wurden von fluthenden Erdschollen, wie von Wogen einer Wasserfluth, verfolgt, ereilt, verschlungen, unbeschädigt aus geöffnetem Schlunde wieder ausgeworfen. Selbst Ströme wurden gefangen in ihrem flüchtigen Lauf; plötzlich entstehende Dämme verwandelten sie in Landseen, deren schädliche Ausdünstung, da ihre stockenden Gewässer von dem lebendigen Fluß getrennt worden, die Luft ansteckte. Ich sah einige dieser Seen; andere sind versiegt, einige auf Unkosten des Königs ausgetrocknet worden. Einen hat man durch ausgehauene Felsen abgeleitet. Es entstanden Rechtshändel von einer neuen Art, zwischen den Eigenthümern der überschüttenden und den Besitzern der überschütteten Erde, — zwischen dem, welcher einen Baum gepflanzt hatte, und dem, auf dessen Boden er nun steht. Mancher Baum steht zwischen andern, deren Eigenthümer ungewiß sind. Ich sah einen Haufen von Oelbäumen, welche mit der Erde, die sie nährt, aus den gereiheten Pflanzungen weit fortgerissen, durch die wirbelnde Bewegung zusammengedrängt, nun eine große Laube bilden.

Oppido ward in einen Steinhaufen verwandelt. Ganze Stücke von Mauern, die, vom Erdstrudel ergriffen und gedreht, endlich mit der Erde stehen blieben, liegen nicht flach, sondern stehen aufgerichtet, mit der Ecke wie eingewurzelt, wie gehalten von Riesenhand. Ergriffen von dem Anblick standen wir und unser Führer, ein Jüngling von zwanzig Jahren, unter diesen Ruinen, — staunend und wehmüthig wir, er betroffen von schmerzlicher Erinnerung, neben des väterlichen Hauses

Trümmern, welche ihn und seine Mutter fünf Stunden lang bedeckten, seinen Bruder und seine Schwester mit sich vergruben. Auf dem Wege hatten wir schon hier Steine gesehen, welche Menschen zermalmt, dort Hügel mit jungen Reben bedeckt, welche ganze Gesellschaften überschüttet hatten. Im alten Städtchen wohnten 3000 Menschen; nur 500 wohnen in den Baraken des neuen. Ungefähr 1200 kamen um am Tage des Jammers. Einige verbrannten lebendig, als in einstürzenden Häusern die Flamme des Herdes um sich griff. So wurden die Mönche eines Klosters der Flammen Raub. Eine Frau, welche jetzt in Messina lebt, blieb eilf Tage mit ihrem Kinde unter dem Schutt ihres Hauses. Beide nährten sich von Kastanien, welche die Mutter in den Taschen hatte. Da sie aber nichts zu trinken hatten, starb das Kind am fünften Tage. Sehr viele starben theils aus Ungemach und Noth, theils an Krankheiten, welche durch Ausdünstungen stockender Wasser, der frischen Erde, der verwesenden Körper von Menschen und Vieh entstanden. — Der Verlust, welchen die Provinz, theils an verschütteten, theils an verkümmerten oder durch böse Ausdünstung getödteten Menschen erlitten hat, wird auf 32,000 Menschen angegeben.

Scilla (Sciglio), eine kleine Stadt Calabriens, nahe bei der Meerenge von Messina, litt nach Oppido den größten Verlust an Menschen. Als die Erschütterung die Einwohner schreckte, begaben sich die meisten an das Ufer. Auch der Prinz von Scilla verließ sein hohes Schloß, weil er mit Recht am flachen Strande größere Sicherheit zu finden hoffte. Plötzlich stürzte vom südlichen Gestade hoch her ein ganzer Berg in das Meer. Die mit schneller Gewalt vom Lande getriebenen Fluthen kehrten mit verdoppeltem Ungestüm, das Land weithin überschwemmend, zurück, und rafften 1450 Menschen mit sich dahin. Einige hatten in Schifferbooten, die auf dem Strande standen, Sicherheit gesucht; mit den Booten wurden sie ergriffen; und weder eine Leiche noch eine Planke dieser Boote ist je wieder gesehen worden. So kam auch der Prinz von Scilla mit den Seinigen um. Nur ein Fischerknabe ward aus dem Boote desselben gerettet. Eine hohe Welle muß ihn schonend ergriffen haben; denn man fand ihn betäubt auf einem Felsen. So groß war die Gewalt der Wogen, daß sie das steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten; so hoch erhoben sie sich, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerks in eben dieses Haus hineingeworfen wurde. Eine andere blieb mit den Haaren an einem hohen Maulbeerbaume hangen, und ward gerettet. Eine ganze Gesellschaft erhielt das Leben, weil ihr an's Ufer angebundenes Boot zwar so hoch, als das Tau lang war, in die Höhe gehoben, aber nicht dahingerissen wurde.

Von demselben Erdbeben berichtet **Friedrich Jacobs** noch Folgendes: Die Menschen, welche das Unglück in den Städten ergriff, kamen unter den Trümmern der Häuser um. Auf dem Felde aber riß der Boden an vielen Stellen, und warf Flammen aus, die wie feurige Schlangen umher fuhren, so daß die bestürzten und geängstigten Landbewohner häufig in die Städte flohen, um da einen noch gewisseren Untergang zu finden. Viele wurden auch von Bäumen erschlagen, die gewaltsam abgebrochen, oder mit ihren Wurzeln aus der Erde gerissen wurden. Ganze Familien verschwanden auf diese Weise; und diejenigen wurden für die glücklichsten gehalten, die einen schnellen Tod gefunden hatten, während viele auf das allerkläglichste unter den Trümmern verschmachteten. So hatten sich in der Stadt Terra Nova die Mönche eines Augustinerklosters unter das Gewölbe einer Sacristei geflüchtet, das zu ihrem Unglück der beim Einsturz des Klosters darauf gehäuften Last widerstand. Jeder Ausgang war durch die übereinander gestürzten Mauern versperrt, Rettung von außen unmöglich. Nur einer der Klosterbrüder war, ich weiß nicht wie, dem allgemeinen Unglück entflohen. Er kannte das Schicksal seiner Brüder; aber zu ihrer Rettung vermochte er nichts. Vier Tage lang hörte man ihr Wehklagen aus den Ruinen hervor, erst lauter und anhaltender, dann unterbrochen und schwächer, bis es endlich ganz verstummte. An andren Orten geschah Aehnliches. Beim Aufräumen des Schuttes wurden überall Leichen gefunden; die Männer meist in einer widerstrebenden Stellung, als ob sie dem Sturze hätten Einhalt thun wollen, die Mütter über ihre Kinder gebeugt. An einem Orte fand man ein junges Ehepaar verschüttet; sie knieten einander gegenüber, sich umarmt haltend; und ihr Kind hatten sie zwischen sich gestellt. Eine junge Frau von neunzehn Jahren lag länger als dreißig Stunden unter den Trümmern ihres Hauses. Nach unsäglichen Anstrengungen gelang es ihrem Manne, sie hervorzuziehen. Als man sie fragte, was sie in ihrer schrecklichen Lage gedacht hätte, antwortete sie: Ich hoffte und lauschte.

Die Stadt Messina hatte früher schon durch Erderschütterungen gelitten, und es hatte bisher den wenig begüterten Einwohnern an Mitteln gefehlt, den Schaden gehörig auszubessern. Desto größer war nun das Unglück bei dieser neuen Erschütterung, die an Heftigkeit alle vorhergehenden übertraf. Bei den ersten Stößen, welche ganze Straßen niederwarfen, floh der Marchese Spadera aus seinem Hause. Seine junge Gemahlin war vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Ihr Mann nahm sie auf den Arm, und trug sie mit Lebensgefahr durch die wankenden Straßen, während hinter und neben ihm Häuser zusammenbrachen, und eilte mit ihr nach dem Ufer des Meeres, wo

er ein Fahrzeug hatte; mit diesem gedachte er sich auf die hohe See zu retten. Hier kam die Ohnmächtige wieder zur Besinnung; und ihre erste Frage war, wo ihr Kind sey? Mit trauriger Miene antwortete ihr Gemahl, er habe eben nur Zeit gehabt, sie zu retten, — er hoffe, die Diener würden sich auch des Kindes bemächtigt haben, — sie solle sich nur beruhigen, und Gott für ihre eigne Rettung danken. Diese Reden, und was man etwa sonst in solchen Fällen sagt, konnten dem Herzen der Mutter nicht genügen. Sie wollte zurück. Ihr Mann bittet, fleht, beschwört sie; er stellt ihr die Unmöglichkeit der Rückkehr vor, da alles bis zu ihrem Hause hin in Trümmern liege. Es ist alles fruchtlos. Sie muß mit Gewalt zurückgehalten werden.

Die Erde war unterdessen in einem beständigen Krampfe begriffen; ihr Zittern ließ kaum Augenblicke nach, gleichsam um Kräfte zu heftigeren Stößen zu sammeln. Der Marchese verfolgte indessen seinen ersten Plan; und indem er Schiffer zusammentrieb, ließ er seine Gemahlin unter der Aufsicht eines Dieners zurück. Sie zwingt sich, ruhig und ergeben zu scheinen; sobald sich aber ihr Wächter einen Augenblick entfernt, ergreift sie die Flucht, und eilt nach der Stadt zurück. Die Verwüstung, die sie umgibt, die Trümmer, über die sie steigen, durch die sie sich hindurcharbeiten muß, die Feuer- und Rauchsäulen, die sich überall erheben, nichts hält sie auf, nichts erschreckt sie. Sie hat nur ihr Kind vor Augen und dessen mögliche Rettung; und so dringt sie, von Schrecknissen umringt, bis zu ihrem Hause vor. Noch steht der vordere Theil desselben unversehrt; aber im Innern waren einige Wände zusammengestürzt; und der Schutt hemmte den Zugang zu dem Hinterhause. Bebend vor Angst und Hoffnung übersteigt sie auch diesen, obgleich sie sich öfters an Händen und Füßen verwundet, und findet ihren Säugling, mitten in der Empörung der Natur, in seiner Wiege schlummernd.

So nah ihrem höchsten Wunsche, war ihr doch die Erfüllung desselben nicht gegönnt. Sie reißt das Kind aus dem Bett, und eilt nach der Treppe zurück. Aber diese sinkt vor ihr ein. Wiederholte Stöße erschüttern Wände und Decken. Sie flieht zu einem Fenster, zeigt ihr Kind den Vorbeieilenden, und ruft um Hülfe. Aber niemand achtet ihr Geschrei, indem jeder nur auf die eigene Rettung denkt, und der Einsturz rund umher und die Flammen, die sich von allen Seiten erheben, den Beistand verbieten. Nach wenigen Augenblicken sinkt auch der Balkon, auf dem sie steht. Ihr Gemahl, als er ihre Flucht bemerkt hatte, war ihr nachgeeilt. Er sieht von ferne, wie sie ihr Kind verzweifelnd zum Himmel erhebt, — dann ver-

sinkt, — und Flammen über der Stelle ihres Verschwindens zusammenschlagen.

*

Glücklicher, als jene liebevolle Mutter, war ein Knabe, Namens Ciaborris, der, zur Zeit eines früheren Erdbebens verschüttet, aus seinem Grabe wieder an das Licht des Tages treten durfte, und die Geschichte seines Unglücks und seiner Rettung später aufzeichnete. Es war im Jahre 1688, am 5. Juni, am heiligen Abend vor dem Pfingst-Feste, um halb fünf Uhr Nachmittags, als ich zu Ceretto mit einigen andern Knaben auf der Straße war, nicht weit von meinem väterlichen Hause: da wurden wir plötzlich durch ein fürchterliches Getös und eine heftige Erschütterung der Erde erschreckt. Wir flohen; aber indem wir uns retten wollten, wankten auf beiden Seiten die Häuser und stürzten zusammen. Da wollte nun Gottes Gnade, daß ich nicht nur am Leben erhalten wurde, sondern auch wunderbarer Weise unbeschädigt blieb, während die andern um mich her erschlagen wurden, einen ausgenommen, der dicht neben mir war. Dieser lebte noch einige Zeit, — vielleicht zwei Tage; und wir trösteten einander gegenseitig, und brachten die Zeit mit Beten zu. Endlich starb er; ich aber mußte mich seitdem auf seinen Kopf stützen, und litt sehr von dem Geruche des Leichnams. — Ich verlor aber doch mein Bewußtseyn nicht, und flehte ohne Unterlaß Gottes Barmherzigkeit an, indem ich mich von ganzem Herzen in Seinen Willen ergab. Meine Stellung war nicht durchaus unbequem. Denn ob ich gleich sehr eingezwängt war, und mich auf meinen unglücklichen Kameraden stützen mußte, so konnte ich meinen Leib doch ein wenig bewegen. Was mich am meisten quälte, war der Durst, den ich nur dadurch einigermaßen stillte, daß ich mit meiner trocknen Zunge an einem neben mir liegenden Steine leckte. Das gab ihr einige Kühlung.

Ob ich nun gleich unverletzt war, sah ich doch in dieser jammervollen Lage einem unvermeidlichen Tode entgegen. Man kann sich also vorstellen, wie groß meine Qual gewesen seyn würde, hätte mir nicht der allmächtige Gott, den ich noch unter den Lebenden preisen sollte, gegen die Schrecknisse, die mich umgaben, Hülfe verliehen. Er schickte mir einen tiefen Schlaf, so daß mir die dreizehn Tage meiner harten Gefangenschaft doch nur kurz schienen. Am 13. Tage endlich, als die Angst meines Herzens auf das Höchste gestiegen war, bot ich alle mir noch übrige Kraft auf, den Beistand meines Schöpfers mit lauter Stimme anzurufen. Auch die süßen Namen meines Vaters und meiner Mutter nannte ich, ob ich mir gleich denken konnte, daß ich sie vergebens um Hülfe anflehte. Einmal zwar ver-

nahm ich ein Geräusch und eine seltsame Bewegung über mir. Ich weiß nicht, ob mir ein Strahl von Hoffnung dämmerte; aber ich schrie. Meine Stimme schien sich zu verstärken, und man hörte mich. Zehn Personen arbeiteten ohne Unterlaß, um mein Grab zu öffnen; und in Zeit von zwei Stunden hatten sie sich durch die mich umgebenden Trümmer einen Weg gemacht. Nachdem sie mich ausgegraben, trugen sie mich lebend und meiner vollkommen bewußt in die Arme meiner Aeltern, die eben, auf die Nachricht, daß man meine Stimme gehört, herbei eilten. In den drei ersten Tagen wurde ich mit der größten Vorsicht behandelt. Ich bekam nichts als einige dünne Fleischbrühe, dann allmählich andere magere Kost; und in kurzem war ich vollkommen hergestellt.

Heute, da ich dieses schreibe, um die von Gott empfangenen Wohlthaten kund zu thun, sind es vier Jahre und sechsthalb Monate seit meiner Befreiung, die ich eine Auferstehung nennen kann. Ich befinde mich jetzt durch Gottes Gnade so gesund, als ob ich jenes jammervolle Schicksal gar nicht erfahren hätte. Ewigen Dank aber weihe ich dem Gotte der Liebe, daß Er mich aus den Stricken des Todes gerettet, meine sündigen Neigungen gereinigt, und mich auf den Weg des Heiles geführt hat. Ihm ergebe ich mich, und flehe zu Ihm aus dem Innersten meiner Seele, Seine Segnungen immer mehr auf mich zu ergießen, damit ich nicht aufhören möge, Ihn zu preisen und zu verherrlichen, bis Er selbst, nach Seiner unendlichen Liebe, auch mich in Seinem Paradiese verherrlichen wird.

* * *

Auch in Amerika sind erst in den letzten Jahrzehnten manche Städte und Gegenden von Verheerungen dieser Art in so hohem Grade heimgesucht worden, daß sich mit den Namen jener Orte unwillkürlich die Vorstellung von Erdbeben verknüpft. Die Beschreibung des Erdbebens, welches am 26. März 1812 Caraccas, die Hauptstadt der columbischen Provinz Venezuela, zerstörte, und sich über einen Theil dieser Provinz ausbreitete, kann uns eine Vorstellung von der Großartigkeit solcher Erscheinungen geben, und das große Elend, welchem durch dieselben viele Tausende von Menschen plötzlich preisgegeben werden, wie die Wirkung, die ein unvorhergesehenes allgemeines Unglück auf das menschliche Herz zu haben pflegt, veranschaulichen. Vom Anfange des Jahrs 1811 bis zum Jahr 1813 war ein großer Flächenraum, der die Provinz Venezuela, Westindien und einen Theil von Nordamerika begreift, fortwährend den Erschütterungen unterirdischer Kräfte ausgesetzt. Am Mississipi befand sich der Erdboden Tag und Nacht in dem Zustande eines steten Hin- und

Herschwankens; die Stadt Caraccas verspürte den ersten Stoß im December 1811. Die Provinz Venezuela litt vor der Erschütterung, welche ihre Hauptstadt zerstörte, an großer Trockenheit; zu Caraccas und in einem Umkreis von 311 englischen Meilen *) um diesen Ort war in den fünf Monaten, welche diesem Unglück vorangingen, kein Tropfen Regen gefallen.

Am 26. März herrschte eine außerordentliche Hitze; die Luft war ruhig und der Himmel wolkenfrei. Es war gerade der erste Ostertag, und ein großer Theil der Einwohner befand sich in den Kirchen. Kein Gefahr drohendes Zeichen ging dem furchtbaren Ereigniß voraus. Sieben Minuten nach vier Uhr Abends wurde die erste Erschütterung verspürt; sie war so stark, daß die Glocken in den Kirchen ertönten, und dauerte 5 bis 6 Secunden. Unmittelbar auf diesen ersten Stoß folgte ein zweiter, welcher 10 bis 12 Secunden anhielt; während desselben war der Erdboden in einem beständigen Schwanken begriffen, und wogte gleich einer kochenden Flüssigkeit. Man glaubte schon, die Gefahr sey vorüber, als sich ein furchtbares unterirdisches Getöse vernehmen ließ, welches dem Rollen des Donners glich.

Auf dieses Getöse folgte eine Erschütterung in senkrechter Richtung, und auf diese eine wellenförmige, die etwas länger dauerte. Die Stöße befolgten entgegengesetzte Richtungen, von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Es war unmöglich, daß irgend etwas die Bewegung von unten nach oben und die einander kreuzenden Bewegungen aufhalten konnte. Die Stadt Caraccas ward gänzlich zerstört, und 9 bis 10,000 ihrer Einwohner wurden unter den Trümmern der einstürzenden Kirchen und Häuser begraben. Eine Procession, welche gehalten werden sollte, hatte noch nicht begonnen; allein das Gedränge in den Kirchen war so groß, daß gegen 3 bis 4000 Personen durch den Einsturz der gewölbten Dächer zerschmettert wurden.

Im nördlichen Theile der Stadt war die Erschütterung am stärksten. Zwei Kirchen dieses Theils, welche über 150 Fuß hoch waren, und deren Schiffe auf Säulen von 12 — 15 Fuß im Durchmesser ruhten, wurden in eine Masse von Ruinen verwandelt, die nirgends über 5 — 6 Fuß hoch war; das Einsinken der Trümmer war so bedeutend, daß nach wenigen Jahren kaum noch eine Spur von den Pfeilern und Säulen gesehen wurde. Die Baraken, aus denen ein nördlich von diesen Kirchen gelegenes Quartier bestand, verschwanden

---

*) Eine englische Meile beträgt den fünften Theil einer deutschen Meile.

fast gänzlich. Ein Regiment Linientruppen, welches sich in einem großen Gebäude dieses Stadttheils versammelt hatte, um sich dem feierlichen Zuge der Procession anzuschließen, wurde mit Ausnahme weniger unter diesem Hause begraben. Neun Zehntel der schönen Stadt Caraccas stürzten völlig in Trümmer zusammen; die Häuser, welche nicht einfielen, waren dergestalt gesprungen, daß es niemand wagen durfte, sie zu bewohnen. Die Hauptkirche, welche durch große Strebepfeiler gestützt ist, blieb stehen.

Unter die 9 bis 10,000 Menschen, welche oben als die Zahl der durch das Erdbeben Getödteten angegeben wurden, sind nicht die Unglücklichen mit einbegriffen, welche schwere Verletzungen erlitten, und erst mehre Monate später, aus Mangel an Nahrung und gehöriger Pflege, ihren Geist aufgaben.

Die Nacht nach dem ersten Ostertage zeigte die herzzerreißendsten Scenen von Elend und Kummer. Die dicke Staubwolke, welche sich über die Trümmer der Stadt erhob und, gleich einem Nebel, die Luft verdunkelte, hatte sich wieder auf den Erdboden herabgesenkt; die Stöße hatten aufgehört; es herrschte nie eine schönere und stillere Nacht: der Mond, dessen Scheibe fast voll war, beleuchtete die runden Gipfel des Gebirgs, in dessen Thale Caraccas liegt; und die Heiterkeit des Himmels stach gegen den Zustand der mit Ruinen und Leichen bedeckten Erde gewaltig ab. Man sah Mütter mit Kindern auf den Armen, die sie in's Leben zurückzurufen hofften; trostlose Frauen irrten durch die Stadt, um einen Bruder oder einen Gatten aufzusuchen, über dessen Schicksal sie in Ungewißheit schwebten, und von dem sie glaubten, daß er im Gedränge von ihnen getrennt worden wäre; das Volk drängte sich auf den Straßen, die man jetzt nur an den in geraden Linien aufgehäuften Ruinen unterscheiden konnte, hin und her.

Alle Unfälle und Schrecknisse, welche man bei den Erdbeben von Lissabon, Messina und andern Orten erfahren hatte, wiederholten sich an diesem unheilvollen Tage. Die Verwundeten, unter den Trümmern und Schutthaufen begraben, flehten die Vorübergehenden mit lautem Jammern und Wehklagen um Hülfe an, und mehr als 2000 wurden ausgegraben. Niemals zeigte sich das Mitleiden auf eine so rührende Weise; niemals sah man es, so zu sagen, in seiner Thätigkeit so erfinderisch, als bei diesen Bestrebungen, den Verunglückten, deren Jammergeschrei das Ohr erreichte, Hülfe zu leisten. Unglücklicher Weise fehlte es gänzlich an Werkzeugen, die sich zur Aufgrabung des Bodens und zur Wegräumung der Trümmer eigneten; und man sah sich genöthigt, zum Ausscharren der noch Lebenden die Hände

zu gebrauchen. Diejenigen, welche verwundet waren, so wie die Kranken, die sich aus den Spitälern geflüchtet, wurden an das Ufer eines kleinen Flusses geschafft, wo sie kein anderes Schutzdach als das Laub der Bäume hatten. Betten, Leinwand zum Verband der Wunden, chirurgische Instrumente, kurz alles, was ihre Verpflegung und Behandlung erforderten, lag unter den Trümmern begraben. In den ersten Tagen fehlte es an allem, selbst an Nahrung. Eben so wurde in der Stadt das Wasser selten. Durch die Erschütterung waren die Brunnenröhren zerbrochen; und das Einsinken des Erdreichs hatte die Quellen, welche diese mit Wasser versahen, verstopft. Um Wasser zu erhalten, mußte man sich bis zu dem erwähnten kleinen Flusse begeben, der bedeutend angeschwollen war; und auch hier fehlte es an Gefäßen zum Schöpfen, da diese unter den Häusern begraben worden waren.

Noch hatte man sich einer Pflicht gegen die Todten zu entledigen, die sowohl die Sitte, als die Furcht vor den ansteckenden Krankheiten, welche aus der Fäulniß der Leichname entstehen konnten, gebot. Da es unmöglich war, so viele tausend, halb unter dem Schutt begrabene Leichname zu beerdigen, so wurden Commissäre ernannt, um sie zu verbrennen. Mitten unter dem Schutt wurden Scheiterhaufen errichtet; und die Verbrennung der Leichen dauerte zwei ganze Tage.

Bei diesen allgemeinen Leiden und Unfällen suchte das Volk den zürnenden Himmel durch eifrige religiöse Uebungen zu besänftigen. Viele zogen in ganzen Gesellschaften umher, und sangen Sterbelieder, während andere laut auf offener Straße ihre Sünden beichteten. Dabei wiederholten sich die Erscheinungen, welche bei gleich schrecklichem, allgemeinem Unglück auch an andern Orten Statt gefunden hatten: Hartherzige nahmen sich liebevoll solcher Mitmenschen an, die sie vorher kaum des Blickes gewürdigt hatten; Wiedererstattung eines früher gestohlenen Gutes wurde von Menschen versprochen, die niemals des Diebstahls beschuldigt gewesen waren; und Familien, die lange in Feindschaft mit einander gelebt hatten, versöhnten sich im Gefühl des allgemeinen Elends. Allein während dieses Gefühl bei den einen das Herz erweichte und dem Mitleiden öffnete, brachte es eine entgegengesetzte Wirkung bei andern hervor, indem sie noch verstockter und unmenschlicher wurden, und nur auf Raub und Plünderung dachten.

Die Erdstöße, welche in dem geringen Zeitraum von einer Minute die Stadt Caraccas zertrümmerten, beschränkten sich nicht auf diesen Ort. Ihre verderblichen Wirkungen erstreckten sich längs der Küste auf die Provinzen Venezuela, Varinas und Maracaybo, und wurden noch deutlicher in den Bergen des Innern verspürt. Manche Orte wurden

faſt gänzlich zerſtört; und in der Provinz Venezuela allein fanden 20,000 Menſchen einen plötzlichen Tod.

Fünfzehn bis achtzehn Stunden nach den Hauptſtößen, die Caraccas niedergeſtürzt hatten, hörten die Erſchütterungen auf; aber nach dem 27. März begannen die Bewegungen von neuem, und waren von ſehr lautem, unterirdiſchem Getöſe begleitet. Am 5. April ereignete ſich ſogar ein Erdbeben, welches faſt eben ſo heftig war, als das vom 26. März, und unter andern große Felſen von den Gebirgen losriß; und auch ſpäter wiederholten ſich die Erſchütterungen und die wellenförmige Bewegung des Bodens noch öfters mehr oder weniger heftig.

* * *

Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz,
Schnell wie der Blitz, der in der ſchwarzen Nacht
Himmel und Erd' in einem Wink durchleuchtet,
Doch eh' ein Menſch vermag zu ſagen: Schaut!
Schlingt gierig ihn die Finſterniß hinab:
So ſchnell verwandelt ſich des Glückes Schein.

* * *

Liſſabon, von deſſen Zerſtörung ſchon oben die Rede war, iſt bekanntlich einer der vorzüglichſten Handelsplätze von Europa. Der Verkehr war aber einige Jahre vor dem Ausbruche des Erdbebens noch weit lebhafter, als jetzt. Die Stadt lag am nördlichen Ufer des Tejo auf ſieben Hügeln, und gewährte vom Fluſſe her einen herrlichen Anblick. Die Gebäude wandten ſich mit dem Tejo, und erhoben ſich vor ihm allmählich den Hügel hinan. Befand man ſich in der Stadt, ſo hatte man einen der ſchönſten Flüſſe in der Welt vor ſich; denn von einem Ufer bis zum andern iſt er eine gute Stunde breit; und dieſer Waſſerſpiegel trug den Reichthum von Schiffen der meiſten ſeefahrenden Völker. Ueber dieſen dichten Wald von Maſten hinaus lag eine romantiſche Landſchaft, reich von der Natur begabt, und mit wohlhabenden Städten und Dörfern beſetzt. Das damalige Liſſabon war beinahe drei Stunden lang. Es hatte eine Mauer mit 77 alterthümlichen Thürmen, die zwar keinen Feind abhalten konnten, aber der Stadt ein ehrwürdiges Anſehen gaben. Nach dem Fluſſe zu hatte die Mauer 26, und auf der Landſeite 17 Thore. Die Stadt hatte eine Burg, ein ſtarkes, altes Gebäude, das auf einem der höchſten Berge ſtand, und ſich theils durch ſeine Größe, theils durch den arabiſchen Geſchmack auszeichnete, in welchem es gebaut war. Der Adel hatte treffliche Häuſer aus Quaderſteinen, mit ſchönen Gärten, die der Stadt zur höchſten Zierde gereichten; die gemeinen Häuſer ſahen

freilich desto schlechter aus. Innerhalb der Stadt zählte man 40 Kirchen, außer der Kathedrale, die auf einem Hügel stand, und daher in der Ferne prächtig aussah, ein altgothisches Gebäude, inwendig höchst kostbar ausgeschmückt. Die Stadt hatte nicht weniger als 25 Klöster für Mönche, 18 für Nonnen, und 130 für Laien, die Kapellen und Priester hielten. Für die Armen waren etliche große Hospitäler errichtet. Der königliche Palast gewährte vom Flusse her einen prächtigen Anblick; er hatte eine sehr vortheilhafte Lage, da man aus den Fenstern große Flotten vor Anker liegen sehen konnte, so wie alle in den Hafen einlaufenden und aus demselben absegelnden Schiffe. Dieser Palast bildete eine Seite von einem Viereck, das Zollhaus, die Fleischbänke, der Kornmarkt u. s. w. die andern drei Seiten. Auf dem Platze vor demselben hielt man die Stiergefechte; auch verbrannte hier die Inquisition, die auf dem Platze Rosina ihre Blutgerichte hielt, die unglücklichen Opfer ihrer Verfolgungswuth. — Die Straßen waren äußerst enge, und einige sehr steil. Der vortreffliche Hafen konnte 10,000 Schiffe fassen, und war so tief, daß die größten Schiffe in 18 Klaftern Wasser gerade vor dem Palaste ganz sicher, auf ihre Anker vertrauend, liegen konnten. Den Eingang schützten zwei Forts, St. Julian, welches auf das Ufer gebaut ist, und Torre, das auf einem Bollwerk, von Wasser umringt, steht. Die größte Vertheidigung des Hafens war und ist jedoch die Barre oder die Sandbank, welche sich quer vor demselben erstreckt, und allen Schiffen höchst gefährlich wird, die keinen erfahrnen Lootsen haben.

Das war Lissabon bis auf den 1. November 1755. Früh Morgens noch eine der schönsten, reichsten und bevölkertsten Städte, und Abends ein ungeheurer Schutthaufen, eine dampfende Brandstätte, ein unabsehbares Leichenfeld! An diesem verhängnißvollen Morgen war der Himmel heiter und lachend, wie er es fast immer in den glücklichen Kreisen des europäischen Südens ist. Kein Lüftchen regte sich; aber 57 Minuten auf 10 Uhr hörte man es in den Straßen rollen, gleich als ob Karossen hinabführen; zugleich bebte die Erde mit gewaltiger, wogender Bewegung. Es war gerade der Festtag aller Heiligen; und die Einwohner hatten sich zahlreich in den Kirchen versammelt, als das Unglück losbrach. Die kurze Zeit von 10 Minuten war hinreichend, die schönsten Paläste, die herrlichsten Kirchen und Privatgebäude in bejammernswürdige Trümmer zu verwandeln, unter denen Tausende ihren Tod fanden. Gleich bei der ersten Erschütterung stürzte die Casa Santa, das Haus der Inquisition, ein. Dem königlichen Palast ging es nicht besser; er ward mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen, ein Verlust, den man allein auf

4 Millionen Thaler berechnete. Zum Glück befand sich die königliche Familie zu Belem, einem Kloster an der Mündung des Tejo. Das prächtige Jesuiten-Collegium begrub unter seinen Trümmern alle darin befindlichen Mitglieder der Gesellschaft. Noch größeres Unglück und ein nicht zu berechnender Verlust brach in der Nähe des Zollhauses aus, wo der große Quai war. Auf ihm hatten die reichbeladenen Flotten von Brasilien, Ostindien und Afrika Ballen und Kisten und Säcke voll seltener Erzeugnisse für den Gebrauch der nördlichen Welt aufgethürmt. Hier lagen Millionen in Waaren; Zucker, Kaffee, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Zimmt, Muskaten, Droguerien, chinesisches und japanisches Porzellan, feine Holze, Juwelen, Früchte, köstliche Farbenstoffe sah man hier, wozu sich große Lasten von Produkten des europäischen Kunstfleißes aus Lyon, Birmingham, Nürnberg, Breslau, Chemnitz, Solingen, Elberfeld und andern Fabrikstädten gesellten. Um diese Güter schwärmten von Tagesanbruch bis in die Nacht an 600 Rheder, Schiffer, Diener, Matrosen, Packer, Träger, Mohren, Türken, Armenier, Juden und Christen aus allen Ländern. Die Erde bebt — und binnen einer Minute versinkt dieser Quai, ohne daß nur eine Seele entkommt; Wasser tritt an die Stelle, und jede Spur des großen Platzes ist verschwunden.

Der Schrecken, das Jammern, das Wehklagen, das von allen Seiten ertönte, geht über alle Beschreibung. Die Leute liefen in den Straßen umher, und streckten die Arme gen Himmel, um Gnade flehend. Viele suchten einen der offenen Plätze oder das Land zu erreichen, und rannten, zum Theil halbnackt, über die Trümmer hinweg. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hülfe leisten konnte, oder wurden zerschmettert, verschüttet, und so zu dem schaudervollsten Tode, dem Tode des Hungers, verdammt. Pferde wurden unhaltbar, zerrissen die Stränge, und versuchten vergebens mit ihren Reitern der Zerstörung zu entfliehen. Ganze Gruppen, die sich auf der Flucht befanden, wurden vom Hagel der Ziegelsteine und Werkstücke erreicht, oder von dem Falle erschütterter Gebäude zermalmt. Ein Haufen lief nach der Terrera de Passa, dem Platze am königlichen Palaste, um von hier auf die Schiffe zu eilen; aber sie stürzten schnell zurück, weil der Tejo sich plötzlich zu der ungeheuren Höhe von 20 bis 30 Fuß erhob. Es gehört unter die gräßlichen Wunder dieses Tages, daß dieser Fluß blitzschnell so aufschwoll und dann eben so schnell zurücktrat. Schiffe, die in 6 Klafter Tiefe gelegen hatten, wurden auf den nackten Boden gesetzt. Diese über allen Ausdruck grausenvolle

Fluth und Ebbe kehrte an diesem Tage viermal zurück. Etliche Böte wurden sogleich verschlungen; aus den königlichen Werften schwemmte diese Sündfluth alles Zimmerholz nebst Masten, Fässern und den sämmtlichen ungeheuren Schiffsvorräthen hinweg. An der vorhin erwähnten Barre sah man das Wasser sich schloßweiß brechen, wie im Sturm, ein Anblick, der auch dem rohesten Seefahrer bange machte. Das Schloß Regio gerieth in große Gefahr durch dieses Aufschwellen des Flusses, und feuerte Nothsignale. In der Stadt stiegen ungeheure Staubsäulen auf neben den fallenden Gebäuden. Man sagt, daß die Sonne davon einige Augenblicke verdunkelt, und daß es so schwarz wie in finsterer Nacht geworden sey; ein neues Schreckniß unter so vielen grausen Scenen. Man berichtet ferner, was man hier leicht hinzu denkt, daß beständiges Angstgeheul überall erschollen sey, und daß jede Brust den Jammer des Todes gefühlt habe, dessen tausendfältige Gestalten man vor sich sah.

Auf die Scenen der Zerstörung, welche die unglücklichen Einwohner umgaben, folgte eine fürchterliche Pause. Die Staubwolken verschwanden. Gerettete wünschten sich Glück, indem andre den Verlust ihrer Verwandten betrauerten; Kinder, Gatten, Freunde rangen die Hände. Viele waren der Vernichtung wie durch ein Wunder entgangen, krochen aus den Trümmern hervor, und fanden sich bei den Lebenden ein. Etliche hielten sich in einer fürchterlichen Höhe an den Sparren und Balken zerrütteter Häuser fest, und flehten um Hülfe. Verstümmelt, blutend und sterbend füllte eine Menge Unglücklicher die Luft mit Wehklagen, Jammergeschrei und Beten.

Nach einigen Minuten folgte ein zweiter Erdstoß. Die wenigen Häuser, welche etwa noch standen, wankten gräßlich hin und her, wie der Mast eines Schiffes im Sturme. Diejenigen, welche sich ihrer Rettung gefreut hatten, flehten nun wieder zum Himmel um Gnade, und suchten so schnell als möglich über die Trümmer zu kommen. Als sie an die Kirchen gelangten, fanden sie neuen Anlaß, Gott für ihre wundervolle Erhaltung zu danken; denn sie sahen mit Schaudern, daß die Schaaren von Menschen, die hieher geflüchtet waren, unter den herabgestürzten Thürmen, Dächern und Werkstücken dieser großen Gebäude meistentheils ihr Grab gefunden hatten.

Nicht lange, so fühlte man einen dritten gewaltigen Stoß. Die Fliehenden konnten sich nicht auf den Beinen erhalten; sie mußten sich niederlegen oder niederknien. Schrecken, Verwirrung, Angstgeschrei, Flehen um Hülfe und Rettung vermehrten abermals das Grausenvolle dieser Scene und die Größe des Jammers.

Das Trauerspiel war noch lange nicht zu Ende; denn auch das

Feuer sollte die Zerstörung und den Aufruhr in der Natur vergrößern. Schon nach einigen Stunden wurden alle Zugänge vom Feuer gehemmt, welches an mehren von einander entfernten Theilen der erschütterten Stadt ausbrach; und mit angehender Nacht standen alle Trümmer von Lissabon in Flammen. Da niemand da war, um zu löschen, so breitete sich die Wuth des Feuers aus, so weit es Nahrung fand, vollendete die Vernichtung, und machte die übrigen Einwohner vollends zu Bettlern; denn das Entsetzen ergriff alle so sehr, daß niemand etwas zu retten suchte. Der Wind wehte sehr stark, und trieb das Feuer von einer Straße auf die andere. Acht Tage wüthete die Flamme, und zwar in den vorzüglichsten und engsten Theilen der Stadt. Die Leute mußten halb entblößt auf die benachbarten Felder fliehen. Waaren, Hausgeräth, Kleider, alles verbrannte; das Verhängniß hatte alle gleich gemacht; Hofleute, Volk, Nonnen, Mönche, alle mußten sich ohne Unterschied auf freiem Felde bequemen, jegliches Ungemach der Witterung zu leiden, und nicht nur Kälte, sondern auch Hunger auszustehen.

Auf diese Weise hatte eine große, blühende Stadt sich in einigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt. Unzählige reiche und wohlhabende Familien waren in's Elend gestürzt, Kinder ihrer Aeltern, Aeltern ihrer Kinder beraubt, die schönsten Verhältnisse zerrissen, die süßesten Hoffnungen vernichtet, die reizendsten Freuden in Jammer und Klage verwandelt.

Von allen öffentlichen Gebäuden waren nach dem Erdbeben nur noch die Münze und die Schatzkammer übrig. — Die Erdstöße dauerten noch einige Zeit fort, obgleich sie von keiner Bedeutung mehr waren. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Fluthen und der Flammen geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Hunger brachten hier unzähligen Menschen Krankheit und Tod. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf 30 bis 40,000; der Verlust von Eigenthum wurde auf 575 Millionen Thaler berechnet. Da die Raubsucht sich das Eigenthum der Ueberlebenden zuzueignen trachtete, so wurden einige Regimenter Soldaten in die Stadt geschickt, um die Sicherheit wieder herzustellen, und von den Straßenräubern wurden an einem Tage 36 gehängt.

Gegen 3000 Menschen arbeiteten täglich an der Wegräumung des Schuttes, und das verwüstete Lissabon stieg allmählich prächtiger, als es früher gewesen war, wieder empor.

42.
Das Erdbeben in Basel.

Der Herzog Albrecht von Oesterreich hatte Krieg mit der Stadt Basel, als diese im Jahre 1359 in der Nacht vor dem 19. September von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht wurde. In wenigen Minuten stürzten fast alle Kirchen, Klöster und Ringmauern nieder; nur hundert Häuser blieben stehen. Dazu wüthete das Feuer noch etliche Tage nachher unlöschbar im Schutte. Da sprachen einige österreichische Ritter: Jetzt ist es Zeit, Herr Herzog, die Stadt anzugreifen; leicht ist sie Euer; denn die erschrockenen Bürger werden sich wenig wehren. Der Herzog aber antwortete: Das sey ferne von mir, daß ich den Betrübten noch mehr Betrübniß zufügen sollte. Lasset sie zuvor wieder bauen; wollen sie mich alsdann nicht rechtmäßig einlassen, so können wir von neuem ehrlich Krieg führen.

43.
Die Luft.

Als wir vorgestern Abends in deinem Garten auf und ab gingen, bewegten sich leise die Blätter der Bäume, und wir hörten ein sanftes Gesäusel. Ich fragte dich, wer die Blätter bewege, und woher das Gesäusel komme? Da antwortetest du mir, die Luft bewege die Blätter und mache das Gesäusel. Die Luft bewegt sich also hin und her, und stößt an andern Dingen an. Die Bewegung der Luft nennen wir Wind. Wenn du an einem heißen Sommertage spazieren gehst, so wünschest du dir einen sanften Wind, der dich abkühlt. Wenn aber der Wind so heftig wird, daß er dir die Haube vom Kopf reißt, wenn ein Sturm losbricht, der Bäume niederstürzt und Häuser abdeckt, so geräthst du in Furcht und Schrecken. Solche schreckliche Stürme reißen halbe Wälder nieder, und brechen dicke Bäume ab wie einen Strohhalm. Doch sind die Stürme bei uns nicht so heftig als in heißen Ländern. Zum Beweis will ich dir einen solchen Sturm erzählen, der am 31. August 1831 auf einer Insel, Namens Barbados, gewüthet hat.

Der Himmel hatte um sieben Uhr Abends ein schreckhaftes Aussehen. Nach Mitternacht kamen solche Windstöße, daß sie die Stube des Pfarrhauses zu Saron heftig erschütterten. Der Pfarrer stand nun mit seinen Leuten auf, und verstopfte jede Oeffnung des Hauses sorgfältig. Der Regen drang bereits durch jede Spalte in's Haus, und überschwemmte das Sälchen, welches in der Mitte der Pfarrwohnung war. Hier fiel nun der Pfarrer mit seinen Leuten auf die Knie,

und befahl sich und sie in den Schutz des treuen Heilands. Endlich ließ die Gewalt des Windes nach. Es trat eine Stille ein. Man hörte draußen lautes Stöhnen und Wehklagen. Der Pfarrer öffnete die Thüre. Welch ein Anblick! Weiße und Schwarze, denen der Sturm Hab' und Gut zertrümmert hatte, traten halbbekleidet und vom Regen triefend herein. Man gab ihnen trockene Kleider, und versammelte alle Neger, denen der Wind die Hütten umgestürzt hatte.

Während dem brach der Sturm von einer andern Seite noch heftiger herein. Die Windstöße rissen das Vorhaus nieder, und schleuderten Balken und Steine gegen die Mauer des Pfarrhauses. Die Mauer bekam dadurch Risse; und unter dem Geklirre der Fenster durchbrach Sturm und Regen das Dach. Man stemmte ein schweres Sopha gegen das Fenster. Alle Augen waren in banger Erwartung auf die Wand gerichtet, welche schon zu brechen anfing. Weiße und Schwarze hielten sich umfangen, um miteinander zu sterben. Doch da that der Herr dem Sturme Einhalt. Unter dem Leuchten der Blitze ließ der Wind nach. Nun sah man sich nach der Familie des Verwalters um. Er kam mit seinen Leuten herzu. Sie waren vor Nässe und Kälte erstarrt, und halbentseelt vor Angst und Schrecken. Der Sturm hatte ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, und sie hin und her getrieben, bis sie sich hinter einen Schutthaufen flüchteten. Hier wären sie jedoch von den Nachdrängenden fast erdrückt worden. Schon hatten sie von einander Abschied genommen, waren aber endlich doch so glücklich, das Pfarrhaus zu erreichen. Nach und nach kamen so 50 Personen zusammen, die zerbrochene Glieder hatten, oder sonst verwundet und zerschlagen waren. Um sich in dieser Noth zu trösten, stimmten sie ein geistliches Lied an.

Hast du schon einmal einen Wirbelwind gesehen, der die Blätter in einem Kreis herumtreibt, uud sie hoch in die Luft wirbelt? Man nennt einen solchen Wind auch wohl eine Windsbraut. Eine solche Windsbraut riß einmal einer Milchmagd den Eimer vom Kopf, zertrümmerte die Axen und Räder eines Wagens, und schleuderte drei Räder über die Mauer eines Bauernhofes, riß einen großen Ast von einem Baum herunter, und trieb ihn über das Haus, warf einen Schleifstein 300 Schritte weit gegen ein Fenster, so daß sich die eiserne Stange bog, sprengte das Hofthor auf, drang in eine Milchkammer hinein, und warf drei gläserne Schalen zur Thüre hinaus, fuhr dann in die Stube, warf alles herum, riß eine Thürpfoste heraus, und führte sie mit sich in's Freie. Du lachst? — Sollte man denken, daß die stille Luft eine solche Gewalt ausüben könnte?

44.

Der Thauwind.

Das Thal schreit auf zum Föhn: Was wirft dein wild Gestöhn Lavinen ab den Höh'n, die Bäche zu empören, die Matten zu zerstören? Kannst du denn nicht gelind den Winterschnee zerthauen?

Nein! ruft der Frühlingswind. Tief liegen noch die grauen Schneewolken in dem Land; groß ist der Widerstand, mit dem die Norde kämpfen. Wollt' ich sie gütlich dämpfen, und sollte nur gemach, tropfweise, nach und nach der Schnee geschmolzen werden, würd's Maien nicht auf Erden. Des Kampfgetümmels Spuren deck' ich mit grünen Fluren.

45.

Die Lavinen.

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides; und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu seyn mit seiner Heimath. Hat z. B. die Schweiz viel herdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lavinen. Der 12. December des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen. Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der 12. December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück, und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen würde; und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: Morgen geht uns die Sonne nimmer auf, nnd bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich her und so durcheinander, daß im Sturme, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammenkrachten, und Ställe, Scheuern und Waldungen wie Spreu davon flogen; und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken, mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die miteinander hauseten, war

auf dem Dache, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, so fährt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht — und als er sagen wollte, daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg, und hob ihn, schwebend in der Luft, wie einen Vogel, über einen entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vorbei, und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohlgethan; aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich festhielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon, und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: Der Herr hat Seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn Er macht Sturmwinde zu Seinen Boten, und die Lavinen, daß sie Seine Befehle ausrichten.

Anders erging es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind. Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Widerhall der Lavinen; und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt, und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sey, — barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichen Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind; aber ich kann nicht heraus. Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal, und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt; und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern, und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halbnackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken erfüllten die Luft. Da sagte die Mutter: Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen. Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter; und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetterin; und sie sank, mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schoos, ebenfalls leblos darnieder. Die andere, eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf ihre eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerze die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, und dann zu einem Felsen hinauf, und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Bergkantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz, Graubündten, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also, daß sie in's Thal gestürzt sind; oder die Bäume lagen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halme auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit Einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört, und 359 Häuptlein Vieh umgekommen; und man wußte nicht, auf wie viel hunderttausend Gulden man den Schaden berechnen sollte, ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

46.

Gletscher.

Auf hohen Bergen sind große Eismassen, welche man Gletscher nennt. Du kannst dir gar nichts Schöneres denken, als wenn du im

Thal unten stehst, und hoch oben glänzen diese Gletscher im Sonnenschein. Ist man auf einen Gletscher hinaufgestiegen, so sieht man um und um nichts als Schnee und Eis, das voller Löcher und Zacken ist. Diese Gletscher gehen zuweilen bis in's Thal hinunter. Da ist dann der Winter und Sommer neben einander. Hier blühen und grünen die Wiesen, und dort ist Schnee und Eis. Nun denke dir, wenn in der Schweiz sogar im Sommer der Schnee und das Eis nicht schmilzt, was muß da im Winter für Schnee und Eis seyn. Das magst du aus folgender Geschichte sehen.

In einem sehr strengen Winter schneite und wehte es so, daß der Schnee ein einsam gelegenes Haus bald ganz bedeckte. Selbst zum Schlot konnte man zuletzt nicht mehr hinaussehen. In dem Hause war ein Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern. Sie hatten nichts als etwas Käse und Brod; denn der Weg zu dem Felsenkeller, in dem einige Feldfrüchte lagen, war auch verschneit. So saßen die armen Leute in beständiger Dunkelheit, und hörten nichts als das Brausen des Sturms. Tag und Nacht mußten sie ihr Lämpchen brennen, und sich von Käse und Brod nähren. Der Vater wollte zwar die Hausthüre aufdrücken; allein es ging nicht. Und auch durch das Fenster und den Schlot konnten sie nicht hinaus. So vergingen drei Tage. Die Kinder weinten, und den Aeltern wollte das Herz brechen. Um sich in ihrem Elend zu trösten, beteten sie und sangen geistliche Lieder. Bald war Schneewasser ihre einzige Nahrung. Der sechste Tag kam herbei, und noch war keine Hülfe da. Die armen Leute umarmten einander, schluchzten und weinten; denn sie konnten vor Schwachheit nicht mehr reden. In dieser äußersten Noth wollte sich der älteste Knabe für seine Geschwister schlachten lassen. Dieser schreckliche Gedanke betrübte die Aeltern so, daß sie mit ihren Kindern auf die Knie niederfielen und inbrünstig beteten, der Herr wolle diese Noth in Gnaden vorübergehen lassen. Darauf legten sie sich schlafen. Als sie wieder aufgestanden waren, ging der Vater zum Schlot, und kratzte etwas Schnee herunter; allein man sah immer noch keine Helle. Darüber brach die Mutter in lautes Jammergeschrei aus, und der verzweifelte Vater ergriff das Beil. Während der Knabe getrost sein Röcklein auszog und den Hals entblößte, während Mutter und Kinder zusammenschrien, da erschreckte sie ein Lärm in der Küche. Es war, als wenn der Schlot zusammenbräche und herunterstürzte. Aber sogleich war wieder alles still. Da nahm der Vater die Kienfackel in die rechte und das Beil in die linke Hand, und ging hinaus. Die Mutter folgte ihm mit zwei Kindern furchtsam nach. Da sahen sie beim Scheine der Fackel eine Gemse auf dem Herde liegen, welche das Bein gebrochen

hatte. Sogleich griff der Vater zu, während die Mutter betete und Freudenthränen weinte. Da lag die Gemse geschlachtet. Vater, Mutter und Kinder erquickten sich an der Speise, die ihnen der Herr in der äußersten Noth gesandt hatte. Zugleich sahen sie durch den Schlot den blauen Himmel. Noch zwei Tage mußten sie harren, und waren gerettet. Siehe, so ist die Hülfe am nächsten, wenn die Noth am größten ist.

47.

Die Gemse

gehört zu den Antilopen oder Gazellen, und bewohnt die höchsten Gebirge der Schweiz und Tyrols. Man trifft sie da oft in ganzen Rudeln an. Jedes Rudel hat eine Vorgeis, welche die andern anführt. Die Vorgeis ist sehr wachsam; bemerkt sie etwas Verdächtiges, so pfeift sie durch die Nase; und sogleich ergreift das ganze Rudel die Flucht. Die Gemsen leben im Sommer von Alpenpflanzen und von frischen Trieben der Alpenrosen, Erlen, Weiden, Tannen und Fichten; im Herbst und Winter fressen sie Laub, dürres Gras und mancherlei Moose. Die Gemse hat eine schlanke Gestalt; und ihre Füße sind mehr zum Springen als zum Laufen eingerichtet. Sie springt daher auch mit großer Leichtigkeit und Geschwindigkeit über die steilsten Felsen weg. Da die Gemsen ein sehr scharfes Gesicht, einen feinen Geruch und ein leises Gehör haben, so sind sie schwer zu jagen. Sobald sie das Geringste merken, eilen sie wie der Blitz davon. Wenn daher ein Jäger Gemsen jagen will, so muß er sie abschleichen. Er schleicht vorsichtig auf sie zu, kriecht auf Händen und Füßen über Schnee und spitzige Steine, damit sie ihn nicht sehen sollen. Bemerken sie ihn aber doch, so muß er wie todt auf dem Bauche liegen bleiben. Endlich kriecht er auf glattem Eise weiter, zieht sein Hemd über den Rock, thut die Schuhe herunter, läßt Bergstock, Kappe und Pulverhorn zurück, und kommt endlich den Gemsen so nahe, daß er die Krümmung des Geweihes unterscheiden kann. Nun schleicht er hinter einen Felsen, und reckt den Kopf hervor. Merken die Gemsen etwas, so darf er den Kopf nicht zurückziehen, sondern muß ihn stille halten. Endlich wählt er das fetteste und nächste Thier, legt an, schießt, trifft. Die Gemse stürzt nieder, während alle andern davoneilen. Der Jäger wirft nun die Eingeweide weg, bindet die Beine zusammen, und nimmt die Gemse wie einen Tragkorb auf den Rücken. Das Fleisch der Gemse hat einen gewürzhaften Geschmack; aus dem Fett bereitet man allerlei Haus-Arzneien, und das Fell liefert ein sehr geschmeidiges Leder zu Beinkleidern und Handschuhen.

48.

Wunderbare Rettung aus großer Noth.

Vor mehreren Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgsgegenden ihres Vaterlandes, und nahm einen alten, der Gegend kundigen Mann als Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die Gletscher auf der Limmer-Alp zu zeigen, bemerkten sie eine Thräne in seinen Augen. Auf ihre Frage, warum er weinte? sprach er: Gottesvergessen wäre ich, wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar Seiner Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher — seht ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eis? es ist ein Firnspalt*) — ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß der verloren seyn, dem, des Wegs unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunterstürzend? nun hier, auf diesem Gletscher und in diesem Graben würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm wieder aus demselben herausgezogen. Mit zwei Gefährten jagte ich hier auf diesem Berg einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt; und während wir hitzig der Spur folgten, sank der lockere Schnee unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beiden Eiswänden festhielt, so daß ich noch über dem Wasser schwebte. Als mich meine Begleiter aus dem Gesicht verloren, riefen sie angstvoll von ferne nach mir. Ich gab ihnen ein Jägerzeichen, daß ich noch lebte; und sie versprachen, alles zu meiner, freilich sehr unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. Fast so schnell wie die Gemsen liefen sie eine Meile weit zu der nächsten Sennhütte zurück, während ich, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an die Felswände gestützt, über dem Wasser hing. Ich sank immer tiefer. Schon war ich bis an die Knie in dem Eisstrom, von dem Drucke der Luft beinahe erstickt, vor Kälte fast erstarrt, und erwartete nichts mehr als den Tod. Nach einigen Stunden aber hörte ich meine Freunde wieder rufen. Auf meine Antwort ließen sie mir einen Strick herunter, den sie, in Ermanglung eines Seiles, in jener Sennhütte aus einer in Riemen zerschnittenen Bettdecke zusammengeknüpft hatten. Mit vieler Mühe band ich mir denselben um den Leib. Darauf zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalt herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten. Aber plötz-

*) Ein Firnspalt ist ein Graben, wo das Wasser oft viele Klafter tief unter den Schneebergen hinläuft.

lich zerriß der Strick; und ich mit dem einen Theile des Strickes um den Leib, glitschte unaufhaltbar, eben so tief als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth noch größer, nicht nur, weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bei diesem zweiten Fall meinen Arm gebrochen hatte, und also um so viel unfähiger geworden war, selber das Nöthige zu meiner Rettung beizutragen. Allein noch entfiel weder mir noch meinen Gefährten der Muth. Sie schnitten die Riemen noch einmal entzwei, und verlängerten so das Rettungsseil. Dann warfen sie mir dasselbe zum zweiten Mal hinunter; und ich, von Gott gestärkt, war auch mit gebrochenem Arm noch im Stande, den Strick um den Leib zu knüpfen. Ja mit diesem noch schwächeren Bande gelang es endlich meinen treuen Freunden, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem Grabe wieder an das fröhliche Licht des Tages zu ziehen. Darum, meine Herren, kann ich niemals an dieser Stelle vorübergehen, ohne Gott von ganzem Herzen zu danken.

49.

Des Hirten Abschied vom Berge.

Ihr Matten, lebt wohl, ihr sonnigen Weiden! Der Senne muß scheiden; der Sommer ist hin. Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder, wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder, wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu, wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai. Ihr Matten, lebt wohl, ihr sonnigen Weiden! Der Senne muß scheiden; der Sommer ist hin.

50.

Der Schütze auf den Alpen.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg; nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg. Er schreitet verwegen auf Feldern von Eis; da pranget kein Frühling, da grünet kein Reis. Und unter den Füßen ein nebliges Meer, erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr. Durch den Riß nur der Wolken erblickt er die Welt, tief unter den Wassern das grünende Feld.

51.

Kaiser Max auf der Martinswand.

Hinauf, hinauf, in Sprung und Lauf! Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, nur die Gemse springt, nur horstet der Aar, wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt: das ist der Ort, wo die Majestät sich herrlich den Herrscherthron erhöht. Die steile Bahn hinan, hinan! Dort pfeifet die Gemse. Ha! springe nur vor! Nach setzt der Jäger, und fliegt empor.

Gähnt auch die Kluft schwarz wie die Gruft: nur hinüber, hinüber im leichten Schwung! Wer setzet mir nach? 's war ein Kaisersprung. Klimm, Gemse, nur auf die Felsenwand! In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn. Nur muthig hinauf, nur muthig hinan! Jetzt ohne Rast den Strauch erfaßt! Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt, so hält mich im Fall die Klippe noch fest.

Der Stein nicht hält; der Kaiser fällt in die Tiefe hinab zwei Klafter lang. Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang. Ein Felsen hervor ein wenig ragt. Das nennt er Glück — Gott sey's geklagt! Einbrechen die Knie; doch bleibt er steh'n, und taumelt sich aus. Da muß er nun seh'n: hier hilft kein Sprung, kein Adlerschwung. Denn unter ihm senkt sich die Martinswand, der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab in's Wolkengrab, und starrt hinauf in's Wolkenmeer, und schaut zurück, und schaut umher: da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit, kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut. Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch. Der Kaiser ruft in taube Luft: Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt! Kein Weg zu den Lebenden niederführt.

Er war's gewillt; es ist erfüllt. Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar, wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar, wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt, wo das Donnergebrüll tief unten grollt: da steht des Kaisers Majestät, doch nicht zur Wonne hoch erhöht. Ein Jammersohn auf luft'gem Thron, findet sich Max nun plötzlich allein, und fühlt sich schaudernd verlassen und klein.

Im Thalesgrund ein Hirte stund, und sieht's auf der Platte sich regen, und bücken und heben und schreitend bewegen. Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt? Das ist, bei Gott! eine Menschengestalt. So ruft er, und winkt die Hirten herbei, daß jeder ihm staunend das Wunder zeih'. Gott sey mit ihm! ist's Eine Stimm. Der steht dort oben in großer Noth, muß arg wohl erleiden den Hungertod.

Auf leichtem Roß ein Jägertroß kommt nun das Thal hereingesprengt, wo sich die Menge schon gaffend drängt, und rufet den nächsten Hirten an: Nahm wohl der Kaiser hieher die Bahn? Hoch auf den Alpen klomm er empor, daß ihn des Jägers Blick verlor. Der Hirte blickt auf die Wand, erschrickt. Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm: Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!

Der Jäger blickt auf die Wand, erschrickt, und hebet nun schnell sein Sprecherrohr, und ruft, was Menschenbrust mag, empor: Herr Kaiser, seyd Ihr's, der steht in der Blend, so werft herab einen Stein behend! Und vorwärts nun woget das Menschengewühl; und plötzlich wird es

todtenstill. Da fällt der Stein senkrecht hinein, wo unter dem Felsen ein Hüter wacht, daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul, auf eine Meil' im ganzen Umkreis zu hören, macht rings das Echo empören. Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut, der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut. Er spannet das Aug'; er strecket das Ohr: Was wühlet dort unten? was rauscht empor? Er sieht und lauscht; fort wühlt's und rauscht. So harret er aus ohne Murren und Klag, der edle Herr, bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand von der Felsenwand zurück mit glühenden Strahlen prallt. Da wird unleidlich der Hitze Gewalt. Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd, vom Durst gequält, von dem Hunger geplagt, fühlet sich Max ganz matt und schwach. War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach? Das wünscht er allein: gewiß zu seyn, eh die Besinnung ihm verfließt, ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath, und schritt zur That, und schrieb mit Stiften auf Pergament die Frag' an's Volk, und wickelt behend mit goldenem Bande das Täfelein auf einen gewichtigen Marmorstein, läßt fallen die Last in die Tiefe hinab, und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab. Ach Gott und Herr! man liebt ihn so sehr; drum findet vom Volke sich niemand ein, dem Herren ein Bote des Todes zu seyn.

Der Kaiser wie hart auf Antwort harrt, und sendet den dritten und vierten Stein; doch immer wollt' es vergeblich seyn, bis schon am Himmel die Sonne sich senkt, und nun auffeufzend der Herr sich denkt: Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir; so harr' ich nun sicher des Todes hier. Da hob sein Sinn zu Gott sich hin; ihm entflammet das Herz der heilige Geist, daß er sich schnell von dem Irdischen reißt.

Wegstoßend die Welt, an Gott er sich hält. Jetzt wieder ein Täflein nimmt er zur Hand, beschreibt es eifrig. Weil fehlte das Band, band er's an den Stein mit dem goldenen Vließ. Was soll's ihm? Er war ja des Todes gewiß. Und aus dem erhöheten luftigen Grab wirft er den Stein in das Leben hinab. Wohl peinlicher Schmerz durchwühlet das Herz jedem, der nun, was der Kaiser begehrt, weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief: So heißt der Brief: Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb, die treu in jeder Noth mir blieb. Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth; das soll ich nun büßen an Leib und Blut. Bei Menschen ist keine Rettung mehr. Gottes Wille geschehe! gerecht ist der Herr! Will büßen die Schuld mit Muth und Geduld. Mit Einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n; ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

Nach Zierlein eilt nun unverweilt, sorgt, daß mir werde das Sakrament, nach dem mir dürstend die Seele brennt. Und wenn der Priester

steht am Fluß, so kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß; und wenn ich den Segen nun soll empfah'n, so deut' es ein zweiter mir wieder an. Sehr bitt' ich euch, fleht dann zugleich mit mir zum Helfer in aller Noth, daß Er mich stärk' in dem Hungertod.

Der Bote fleucht. Der Priester keucht nun schon herbei; nun steht er am Fluß. Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen-Schuß. Der schauet hinab, erblickt die Monstranz; denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz; und wirft sich auf seine Knie hin, mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn. Die Menschheit ringt und siegt, und schwingt auf entfesselten Flügeln empor sich schnell zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und o wie fleht sein heißes Gebet! O Gott, Du Vater, allmächtig im Himmelsthron, Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn, und Du, hochheiliger Gottesgeist, der uns erleuchtet, das Heil uns weist, o Gott, deß Liebe auf jeder Spur verkündet laut die weite Natur, o tauchte sich schnell in den Liebesquell mein liebender Geist, umfaßte die Welt, die liebend am Herzen Dein Arm erhält.

Vor meinem Tod Dein Himmelsbrod wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr! O sieh auf mich erbarmend her! O Gottes Lamm, tritt bei mir ein, und führ mich zurück in der Gläub'gen Verein, die Deine Liebe so feurig beseelt, daß Eines sie werden mit Gott und Welt. Und weil ich nicht werth, was ich begehrt, ein einzig Wort aus Deinem Mund macht Deinen Knecht auch wieder gesund.

So will er im Fleh'n vor Liebe vergeh'n. Da kündet ein zweiter Schuß ihm an, daß er den Segen nun soll empfah'n. Der Herr sogleich auf Felsengrund wirft sich die Stirn und die Hände wund. Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr sagt ihm des Priesters Worte vor: Dich segnet Gott in deiner Noth, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.

Nun allzumal im ganzen Thal das Volk auf den Knien harrt im Gebet, und laut für das Heil des Herren fleht. Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall bringt ihm zu Ohren der Widerhall. Auch er bleibt knien im Gebet, und Gott für das Wohl der Völker fleht. Schon flammt der Mond am Horizont; und herrlich das nächtliche Firmament von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht erweckt mit Macht das Sehnen nach himmlischem Vaterland; ihm löset sich jedes irdische Band. Wo der Seraphim-Harfe Jubel erklingt, der Seligen Chor das Heilig singt, wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht, zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht, dahin, dahin schwingt sich sein Sinn; und mit hoch emporgehobenen Händen denkt er entfliehend sein Elend zu enden,

Als schlank und fein ein Bäuerlein, wie der Blitz ihn blendend, nun

vor ihm stund, und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund: Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit. Doch folgt mir schnell; der Weg ist weit. Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht, und trauet den Augen und Ohren nicht. Und wie er schaut, ihm heimlich graut; denn es wallt um den Knaben gar sonderlich ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast sich wieder faßt, und fraget das Knäblein: Wer bist du? sprich! Ein Bote, gesandt, um zu retten dich. Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg? Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg. So hat dich der Himmel zu mir geschickt? Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt. Drauf es sich dreht, zur Höhlung geht, und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand, den zuvor sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt der Kaiser sich drückt. Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran, durch steile Schluchten tief ab die Bahn, wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt, in der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt, am Gewölb' ertönt der Schritte Hall, fern donnert des Bergstroms brausender Fall, tiefer noch ab, Meilen hinab: da gleitet das Knäblein in eine Schlucht; — die Fackel erlosch. Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hervor, und dringt empor, und schaut aufathmend der Sterne Licht, und sucht den Knaben, und findet ihn nicht. Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt; wohl war es ein Engel, der ihn geführt. Und schon erkennt er Zierlein's Thal, hört brausen der Menge verworrenen Schall. Mit bebendem Tritt er weiter schritt, wie oft ermattet er weilen muß, bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit; doch hoch erfreut schaut er den Priester bei Fackelglanz steh'n unermüdlich mit der Monstranz, und noch die treuen Gemeinden knie'n, und heiß im Gebete für ihn glüh'n. Sein Auge ward naß; sein Herz hoch schwoll; es war ja von tausend Gefühlen voll. Schnell tritt er vor, ruft laut empor: Lobet den Herrn und Seine Macht! Seht, mich hat Sein Engel zurückgebracht.

Anmerkungen. Die S. Martinswand ist eine sehr hohe und steile Felsenwand bei dem Dorfe Zierl am Inn in Tyrol, und hat ihren Namen von dem benachbarten Kloster und Schloß zu S. Martin. Kaiser Maximilian I., geboren 1459, gestorben 1519, war ein frommer, kluger und tapferer Fürst, aber ein verwegener Jäger, und pflegte sich selber einen armen Gemsensteiger zu nennen. In demselben Jahre, in welchem er deutscher Kaiser wurde, i. J. 1493, kam er auf jenem Felsen in Lebensgefahr. In die Blende oder Vertiefung der Felswand (im 4. Verse Loch genannt) ließ er später ein Crucifix setzen, und feierte den Tag seiner Rettung alle Jahre in der Einsamkeit mit Beten und Fasten. — Zeihen, hier in seiner älteren Bedeutung: sagen, erklären,

52.

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen, spielend an des Baches Ranft. —
Mutter, Mutter, laß mich gehen, jagen nach des Berges Höhen.

Willst du nicht die Herde locken mit des Hornes muntrem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken in des Waldes Lustgesang. —
Mutter, Mutter, laß mich gehen, schweifen auf den wilden Höhen.

Willst du nicht der Blümlein warten, die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten; wild ist's auf den wilden Höh'n. —
Laß die Blümlein, laß sie blühen; Mutter, Mutter, laß mich ziehen.

Und der Knabe ging zu jagen; und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen an des Berges finstern Ort.
Vor ihm her mit Windesschnelle flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborstner Klippen trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken, und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe, hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden schützt er das gequälte Thier.
Mußt du Tod und Jammer senden, ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde; was verfolgst du meine Herde?

---

deuten. — Der Orden des goldenen Bließes, ein weltlicher Ritterorden, wurde gestiftet im Jahre 1430 von dem Herzog Philipp III. von Burgund zur Beschützung der Kirche. Das Ordenszeichen, welches die Ritter um den Hals tragen mußten, ist eine aus Feuersteinen und Feuereisen abwechselnd zusammengesetzte Kette, in deren Mitte das goldene Bließ (Fell) hängt. — Monstranz, ein silbernes oder goldenes, auch wohl mit Edelsteinen besetztes Gehäuse, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. — Seraphim, siehe Jes. 6, 2. 3. — Schwaden, auch böse Wetter genannt, sind entzündbare mineralische Dünste, die besonders in den Bergwerken leuchtend hin und her ziehen in Kugelgestalt x.

53.

Der Gemsenjäger und der Zwerg.

Ein Gemsenjäger stieg eines Tages höher, als er je zuvor gekommen war: da stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: Warum tödtest du meine Gemsen, und lässest mir nicht meine Herde? Das sollst du jetzt mit deinem Blute bezahlen. Der Jäger erbleichte, und wäre beinahe hinabgestürzt; doch faßte er sich noch, und bat den Zwerg um Verzeihung. Ich habe nicht gewußt, stotterte er, daß die Gemsen dir gehörten. Der Zwerg sprach: Gut; aber laß dich niemals wieder hier blicken! Dafür verspreche ich dir, du sollst an jedem siebenten Tage in der Früh vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier finden. Aber hüte dich, und schone mir die andern!

Der Zwerg verschwand, und der Jäger ging nachdenklich heim. Am siebenten Morgen aber hing eine fette Gemse in den Aesten eines Baumes vor seiner Hütte; davon zehrte er mit Freuden. Die nächste Woche ging's eben so; und das Glück dauerte ein paar Monate fort. Aber die ruhige Lebensart behagte ihm gar nicht; er meinte, er müsse sich seiner Faulheit schämen. Ich will, sprach er endlich, doch lieber selbst Gemsen jagen, als mir den Braten zutragen lassen; mag kommen, was da will! Also stieg er den Berg wieder hinauf. Der Zwerg ließ sich nirgends sehen, wohl aber ein stolzer Leitbock; da legte er an und zielte. Noch einmal schaute er rechts und links; aber der Zwerg erschien nicht. Da wollte er eben losdrücken; aber ach! der Zwerg war hinten her geschlichen, und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

54.

Schützenlied.

Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Thal,
Kommt der Schütz gezogen früh am Morgenstrahl.
Wie im Reich der Lüfte König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte herrscht der Schütze frei.
Ihm gehört das Weite; was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute, was da kreucht und fleucht.

55.

Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: Wenn

ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen. Dazu kann ich dir helfen, sprach der Fuchs; komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen. Der Wolf stellte sich frühzeitig ein; und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. Ist das ein Mensch? fragte der Wolf. Nein, antwortete der Fuchs, das ist einer gewesen. Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. — Ist das ein Mensch? — Nein, das will erst einer werden. — Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolf: Siehst du, dort kommt ein Mensch; auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe, legte an, und schoß dem Wolf das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch ließ er sich nicht schrecken, und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz, und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger, und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er, über und über blutend und heulend, zu dem Fuchse zurücklief. Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig geworden? Ach, antwortete der Wolf, so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter, und blies hinein; da flog mir etwas in's Gesicht; das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter; und als ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben. Siehst du, sprach der Fuchs, was du für ein Prahlhans bist? Du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst.

56.

Der Wolf, das furchtbarste Raubthier.

Der Wolf kommt an Stärke dem Bären, an Schnelligkeit dem Panther bei weitem nicht gleich, und wird häufig den kräftigeren Raubthieren zur Beute. Dennoch ist er wohl die schrecklichste Bestie, die es auf Erden gibt. Denn er ist unersättlich im Morden; was er nicht fressen kann, zerreißt er; und wenn er einmal in eine Herde eingebrochen ist, so hört er nicht auf zu würgen, bis alles todt ist. Am Tage hält er sich in der Regel verborgen; erst des Abends, in der Dämmerung, geht er auf den Raub aus. Einen Weg von 30 Stunden in einer Nacht zu laufen, ist

ihm nicht zu viel. Rennthiere, Hirsche, Rehe und Hasen jagt er so lange herum, bis sie vor Mattigkeit nicht mehr weiter können. Die Schafe aber machen seine Hauptnahrung aus. Darum schleicht er immer um die Schafherden herum, und lauert auf den Augenblick, wo er einen Hammel davonschleppen kann. Du kannst dir denken, daß der Schäferhund sein größter Feind ist. Sobald dieser den Wolf sieht, sträuben sich seine Haare, und er greift den Räuber wüthend an. Sie beißen einander so lange, bis einer von beiden todt ist. Auch das Pferdefleisch ist den Wölfen eine angenehme Speise. Sie fallen deßhalb die Pferde vor Schlitten und Wägen an, springen ihnen auf das Kreuz, und reißen sie nieder. Sind jedoch mehrere Pferde beisammen, so wehren sie die Wölfe geschickt ab. Sie stecken nämlich die Köpfe zusammen, schlagen mit den Hinterbeinen aus, und treiben so die andringenden Wölfe zurück. Die Ochsen machen es umgekehrt; sie weisen dem Wolfe die Köpfe, und reißen ihm, wenn er angreifen will, mit den Hörnern den Leib auf.

Kann man sich etwas Schrecklicheres denken als eine Rotte solcher Ungeheuer, wenn sie im Winter einen Schlitten stundenweit verfolgen, und zuletzt heißhungrig über das zusammensinkende Pferd und die waffenlosen Reisenden herfallen? Doch ist auch ein Wolf der Anhänglichkeit an den Menschen fähig. Eine Frau in der Nähe von Genf hatte einen Wolf aufgezogen, der ihr sehr zugethan war. Nun mußte die Frau eine Reise machen. Darüber wurde das Thier so betrübt, daß es von ihrer Abreise an nicht mehr fressen wollte. Als sie nach etlichen Wochen zurück kam, rannte der Wolf mit unbändiger Freude zu ihr auf ihr Zimmer, sprang an ihr hinauf, legte seine Pfoten auf ihre Schultern, und fiel dann todt zurück.

57.

Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolfe.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu (mußt lesen Soliö). Diese Landschaft bekam im März des Jahres 1807 einen schlimmen Besuch von einem reißenden Thiere, wie man noch keines daselbst gesehen hatte, hier zu Lande auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen seyn. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen, dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Soldaten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben, und blieb dann nahe

bei dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsch über Nacht.

Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens um drei Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, meinte, es sey die Katze, die sich einige Tage zuvor verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Katze sey da. Aber in dem nämlichen Augenblick springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer, starker Zähne an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier setzt immer tiefer seine Zähne ein, und macht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm, bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und befahl der Frau, ein Licht anzuzünden.

Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern; und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte, und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt, so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, und zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße, schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor; das Ungethüm fing an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein zerreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande, die Brust des braven Machin von ihm los zu machen; so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Darauf wurde das Unthier vollends todtgeschlagen und eingegraben. Machin aber hatte noch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagte, er wolle sein Leben lang daran denken.

58.

Der Wolf und das Jägersbürschlein.

Ein deutscher Förster, der in Polen wohnte, schickte eines Abends seinen Sohn, einen vierzehnjährigen Burschen, in ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nach Hause ging, und kaum noch 300 Schritte von der väterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas am Wege sitzen, das er Anfangs für einen Hund hielt. Der Schnee funkelte im Mond-

schein; es war eine mörderisch kalte Nacht. Der Knabe ging auf das Thier zu: es war ein Wolf. Er erinnerte sich gehört zu haben, daß es, wenn man einem Bären begegne, rathsam sey, sich auf die Erde zu werfen und todt zu stellen, weil die Bären nichts Todtes fressen mögen. In der Angst verwechselte er dieß, meinte, sein Leben sey auch gegen den Wolf auf diese Weise zu sichern, und warf sich platt auf den Weg.

Der Wolf näherte sich mit langsamen, bedächtlichen Schritten, stand vor ihm still, und schnoberte forschend. Der Bursche rührte kein Glied. Jetzt umging ihn der Wolf, blieb dann unten bei den Füßen stehen, und fing an ihn zu beriechen, und hie und da mit der Schnauze zu bestoßen. Ueberall traf er auf Kleidungsstücke. Er rückte immer höher auf den Kopf zu, und stieß auf das Genick, das erste Fleisch. Er leckte, er schnoberte, und kneifte mit den Lippen in die Halsbinde; dabei lief ihm das Wasser aus dem Rachen. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnauben heftiger, gieriger. Das Raubthier trat mit einem Fuß über, so daß es den Hals des jungen Menschen zwischen seinen beiden Vorderklauen hatte.

Jetzt Leben oder Tod! dachte der Knabe, sprang auf, faßte schnell seinen Feind bei beiden Vorderfüßen, und zog ihn fest an sich, daß er nicht Raum genug behielt, um mit seinen Zähnen einzugreifen. Die Schnauze lag dicht am linken Backen des Knaben; die scharfe, trockene Zunge hing neben seinem Munde; das Unthier röchelte, und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden seines Trägers durch Stiefeln und Strümpfe blutig. Vater! Vater! rief der Knabe, als er endlich die Hofthüre erreicht hatte. Vater! Vater! um Gottes willen! Vater! wiederholte er in schrecklicher Angst; denn niemand hörte.

Die Thüre war inwendig verriegelt; im Hause schlief alles. Er war fast ganz erschöpft. Pochen konnte er nicht; er hatte keine Hand frei. Mit dem Fuße traute er nicht an die Thüre zu stoßen, weil er fürchtete das Gleichgewicht zu verlieren und umzufallen. Endlich rannte er rückwärts den Wolf gegen die Thüre. Der Wolf heulte. Da schlugen alle Hunde auf dem Hofe an, und augenblicklich waren alle miteinander auf dem Platze. Vater! rief der Bursche durch das Hundegebell hindurch, um Gottes willen macht auf; ich habe einen Wolf — lebendig. Jetzt hörte der alte Förster; und die Mutter war schon unten im Hof, und öffnete die Thüre. Der Vater erschien mit der Kugelbüchse. Schießt nicht! rief ihm der Sohn entgegen; ich habe ihn ja auf dem Rücken. Nur die Scheune aufgemacht! Mit einem Ruck warf er darauf den Wolf auf die Tenne. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen; doch biß er noch drei von ihnen todt. Eine Kugel endete sein Leben.

59.

Der Wolf in der Kapelle.

An dem Isonzo liegt ein großer Marktflecken, den der freundliche Leser Flitsch heißen kann oder Fleggio, wie er will, je nachdem er ein Deutscher ist oder ein Italiener. Kommt er aber selbst dahin, so wird er finden, daß es bei ihm in Preußen oder in der Lombardei ganz anders aussieht als um den Marktflecken her, über den die gewaltigen Bergfürsten ihre eisgrauen Häupter halten.

In dem Flecken aber lebte vor hundert Jahren ein Küster, der statt zweier vier Hände und Füße hätte brauchen können. Denn wollte er in der großen Kirche seiner Schuldigkeit nachkommen, so hatte er mit dem ewigen Licht und den Weihkesseln und den Messen und den Taufen und den Leichen und den Gängen für die Pfarrherren und den Kerzen auf den Altären die Hände voll zu thun. Sollte er aber auch in der Kapelle draußen vor dem Orte, die ihm anvertraut war, thun, was seines Amtes war, so hätte er oft an zwei Orten zu gleicher Zeit seyn müssen, oder gar an dreien, wenn drüben im goldenen Schiff der Chorregent und der Organist mit der Karte auf ihn warteten.

Deßwegen gab er die Kapelle einer Base von ihm draußen an dem Flecken, die eine Wittfrau war, und überließ ihr ein Wieslein neben dem Gotteshause für das Läuten der Morgen- und Abendglocke und für die andern Geschäfte, welche in dem kleinen Tempel Gottes zu besorgen waren. Die Wittwe aber übergab den Dienst ihrem Sohne, einem Knaben von 14 Jahren, der sonst nichts zu thun hatte, als ihre etlichen Schafe und Ziegen zu hüten.

Hännsi aber wartete seines Amtes auf das beste, weil er eine Lust daran hatte. Und wenn er am frühen Morgen mit seinen Thieren auszog, hängte er die zwei großen Kirchenschlüssel an einem Strick über die Schulter, wie ein Feldhauptmann seine Schärpe. Den Schlüssel zur Sakristei hätte er an den Werktagen wohl daheim lassen mögen, dieweil er nur den andern zur Kirchenthüre brauchte; aber es ging ihm noch ganz nach der Kinder Weise, die sich und andere Leute gern daran erinnern, daß ihnen etwas übergeben und anvertraut ist. Seine Thiere aber wußten schon, daß sie Morgens und Abends vor dem Gotteshause halten und warten mußten, bis Hännsi drinnen die Glocke gezogen hatte. Und zu seiner Mutter sagte er: Wenn mich einmal ein Schneesturm überfällt, und ich kann nicht mehr gar nach Hause kommen, so fliehe ich mit dem Vieh in die Kapelle. Hat doch der Herr auch Seine erste Nacht auf Erden in dem zugebracht, was der

Hirten und ihres Viehes war. Und wenn du nun läuten hörst, so magst du ruhig schlafen, und wissen, daß mit uns alles gut steht.

Der Hännsi, als ein kühner und rüstiger Knabe, trieb oft im Oktober noch, wenn es schöne Tage gab, bis an die Zwergföhren hinauf, und konnte auch eines Tages wirklich nicht mehr seine Hütte erreichen wegen eines Schneesturms, sondern floh mit seinen Thieren in das Kirchlein, und schloß hinter sich zu. Im Glockenhaus wies er ihnen ihre Lagerstätte an; und da er sich selbst mitten unter die Schafe legte, fror es ihn nicht; und des andern Tages kam er wohlbehalten zu seiner Mutter heim.

Die kam ihm aber nicht, wie er hoffte, fröhlich entgegen, sondern ganz verweint, und klagte ihm, wie gestern der Bader bei ihr gewesen, und sie an ihren Schafen habe pfänden wollen, weil sie noch nicht bezahlt hätte, was er an Kurkosten von ihrem verstorbenen Manne her, auf den ein Balken gefallen war, zu fordern habe. 25 Gulden könne sie aber nicht aufbringen, und wenn sie auch ihre Kirchenkleider versetze.

Hännsi kam aber in keine große Verlegenheit, sondern antwortete: Ja warum nicht gar 25 Gulden! Der soll gesund bleiben, bis er sie kriegt. Er nimmt die Hälfte, wenn ich sie ihm heute noch bringe. Und 12 Gulden borgt mir der Vetter Meßner auf Lämmer und Wolle, die wir nächstes Frühjahr bekommen. Aber vorerst muß ich hinauf in die Kapelle; denn die neugierigen Geisen sind darin herumgestreint, ehe ich aufmachte, und haben sich übel aufgeführt.

Mit diesen Worten nahm er den besten Besen seiner Mutter, und ging wieder hinauf in die Kapelle, und fing an zu kehren. Als er aber bis hinter die Thüre gekommen war, drängte sich etwas herein, das aussah wie ein großer Hund. Aber ob es gleich Hännsi nur von hinten sehen konnte, so erkannte er doch sogleich, daß es ein Wolf war; und während die Bestie, den Geruch von den Schafen und Ziegen in der Nase, mit großer Gier mitten in das Kirchlein hineinstürzte, sprang Hännsi, ohne sich lange zu besinnen, hinaus und schloß hinter sich zu.

Dann ging er mit dem Besen auf der Schulter ruhig in das Amthaus hinunter, und zeigte an, er habe droben in der Kapelle einen Wolf gefangen, größer, als er noch einen gesehen. Man wollte es ihm nicht glauben. Als aber seine Botschaft Lärm im Orte machte, und Alles, Alt und Jung, den Berg hinauflief, hörte man die Bestie schon von ferne greulich heulen; und einer, der voraus lief, und dem andern auf die Schulter stieg, und durch das Fenster hineinschaute, bestätigte, daß es ein Wolf sey. Darüber kam der Forstgehülfe mit einer kurzen Leiter. Die legte er an die Wand, und löste etliche Glas-

scheiben aus dem Fenster, also daß er mit seiner Büchse in die Kirche hineinlangen, und dahin und dorthin zielen konnte. Dann wartete er, bis der Wolf wieder seine Vorderfüße auf einen Kirchenstuhl legte, und zu ihm hinaufschaute, wie es auch die Maus in der Falle zu thun pflegt, wenn sie sich aufrichtet, und nach Erlösung aus der Gefangenschaft aussieht.

Hännsi aber stand vorn, und hatte seinen Schlüssel schon in die Thüre gesteckt. Und als es knallte, und der Schütze sich umwendete und rief: Der hat seinen Theil! durfte er nur umdrehen und aufsperren.

In den Oesterreicher Landen aber bekommt, wer einen Wolf erlegt, 25 Gulden zur Belohnung. Die bekam Hännsi auch; und dem Forstgehülfen gab er die Wolfshaut für sein Pulver und Blei. Die rechte Vordertatze des Unthiers wurde an die Regierung geschickt.

Mit dem Gelde bezahlte er den Bader, und mit seiner Mutter daheim dankte er Gott dafür, daß Er an ihnen Seine Gnade und Wahrheit so verherrlichet hatte. Und als der Frühling kam, war es ihm lieb, daß er seine Lämmer mit auf die Alpe nehmen konnte, und nicht dem Vetter Meßner geben durfte.

Die guten Leute in Flitsch aber müssen es seit der Zeit hören, daß man sagt, bei ihnen gehe der Wolf in die Kirche, und können doch nichts dafür, daß ihr Ort so gar nahe an den Wolfsschluchten liegt.

60.

Das Kind und die Wölfe.

Die Kinder des Pfarrers von Mainau saßen fröhlich beisammen, und hörten Mariannen, der ältesten Schwester zu, die von der Kaiserin Maria Theresia erzählte. Als die Erzählung zu Ende war, drückte sich die kleine Lili an ihre Schwester Mathilde, und sagte ihr ganz leise in's Ohr: Ich möchte auch eine Geschichte erzählen. — Weißt du eine? — Ja, die von dem Kind und den Wölfen; aber ich weiß sie nicht mehr recht. — Ich will dir einhelfen. — Ja, es geht doch nicht; ich weiß es nicht mehr recht, wie es war. Sag es mir. — Nun, sey nur jetzt still, sagte Mathilde; diesen Abend, wenn wir zu Bett gehen, will ich dir sie wieder erzählen; da gib hübsch Acht: so kannst du es morgen wieder sagen. — Lili wurde roth vor Freude, küßte ihre Schwester, und konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie zu Bett gebracht wurde.

Am folgenden Abend saßen wieder alle in der großen Laube bei einander, Eduard in der Mitte. Er las zur Ergötzung einmal wieder

aus dem Reineke Fuchs vor. Lili aber hatte sich zu Mathilden hin gesetzt; und man merkte es ihr an, daß sie etwas vorhatte. Denn immer sah sie Mathilden an, lispelte ihr etwas zu, bewegte dann die Lippen still für sich, und lächelte in sich hinein. Und als Eduard aufhörte zu lesen, konnte sie sich gar nicht mehr halten, so daß die Mutter fragte: Was hat denn die Lili? — Sie weiß eine Geschichte, sagte Mathilde, die sie gern erzählen möchte. — Da wurde Lili über und über roth, sah die Mutter verschämt an und fragte: Darf ich, Mutterchen? — Die Mutter nickte. Da rückte die Kleine auf ihrer Fußbank noch näher an Mathilden hin, legte ihr Strickzeug in den Schoos, und fing folgendermaßen an:

Auf dem — ach, wie hieß doch der Berg, Mathilde? er war so hoch — Auf dem Riesengebirg, flüsterte Mathilde. Ja, auf dem Riesengebirg war einmal eine arme Frau, die hatte ein kleines Kind, und auch eine große Herde. Die Herde aber war nicht der Frau; sondern sie hütete sie nur. Und da saß sie einmal mit ihrem Kind an dem Walde, und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe; und die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase. Aber, Mathilde, warum ging denn die Mutter weg von dem Kinde? — Weißt du es nicht mehr? In dem Walde waren böse Wölfe; und da die Kühe — Ja, jetzt weiß ich es. In dem Walde waren böse Wölfe; und da die Kühe von dem Grase in den Wald gingen, wo es kühl war und auch viel Gras wuchs, dachte die Frau, der Wolf könnte kommen, und könnte die Kühe fressen. Und da stand sie auf, und ging in den Wald.

Nein, erst gab sie dem Kinde was, sagte Mathilde. — Ja, erst gab sie dem Kinde den Napf mit dem Brei und einen hölzernen Löffel dazu, und sagte: „Da, Kindchen, nimm und iß. Nimm aber den Löffel nicht zu voll.“ Und nun ging sie in den Wald, und wollte die Kühe heraustreiben. Und wie nun das Kind so allein da saß und aß, kam eine große, große Wölfin aus dem Walde herausgesprungen, und gerade auf das Kind los, und faßte es mit den Zähnen hinten an der Jacke, und trug es in den Wald. Und da die Mutter wieder kam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde; aber der Löffel lag nicht dabei; denn den hatte das Kind in der Hand fest gehalten. Und wie das die Mutter sah, dachte sie gleich: Das hat kein andrer Mensch gethan als der Wolf — Eduard lachte; aber Lili ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort: Das hat kein andrer Mensch gethan als der Wolf, und lief in das Dorf, und schrie entsetzlich, daß die Leute herauskämen. Und da .... Ach, Mathilde, wie war doch das?

Und da kam ein Bote .... Ja, da kam ein Bote durch den

Wald gegangen; der hatte sich verirrt, und wußte nicht, wo er war. Und wie er so durch die Büsche geht und den Weg sucht, hört er etwas sprechen, und denkt gleich: Da müssen doch wohl Leute seyn. Und es sagte immer: Geh; oder ich geb dir was. Und wie er nun die Büsche von einander macht, und sehen will, was es ist, sitzt ein Kindchen auf der Erde, und sechs kleine Wölfchen drum herum; die fahren immer auf das Kind zu, und schnappen ihm nach den Händen. Aber die alte Wölfin war nicht dabei; die war wieder in den Wald gelaufen. Und wenn ihm nun die Wölfchen nach dem Händchen schnappen, schlägt es sie mit dem hölzernen Löffel auf die Nase, und sagt immer dazu: Geh; oder ich geb dir was. Und der Bote, der . . . .

Und der Bote wunderte sich, flüsterte Mathilde. Der wunderte sich, und lief geschwind hin, und schlug mit dem Stock unter die kleinen Wölfe, daß sie alle davon liefen; und das Kind nahm er geschwind von der Erde in die Höhe, und lief und lief. Denn er dachte, die alte Wölfin könnte wieder kommen. Und da währte es gar nicht lange, da kamen auch die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreschflegeln, und wollten den Wolf todt machen. Und die Mutter war auch dabei. Und da sie sah, daß der Wolf das Kind nicht gefressen hatte, war sie sehr vergnügt, und dankte dem guten Manne tausendmal, und noch mehr dem lieben Gott, daß Er ihr das Kind nicht hatte fressen lassen.

Hier endete Lili ihre Geschichte. Die Mutter nickte ihr freundlich zu; Mathilde küßte sie, und Eduard versprach, die ganze Geschichte in Bilder zu bringen; dann sollte der Vater so gut seyn, und Verse dazu machen; und die wollten sie zusammen absingen, wie der Bänkelsänger auf dem Jahrmarkte die Geschichte von Haman und Mardochai.

61.

Das Kaffern-Kind.

Das Kaffern-Land ist ein großes, heißes Land in Süd-Afrika. Da breiten sich ungeheure, dichte Wälder und weite, unfruchtbare Sandwüsten aus; dazwischen liegen aber auch schöne Grasplätze, auf welchen Tausende von Ochsen und Kühen weiden. In den Wäldern hausen Elephanten, Löwen und Bären, Leoparden und Wölfe und unzählige Affen; und im Gebüsch und im hohen Grase liegen giftige Schlangen verborgen, welche oft unversehens auf den Vorübergehenden sich stürzen, und ihn tödtlich verwunden. Wo die schönsten Weideplätze sind, da lagern sich die Eingebornen, bauen sich von Baumzweigen und Lehm

elende Hütten, und leben in Trägheit und Müßiggang. Sie sind schwarz, und gehen fast ohne alle Bekleidung; höchstens werfen sie ein Schaf- oder Leoparden-Fell über die Schultern, und schmücken sich mit bunten Federn von Papageien und andern schönen Vögeln.

Diese armen Kaffern wissen nichts von Gott und Seinem lieben Sohne, unserm hochgelobten Heiland, und deßwegen wohnt auch keine Liebe und kein Erbarmen in ihren Herzen. Wo sie einander etwas stehlen können, da thun sie es, ohne an eine göttliche Strafe zu denken; ja oft morden sie einander auf grausame Weise um der geringsten Ursache willen. Und wie sollte da zwischen Aeltern und Kindern eine wahre, herzliche Liebe herrschen? Hört einmal, wie es einem armen Kaffern-Kinde ging, von dem ich euch erzählen will.

Im Jahr 1830 lag eines Abends ein schwarzes Mädchen von etwa acht Jahren draußen vor der Hütte seines Vaters und spielte. Da kamen plötzlich aus dem nahen Walde vier große Wölfe, und sprangen auf das Kind los. Der eine packte es beim Kopfe, ein andrer bei der Schulter, und zwei bei den Beinen, und schleppten es, so schnell sie konnten, davon. Da hörten die Nachbarn das Jammergeschrei des Mädchens, eilten herbei und liefen den Wölfen nach. Diese fürchteten sich vor den vielen Männern, ließen ihre Beute fahren, und jagten zurück in den Wald. Aber das arme Kind war entsetzlich zugerichtet von den Zähnen der wilden Bestien. Die Aeltern trugen es in die Hütte hinein, und legten es auf Stroh nieder. Aber sie thaten nichts, um seine Wunden zu heilen, sondern ließen es in seinen Schmerzen liegen; und ihr könnt euch denken, was das Kind ausstehen mußte; zumal da es auch von den Stechfliegen und der Hitze gequält wurde. Da schrie es denn freilich Tag und Nacht, und nahm zusehens an Kräften ab. Die Aeltern meinten nicht anders, als es werde sterben müssen; darum trugen sie es endlich aus der Hütte hinaus. Denn wenn jemand gestorben ist, so mögen ihn die Kaffern nicht mehr anrühren. Draußen aber sagten sie zu ihrem Töchterlein: „Was sollen wir mit dir anfangen? Sollen wir die Nachbarn rufen, daß sie dich mit ihren Spießen tödten, oder sollen wir dich hinaus in den Wald tragen, daß du dort sterben kannst?"

Das haben die heidnischen Aeltern zu ihrem sterbenden Kinde gesagt. Was sollte nun das Kind wählen? Im Walde hatte es zu fürchten, von den Wölfen und andern wilden Thieren gefressen zu werden, oder zu verhungern. Da wäre es freilich leichter gewesen, sich schnell tödten zu lassen. Aber das Mädchen sagte: Bringt mich hinaus in den Wald. Da trugen die Aeltern es weit, weit weg, und legten es in einem dunklen Gebüsch nieder, wo kein Auge es sehen,

kein Ohr sein Schreien hören konnte. Dann gingen sie weg, ohne sich nach ihm umzuschauen, und dachten daheim kaum mehr an ihr krankes Kind.

Als aber das Kaffern-Mädchen allein war in dieser schrecklichen Einsamkeit des Waldes, kam plötzlich ein guter Gedanke in sein Herz. Und wer anders gab ihm diesen Gedanken als der barmherzige Heiland, der das Kind in seinem Elend sah, und sich über das unglückliche Geschöpf erbarmte. Es erinnerte sich nämlich, daß ein Missionar in der Nähe wohne, und daß dieser ein gar gütiger, freundlicher Mann sey. Da sagte es zu sich selbst: Ich will versuchen, bis zu seinem Hause zu kriechen; er ist ein guter Mann, und wird mich nicht verstoßen. Gleich machte es sich auf, kroch mit seinen verwundeten Gliedern mühselig über die Baumwurzeln und das Gestein hin, und suchte den Weg zu dem Hause des christlichen Lehrers. Und siehe, der liebe Heiland ließ es den rechten Weg finden. Es kam nach langem, langem Fortkriechen endlich aus dem Wald an einen grünen Hügel, auf welchem das Haus stand.

Als der Missionar das blutende Kind vor seiner Thüre liegen sah, ging es ihm durch's Herz. Er zählte die Wunden, welche ihm die Zähne der grausamen Wölfe gemacht hatten, und fand nicht weniger als vierzehn. Die gefährlichste war am Kopfe. Der Wolf hatte versucht, den ganzen Kopf in seinen Rachen zu nehmen, und die eine Wange ganz aufgerissen. Der Missionar legte das halbverschmachtete Mädchen auf ein weiches Bett, wusch ihm die Wunden aus, goß linderndes Oel darein, und verband sie mit Leinwand. Auch reichte er ihm stärkende Nahrung, und unter der liebevollen Pflege heilten die Wunden bald. Dabei erzählte er dem kranken Kinde von dem himmlischen Arzte, der ihm noch viel mehr Gutes thun wolle, als ein Mensch vermag, Er habe Seine Schafe aus des Satans Rachen errettet, und Sein eignes Leben für sie gelassen, damit sie nicht verloren gingen. Das Kind hörte immer aufmerksam zu, sagte aber nichts zu dem, was ihm sein gütiger, väterlicher Freund vom Heiland erzählte. Als endlich das Mädchen ganz gesund war, fragte es der Prediger, ob es nun wieder zu seinen Aeltern gehen wollte? „O nein, rief es; sie haben mich von sich gestoßen. Aber du hast mich aufgenommen; bei dir will ich bleiben.“

Einige Zeit nachher ging einmal der Missionar bei seinem Hause auf und ab, da hörte er die Stimme eines Kindes. Er sah sich um, und erblickte sein Pflegtöchterchen, wie es im Gebüsch kniete und andächtig betete. Das waren liebliche Töne für den wackeren Mann. Nun durfte er hoffen, daß es den Herren lieben und Ihm leben werde,

der es vom Tode errettet hatte. Es hatte Ihm selbst dafür zu danken, daß es in die Klauen der Wölfe gefallen war. Denn wäre es nicht von ihren Zähnen verletzt worden, so würde es vielleicht nie zu dem Missionar gekommen seyn, hätte nie von dem treuen, freundlichen Erlöser gehört.

62.

Der Wolf und das Geigerlein.

In Polen und Rußland fallen öfters die Wölfe in großer Menge die Schlitten und Wägen an, die durch ihre Wälder fahren, und würgen und tödten die Pferde und, wenn es ihnen gelingt, auch die Menschen. Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe; und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege, und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sey, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige; und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber dießmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen; denn das dumme Thier fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein; und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein andrer, auch wohl noch ein dritter oder vierter Gast zu seinem Bißchen Fleisch in die Grube hinein.

Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über's andre in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden, und so ganz sauer und

niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe; und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen; und da es Tag wurde, riß die dritte; und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten; und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, welcher durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, welcher den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges, und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brod ergeigen; und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche als im Wirthshaus, denn von dort sey ein geraderer und sichrerer Weg nach Hause, sey auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshaus.

63.

Der Wolf, das Pferd und der Bierfiedler.

In einem Dorfe bei Chodziesen, im Großherzogthum Posen, war einmal große Noth wegen eines alten, großen Wolfes. Denn dieser richtete an Pferden und Kühen, welche man dort auf eingehegten Weiden bei Nacht im Freien läßt, bedeutenden Schaden an. So manches Pferd hatte er schon erbeutet; aber einen schönen, feurigen Schimmel konnte er nicht erwischen. Mehrmals war dieser zwar bei Nacht, schnaubend und schäumend, vielleicht wenn etliche Wölfe zugleich ihn angegriffen hatten, nach Hause gekommen, aber immer ohne die geringste Wunde. Dieß erregte den Neid der andern Dorfbewohner; man prophezeit, der Schimmel werde am Ende doch erliegen; man zankt sich mit dem Manne, der seinen Schimmel rühmt; es kommt zuletzt zu einer Wette.

In einer mondhellen Nacht, nachdem alles andre Vieh eingesperrt ist, wird der Schimmel auf die gewohnte, von Gräben umschlossene Weide geschickt, wo ihn die bei der Wette Betheiligten durch ein Scheuernloch deutlich sehen können. Der Schimmel weidet ruhig bis gegen Mitternacht; da hebt er plötzlich den Kopf schnaubend empor, und sträubt die Mähne. Jetzt sieht man jenseits des Grabens den Wolf. Er kommt langsam

näher, setzt mit einem Sprung über den Graben, und kriecht auf dem Bauche dem Schimmel entgegen. Dieser geht schnaubend ein paar Schritte auf ihn zu, dreht sich dann, und setzt sich in Vertheidigungsstand. Der Wolf bleibt eine kurze Zeit unbeweglich liegen, kriecht dann langsam um den Schimmel herum, und sucht ihm von vorne beizukommen. Aber vergebens. Der Schimmel, welcher seinen Feind kennt, zeigt ihm, er mag sich wenden, wie er will, beständig die Hufen. Endlich stellt sich der Wolf, als wolle er abziehen, schleicht zum Graben, taucht, so erzählen die Leute, seinen Schwanz in's Wasser, kommt wieder geschlichen, nähert sich behutsam, thut einen gewaltigen Satz, spritzt dabei mit dem Schwanze dem Pferd in's Gesicht, hängt ihm gleich darauf an der Kehle, und reißt ihn im Augenblick nieder.

Schrecken ergreift den Mann, welcher die Wette verloren, aber auch die, welche sie gewonnen haben. Man überlegt, was zu thun sey, da keiner ein Feuergewehr bei sich hat, und sieht sich in dem nahen Wirthshause nach Hülfe um. Dort findet man noch Gesellschaft; denn ein wandernder Bierfiedler gibt Konzert. Beim Eintritt der Bauern verstummt die Musik; die klägliche Geschichte wird rasch erzählt. Da spricht der Bierfiedler: Ihr guten Leute, wenn ihr nach eurer Art den Wolf angreifen wollt, so werdet ihr ihn wahrhaftig nicht bekommen; denn er wird klug genug seyn, bei eurem Anzuge zu entwischen. Wollt ihr aber die Sache mir überlassen, und mir seinen Pelz zusichern: so kann ich euch dafür stehen, daß ich ihn noch diese Nacht erlege; denn auf solchen Fang bin ich eingeübt.

Der Vorschlag wird angenommen; der Bierfiedler bewaffnet sich mit einer Keule; die andern, mit Dreschflegeln, Aexten, Heu- und Mistgabeln gerüstet, folgen ihm. In der Scheuer wird Halt gemacht und spionirt. Der Wolf frißt noch. Laßt ihn nur ruhig ausfressen, spricht der Bierfiedler; je mehr je besser. Der Wolf frißt, bis er nicht mehr kann; dann beißt er einen Schenkel ab, und begibt sich damit langsam und schwerfällig auf den Rückzug; kaum kann er den Graben überspringen. Jetzt noch ein halbes Stündchen, sagte der erfahrene Musicus, indem er den Wolf mit scharfem Blicke verfolgt. Nach Verlauf dieser Zeit wird ausgerückt, der Held schweigend voran, die andern in einer Entfernung von dreißig Schritten hinterdrein. Die Spur und das frische Blut auf dem sandigen Boden leiten den Fiedler auf die rechte Bahn. Endlich macht er an einem Busche Halt, winkt den andern, fern zu bleiben, nähert sich sehr behutsam, packt auf einmal den Schwanz des schlafenden Wolfes, zieht ihn mit der Linken hervor, und drischt ihn mit der Rechten auf's kräftigste, bis er entseelt zu seinen Füßen liegt.

64.

Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg.

Zwischen den Jahren 1246 und 1264 lebte auf der Veste zu Nürnberg der Burggraf Friedrich III. von Hohenzollern und seine Gemahlin Elisabeth. Sie hatten einander sehr lieb; ihr häuslicher Wohlstand war blühend; ihre Unterthanen waren ihnen treu und anhänglich; die freien Bewohner der erfindungsreichen und gewerbsthätigen Stadt, die eben damals anfing recht aufzublühen, liebten und achteten sie; und so kam es, daß das Leben dieses fürstlichen Paares recht heiter und froh war. Sie bekamen innerhalb zwölf Jahren zwei Söhne und vier Töchter, die alle recht gute Kinder waren. Johann, der ältere Sohn, war nun 18, und sein Bruder Sigmund 16 Jahre alt. Beide waren Meister in allen Ritterkünsten, zogen mit gegen die Raubritter aus, und halfen der bewaffneten Mannschaft Nürnbergs die Landstraßen vom Raubgesindel reinigen, so daß die Umgegend der reichsten Stadt Frankens auch die sicherste wurde. Ruhte der Kampf mit den Räubern, so zog man gegen wilde Thiere aus. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern waren Johann und Sigmund als gewaltige Jäger bekannt.

Im Anfang des Herbstes 1264 richtete eine große Menge Wölfe in den Dörfern des Fichtelgebirgs schreckliche Verheerungen an, so daß die Bewohner sich zusammenthaten und sie vertrieben. Etliche hundert Wölfe hatten sich vor den Pfeilen und Spießen der Fichtelberger auf das offene Gebiet des Burggrafthums Nürnberg unterhalb Gebirgs geflüchtet, und machten vorzüglich den Sebalder und Lorenzer Wald sehr unsicher. Kein Tag verging, an dem man nicht hörte, daß die Wölfe wieder einen Menschen zerrissen hätten.

Der gräßlichste Vorfall dieser Art begab sich am dritten Tage vor Michaelis. In dem Sebalder so wie im Lorenzer Wald bei Nürnberg wurden von einigen Bauern, die man Zeidler nannte, so viele Bienen gehegt, daß die beiden Wälder in den Reichsschriften der damaligen Zeit „des Reiches Bienengarten“ genannt wurden. Die Bienenzucht wurde aber darum in so großem Umfange getrieben, weil der fremde Rohrzucker noch nicht bekannt war. Da versorgten denn die Zeidler die ganze Gegend mit Honig, und mußten auch ihre Steuer an die Obrigkeit in Honig abgeben. An dem genannten Tage nun hatte ein solcher Zeidler, einer obrigkeitlichen Aufforderung zufolge, seine dießjährige, erst am Michaelistage fällige Honigsteuer in zwei großen Kübeln mit Hülfe seiner Frau von dem nördlichen Saume des Sebalder Waldes in das dritthalb Stunden entfernte Nürnberg getragen. Da ihr Häuschen in einer Einöde stand, so konnten sie keinem Nachbar die Obhut über dasselbe empfehlen. Weil

übrigens die längste Zeit ihrer Entfernung nur sechs Stunden dauern konnte, so hatten sie ihrem ältesten Kinde Wolfgang, einem lebhaften und brauchbaren Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen vierjährigen Bruder und sein zweijähriges Schwesterlein übergeben, und ihm sorgfältigst eingeschärft, ja stets mit den beiden Kleinen zu spielen, und sich nicht aus dem Hause zu entfernen, wofür sie ihm einen Lebkuchen aus der Stadt mitbringen würden. Die drei Kinder blieben glücklich beisammen im Zimmer bis gegen fünf Uhr Abends, wo die Erscheinung des zehnjährigen Sohnes eines andern Zeidlers vor der Hausthüre seinen Gespielen aus der Stube lockte. Neugierig folgte der vierjährige, muntere Rudolph dem ältern Bruder nach; und das einsam zurückgelassene Schwesterchen, da es die Thüre offen und die Brüder draußen im Freien spielen sah, blieb auch nicht lange zurück. Plötzlich erschienen zwei Wölfe. Der fremde Junge klettert behend auf die vor dem Hause stehende, hochstämmige Linde, und ruft laut seinem Gespielen Wolfgang zu, ein Gleiches zu thun. Allein der gute Knabe, weit mehr bekümmert um seine jüngern Geschwister als um sich, nimmt schnell das Schwesterchen auf den rechten Arm und den Bruder mit der linken Hand, und eilt mit ihnen der nahen Hausthüre zu. Wie er schon den Fuß hineinsetzen will, erhascht ihn der eine Wolf bei der Schulter, und sogleich wühlen seine scharfen Zähne in den Eingeweiden des Unglücklichen. Der andere Wolf zerfleischte inzwischen unbarmherzig den vierjährigen Rudolph, der bis zu seinem letzten Athemzug unaufhörlich: „Vater! Mutter! lieber Gott!" rief. Darnach ergriffen die beiden Würger auch das noch übrige Schwesterlein, dessen ängstliches Weinen der Tod bald stillte.

In diesem Augenblick erschienen die Aeltern der getödteten Kleinen, welche, von einer traurigen Ahnung ergriffen, aus der letzten Stunde des Rückwegs eine halbe gemacht hatten, vor ihrer Hütte; und die Wölfe, von ihrem Jammergeschrei geschreckt, ergriffen die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden, noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer geliebten Kinder seyen, tobten Vater und Mutter in's Haus, und riefen mit verzweifelter Stimme: „Kinder, kommt! kommt, Kinder, da habt ihr Lebküchlein!" Außer sich vor Freude stürzten sie sich zur Thüre, als an derselben eine Knabenstimme erscholl; aber es war die klägliche Stimme des von dem Baume herabgekommenen Knaben, der den armen Aeltern berichtete, wie gräßlich ihre Lieblinge umgekommen seyen. Nach einer Viertelstunde sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todesstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinne zu dem Gatten sagte: „Komm, Heinrich! laß uns nach Nürnberg gehen, und bei dem Reichsvogt unsere Kinder holen; und wenn er sie uns nicht wieder gibt, so nehmen wir ihm seine Kinder,

und werfen sie den Wölfen vor." „Ach, warum mußte er auch dießmal die Honigsteuer vor dem Ziele einfordern lassen!" seufzte der tiefgebeugte Vater, warf, ohne zu wissen, was er thue, den theuren Ueberrest in seinen noch auf dem Rücken hängenden Tragkübel, und wankte damit unwillkürlich seiner hastig nach Nürnberg zurückeilenden Frau nach.

Kaum in der Stadt angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts. Den Lanzenträger, der an der Treppe Wache hielt, fragte sie gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern?" Trotzig versetzte dieser: „Auf der Burg bei dem Burggrafen. Was wollt Ihr so spät bei ihm?" Blitzschnell eilte das Weib der Burg zu, drang unaufhaltsam über die erleuchteten Treppen des burggräflichen Hauses in den Gastsaal des Burggrafen, der eben mit seinen besten Freunden, unter denen auch der Reichsvogt war, den 18. Geburtstag seines ältern Sohnes Johann feierte. Eine ernste Stimmung hatte sich eben aller Gemüther bemächtigt, da in diesem Augenblicke der Burgwächter vom Thurme herab mit dem Horn den Eintritt der vorletzten Stunde vor Mitternacht verkündigte, den wichtigen Augenblick, wo die edle Burggräfin vor 18 Jahren, zwischen Tod und Leben schwebend, ihr erstes Kind glücklich geboren hatte. Da stürzte die unglückliche Mutter unter die Knaben und Mädchen, die im Saale spielten, hob ein Kind um das andere hastig empor, und rief immer dabei: „Emma! Rudolph! Wolfgang! wo seyd ihr denn?" Da fragte man sie, wer sie sey? wen sie suche? Aber sie hörte nicht; und die Anwesenden erriethen den traurigen Vorfall erst aus den Worten des Zeidlers, der nun auch in den Saal trat, die blutigen Gebeine in das Zimmer warf und sagte: „Da, ihr mächtigen Herren, nehmt die letzte Steuer von mir armen, unglücklichen Vater!" —

Diese Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf das burggräfliche Haus und alle anwesenden Gäste. Die beiden jungen Burggrafen, vom tiefsten Mitleid erschüttert, faßten den Entschluß, alles aufzubieten, um das arme Landvolk von dieser furchtbaren Plage der Wölfe zu befreien. Es wurde eine große Wolfsjagd für den folgenden Tag verabredet. Am frühesten Morgen zogen die burggräflichen Jünglinge an der Spitze von dreißig geübten Jägern und mehr als hundert rüstigen Knechten, die etliche und dreißig tüchtige Hunde führten, dem nördlichen Walde zu. Durch zweckmäßige Anstalten versperrten sie dem Wild jeden Ausgang; und nach Sonnenuntergang waren 18 Wölfe und überdieß 6 Eber, 5 Hirsche und 10 Füchse erlegt. Am furchtbarsten wüthete die Jagd um die Hütte des unglücklichen Zeidlers. Er selbst hatte die Burggrafen in dieselbe geführt, und bei dem Anblicke des Spielzeugs seiner lieben Kinder fast seine Seele mit seinen Thränen ausgegossen. Auch die Wangen der Burggrafen netzten menschliche Zähren; und Johann wiederholte sich hier, das Auge durch

das Fenster zum Himmel gerichtet, sein Gelübde, alles schädliche Wild vollkommen auszurotten. In diesem Augenblicke sieht er zwei Wölfe heißhungrig die von dem gestern vergossenen Blut bezeichnete Stelle belecken. Ohne Roß und Spieß — denn diese standen jenseits der Wölfe an der Linde — stürzt er sich mit dem gezückten Schwert pfeilschnell auf die Wüthriche, und haut mit einem furchtbaren Streich dem einen den Kopf ab. Schon hatte der andere den verderblichen Rachen in Johann's rechte Seite eingehauen, als ein langsam nachgefolgter Hund dem zerfleischenden Wolf an den Hals flog, so daß derselbe, mit seiner eigenen Gefahr beschäftigt, den tödtlichen Biß nicht vollbringen konnte. Durch eine verzweifelte Schwenkung schleuderte das Unthier den treuen Hund von sich, und warf sich wüthend auf ihn; aber eben so schnell wühlte Johann's Schwert in des Wolfs Eingeweiden. Man denke sich das Entsetzen Sigmunds über des Bruders bestandene Gefahr, als ihn das plötzliche Geräusch aus dem Hause rief. Aengstlich untersuchte er mit einem Köhler Johann's Seite, welche jedoch nur scharf geritzt und kaum blutrünstig war.

Schnell war das Gerücht von dieser glücklichen Jagd in die Stadt geflogen; und der edle Rath hatte im Stillen Anstalten zum würdigen Empfang der Sieger getroffen. Gegen acht Uhr Nachts zogen die Jäger durch das Thiergärtnerthor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden waren, der Zeidler auf einem schneeweißen Rosse aus dem Stalle der Burggrafen. Hinter ihm trugen fünfzig Knechte auf ihren Schultern an Stangen das gefällte Wild. Fünfzig andere gingen auf beiden Seiten mit brennenden Windlichtern. Hinter ihnen ritten die Burggrafen Johann und Sigmund auf zwei Rappen, und hinter diesen, je drei und drei, die dreißig edlen Schützen. Neben und hinter ihnen gingen, nach der Verordnung des Rathes, 25 Waffenschmiede in glänzender Rüstung mit Windlichtern. Als der Zug an die Sebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherren den braven Jünglingen im Namen der Stadt für die zum Besten derselben bestandene Gefahr und Mühe, und luden sie zum Abendbrod in den festlich geschmückten Hauptsaal des damaligen Rathhauses. Als die Jäger in den Saal traten, kamen die Töchter der edelsten Nürnberger Geschlechter herbei, und setzten jedem der Jäger, unter dem Schalle der Trompeten und Pauken, einen Blumenkranz auf. An den Tafeln saßen die Aeltern der Bekränzenden und der Bekränzten, an ihrer Spitze der Burggraf und die Burggräfin. Man denke sich das freudige Staunen der Jünglinge! Mahl und Tanz dauerte bis Mitternacht; und ehe sie nach Hause gingen, wurde eine zweite Wolfsjagd auf den morgenden Michaelistag verabredet.

Um fünf Uhr früh waren die burggräflichen Jünglinge im Begriffe,

sich an die mit ihren Jagdfreunden verabredeten Sammelplätze zu begeben. Da trat die Burggräfin Elisabeth mit rothgeweinten Augen und verstörten Blicken in das Zimmer der Söhne, und beschwor sie bei ihrer kindlichen Liebe, an diesem Tage zu Hause zu bleiben, und die Burg nicht zu verlassen. Dieser Wunsch der heißgeliebten Mutter befremdete die jungen Burggrafen. Sie versicherten, daß nur außerordentliche Ursachen sie hindern dürften, ihr gegebenes Wort, die heutige Jagd zu leiten, zu brechen, und wünschten zu hören, ob solche Ursachen vorhanden wären. „Tausend solcher Ursachen,“ versetzte die Burggräfin, „umschließt ein einziger Traum.“ „Dacht' ich es doch, liebe Mutter,“ fiel Johann ein, daß dir die Kunde von der Verwundung meiner Seite böse Träume bringen würde; darum wollte ich sie dir geheim halten.“ Die Burggräfin entgegnete: „Nein, mein Sohn! so hell und umständlich träumt keine Seele durch menschliche Veranlassung. Ich sah eure Leichname, von mehr als tausend Wunden zerrissen, den Burgberg herauftragen. Ich zittere, wenn ich daran denke.“ Herzlich ergriffen hier beide Söhne zugleich der Mutter Hand, und betheuerten ihr, daß sie, aus gehorsamer Rücksicht auf den Traum der guten Mutter, jeder Leibesgefahr, so weit es sich nur mit der Ehre vertrage, sorgfältig ausweichen wollten. „Siehst du, Mutter!“ fügte freudig Sigmund hinzu „nun hat dein Traum seine Absicht erreicht, und du darfst nicht die Schande erleben, daß deine Söhne, aus übergroßer Aengstlichkeit vor Traumgebilden, wortbrüchig oder ein Spott der Kinder werden.“ Nach einem Augenblicke sprachloser Wehmuth fiel hastig die Mutter den Söhnen um den Hals, deckte ihr Gesicht mit Küssen und Thränen, rief mit lauter Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder! Gott geleite euch! ich kann nichts weiter!“ und eilte der Thüre zu. Aber noch auf der Schwelle rief sie mit scheinbarer Ruhe zurück: „Haltet Wort! seyd vorsichtig, und vergeßt vor allem die treuen Hunde nicht.“ Mit flehender Stimme erwiderte Johann: „Erlaß uns die Hunde; sie sollen, so haben wir's mit den andern Jägern ausgemacht, zu Hause bleiben. Sie haben gestern häufig unsere Jagd gestört, und uns außer dem Dienste, den sie mir erwiesen, und den mir von nun an größere Vorsicht entbehrlich machen soll, keinen einzigen Vortheil gebracht. Darum habe ich sie schon gestern in unser Schlößchen in der Vorstadt*) bringen lassen.“ Da sprach die Burggräfin: „So befehle ich euch denn als Mutter, daß ihr die beiden treuen Hunde, die euch schon zweimal das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt.“ Betroffen antworteten die beiden Jünglinge zugleich: „Wir gehorchen dir.“

*) Die Gegend um die Jakobskirche und das deutsche Haus war damals noch Vorstadt.

Ernst gingen nun Johann und Sigmund die Schloßtreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde, geboten zwei Knechten, voranzugehen und im Schlößchen den Drusus und Nero, der jungen Burggrafen Leibhunde, am Strick zu nehmen, und ritten dann langsam den Burgberg hinab über die Pegnitz dem Schlößchen zu. Hier befahlen sie den Knechten, den Weg nach dem Thore einzuschlagen, und ermahnten sie mit ungewöhnlicher Aengstlichkeit zur Vorsicht. Indeß der Schloßwärter einige nöthige Worte mit Johann sprach, nahm Sigmund zu Pferd von dem Fenster ein Reißblei, und schrieb über die Hausthüre: „Der guten Mutter gehorsam waren wir heute am Michaelistage 1264 wider unsern Willen hier. Sigmund.“ Darunter schrieb Johann auf Sigmunds Bitte, des Bruders sonderbaren Scherz belächelnd: „Johann.“ Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrei, und in einem Augenblick hatten sich mehr als tausend Menschen in einen Klumpen zusammengedrängt. In schnellem Trab eilten die Burggrafen mit den Laufenden, und vernahmen am deutschen Hause, wie vom Blitze gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Sensenschmieds Kind zerrissen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen an diese Stelle gekommen waren, ging das siebenjährige Söhnchen eines Sensenschmieds, von der allzusorgsamen Mutter, zum Schutze vor der frischen Morgenluft, in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Der verzogene Junge hatte sich eben Naschwerk in einem Laden gekauft, wo ihn die unkluge Mutter früher, den ernstlichen Warnungen des Vaters zum Trotz, oft mit Leckereien gefüttert hatte. Eben zehrte er aus der Tasche, als die Knechte mit den jagdlustigen Hunden am deutschen Hause vorbeigingen. Kaum hatten die Hunde die Wolfshaut am Knaben bemerkt, als sie mit einem starken Riß sich aus den Händen der Knechte befreiten, und den Jungen, den sie für einen Wolf gehalten, mit grimmigen Bissen erwürgten. Als Johann und Sigmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, neben dem die unvorsichtigen Knechte mit den nun straff gehaltenen Hunden standen, so sprangen sie von den Rossen, zogen wüthend die Schwerter, und tödteten in einem Augenblick die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben meinten, und daher ihren heranstürmenden Herren freudig entgegen winselten. Dann rissen sie ihnen die Stricke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rücken, und baten dringend die mit Hämmern, Sensen und Aexten immer zahlreicher herbeiströmenden Sensenschmiede, die Strafbaren in das Burgverließ zur langwierigen Einsperrung abzuliefern. Dann kniete Johann vor der auf ihrem todten Kinde laut klagenden Mutter nieder, faßte ihre Hand, und suchte sie weinend zu trösten.

Indeß die Augen fast aller Umstehenden von sichtlicher Rührung zeugten, rief ein sich neugierig herzudrängender Bauer, dessen kaum bestellte Wintersaat gestern das Heer der Hunde zerwühlt hatte: „Sagte ich's nicht? Das sind die Wölfe, welche der Zeidler Kinder würgen.“ Dieses mit Gift der Hölle gewürzte Wort fiel fruchtbar auf den schwarzen Boden einiger unedlen Gemüther; das schon früher entstandene Gemurr nahm zu; Verwünschungen erfüllten die Luft — und ehe dem verruchten Beginnen gewehrt werden konnte, lag Johann, von mörderischen Händen erschlagen, zu den Füßen der verzweifelnden Mutter. Sigmund, der sich schützend auf seinen Bruder geworfen hatte und, als dessen Loos auch ihm drohte, von mitleidigen Händen auf sein Pferd gesetzt, bewußtlos entflohen war, ward eingeholt, und nach kurzer Frist von seinen blutdürstigen Verfolgern ebenfalls ermordet. Jetzt aber fielen den wüthenden Sensenschmieden die blutigen Mordwerkzeuge aus den Händen. Auf einmal erschollen Worte der Reue und gegenseitiger Vorwürfe, und zwar am lautesten aus dem Munde der Schlechten, die durch ihre höllischen Reden den Brand des Aufruhrs entzündet hatten. Sie hoben die beiden Leichname auf, legten sie auf Tragbahren, und wandelten unter heuchlerischen Wehklagen mit denselben der Burg zu, auf welche noch nicht die geringste Kunde von dem gräßlichen Vorfalle gedrungen war, da alle Bewohner der innern Stadt, entweder aus Neugier, oder aus redlichem Eifer der Hülfeleistung, dem Schauplatze des Greuels zugeeilt waren. Eben lächelte der Burggraf Friedrich während des Frühstücks über den Traum, den seine Gemahlin ihm erzählt hatte, und diese trat mit der jungen Gräfin von Nassau*), Hedwig, an eines der gegen den Markt gekehrten Burgfenster, um dem ungläubigen Gatten ihre Thränen zu verbergen. Plötzlich schrie sie auf: „Himmel, was seh' ich! Ein ungeheurer Menschenhaufen drängt sich über den Markt heran! Dieser Gang, diese Bewegung zeigen keine Freude an! Sie kommen näher! Sie weinen! Siehst du nicht, Hedwig, die vielen Tücher? Sie weinen laut den Burgberg herauf! Friedrich! Hedwig! O mein Traum!“ Der Burggraf, von dem Geschrei seiner Gemahlin erschüttert, sprang ihr zu Hülfe. Aber auch er stand wie versteinert, als er vom Fenster aus die Menschenmenge mit zwei Todtenbahren und Sigmunds Roß sah. Hedwig schauerte bleich zusammen. Endlich brach der Burggraf Friedrich das fürchterliche Schweigen. „Komm, Elisabeth! komm, Hedwig! sprach er mit dem Tone der tiefsten Erschütterung,

---

*) Die Grafen von Nassau waren damals viele Jahre hindurch Bürger und Einwohner der Stadt Nürnberg; und einer von ihnen, derselbe, welcher i. J. 1273 den rechts gegen die Pegnitz stehenden Thurm der Lorenzer Kirche auf seine Kosten erbauen ließ, wurde als Nürnberger Bürger i. J. 1292 Kaiser der Deutschen.

„laßt uns sehen, was wir liebten. Auch im Tode soll es uns noch theuer seyn.“ Unwillkürlich hingen sich Elisabeth und Hedwig an seine Arme, und wankten mit ihm die Treppe hinab. Die Träger schlugen das Leichentuch zurück. Da rief zuerst der Vater mit vom Schmerz gebrochener Stimme: „Sie sind es!“ in Verzweiflung die Mutter: „Sie sind es!“ Wer ein fühlendes Herz hatte, wer die jungen burggräflichen Jünglinge näher gekannt hatte, unzählige Zuschauer theilten schluchzend den Schmerz der unglücklichen Aeltern. Auf einmal rief eines Kaufmanns Sohn, in dessen Brust sich Mitleid und Gerechtigkeitsliebe zu feurig regten, den Umstehenden mit ergreifender Stimme von den Bahren her zu: „Das Blut dieser Guten komme siebenfach über die Mörder!“ Und plötzlich entstand eine schreckliche Verschwörung gegen die Schuldigen, und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräßlichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burggraf nach einigen Augenblicken die grausame Absicht der Weggehenden erfuhr, eilte er ihnen, sein eigenes Herzeleid vergessend, spornstreichs nach, und stellte sich ihrem Zuge auf der Pegnitzbrücke entgegen. Aber obgleich er sie flehentlich bat, ihm des Jammers nicht noch mehr zuzuziehen, so konnte er sie doch von der blutigen Ausführung ihres Entschlusses nur durch das feierliche Versprechen abhalten, daß er selbst die gerechte Bestrafung der Mörder ohne Verzug übernehmen wolle. „Aber nicht wahr, edler Burggraf, noch heute?“ sprach der Anführer, „sonst halten wir noch in der Nacht Gericht.“ Friedrich, ob dieser Worte schaudernd, sagte auch dieses zu, und gab auf der Stelle Befehl, daß aus den benachbarten Orten des Burggrafthums 500 Reisige in Eilmärschen zu ihm kommen sollten. Absichtlich sprach der menschenfreundliche Burggraf diesen Befehl vor aller Welt und recht laut aus; denn die strafbaren Bewohner der Vorstadt, die sämmtlich aus Sensenschmieden bestanden, nahmen nun, von ihrem bösen Gewissen gejagt, schleunig die Flucht nach Donauwörth, und überhoben so den tiefgebeugten Fürsten der traurigen Nothwendigkeit, das Blut seiner Söhne mit dem Blute von mehr als 100 Hausvätern zu versöhnen. Er drang nicht einmal auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern begnügte sich damit, auf jedes derselben eine jährliche Straffsteuer von sieben Hellern zu legen, welches Blutgeld der Burggraf Friedrich V. im Jahre 1386 der Stadt Nürnberg wieder zu lösen gab.

Johann's und Sigmund's Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar in der Kapelle zur rechten Hand. Ein im Hofe des Gasthauses zum Mondschein befindliches, dreifaches Gemälde aus alter Zeit zeigt in der mittleren Nische die beiden burggräflichen Jünglinge, wie sie mit Gefolge auf die Jagd reiten, auf der rechten Seite einen Hund, welcher des Sensenschmieds Kind zerreißt, und zur linken die Ermordung des ei-

nen Prinzen. Schwer lag das Gedächtniß des unglücklichen Tages auf dem Herzen des burggräflichen Paares. Elisabeth starb 1272, und Friedrich trauerte in düsterem Unmuth, bis im Jahre 1273 ihn die Wahl seines Oheims Rudolph von Habsburg zum deutschen Kaiser in den Strudel der großen Weltbegebenheiten riß, und die heiligen Angelegenheiten seines Vaterlandes die Oede seines Herzens füllten.

65.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken;
Verderblich ist des Tiger's Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken —
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

66.

Die Jagdhütte.

Ich befand mich mit meiner Schwester Aninia zum Besuch auf dem Schlosse meines Oheims an der litthauischen Gränze, als ich die betrübende Nachricht erhielt, daß mein Vater plötzlich erkrankt und dem Tode nahe sey. Unter diesen Umständen durften wir nicht zögern; und da der Schneefall aufgehört hatte, der Mond hell schien, und wir an Rosko, dem alten, erfahrenen Jäger meines Vaters, einen zuverlässigen Kutscher hatten, so beschlossen wir, noch am Abend abzureisen, und die Nacht durch zu fahren. In unsre Pelze gehüllt und mit Mundvorrath reichlich versehen, bestiegen wir unsren Schlitten, und erreichten beim Anbruch der Nacht den großen Wald, der uns von der väterlichen Wohnung trennte, und der sich weit nach Litthauen hinein erstreckt. Unser Weg war so breit, daß die Aeste der Bäume die Strahlen des Mondes nicht abhielten, ihn zu beleuchten; dagegen hemmten große Eis- und Schneemassen, die sich auf der Strasse angesammelt hatten, unser Fortkommen, und ermüdeten zugleich unsere Pferde. Das Schweigen, welches unter uns herrschte, wurde nur durch den Hufschlag der Pferde und das Schnarchen der eingeschlafenen Kammerfrau unterbrochen. Meine und meiner Schwester Gedanken waren dem theuren Vater zugewendet; denn bei seinem hohen Alter konnten wir uns das Gefährliche seiner Krankheit nicht verhehlen.

Es war schon nahe an Mitternacht, und noch hatte sich nichts Ungewöhnliches ereignet, als unsre Pferde plötzlich eine große Unruhe zeigten; sie athmeten schwer, und fingen von selbst an viel schneller zu laufen. Wir hatten die Thiere schon seit mehreren Jahren, und wußten daher, daß nur etwas Ungewöhnliches diese Veränderung hervorbringen konnte. Offenbar schienen sie sich zu fürchten; denn sie wen-

deten die Köpfe scheu zurück, und es war, als triebe eine unsichtbare Macht sie vorwärts.

Bald wurden ihre Sprünge so wild, daß Rosko sie mit Gewalt im Zügel halten mußte, was ihm jedoch nur mit Mühe gelang. Mich machte diese ungewohnte Wildheit unserer Thiere besorgt; und ich erblickte darin die Annäherung irgend einer drohenden Gefahr. Auch der alte Rosko wurde jetzt unruhig; er blickte sich mehrmals um, und schien gespannt zu horchen; dann ließ er plötzlich den Pferden die Zügel schießen, und sie flogen im Nu davon, so schnell sie nur laufen konnten.

Ich saß rückwärts in dem Schlitten. Indem ich mich ein wenig umwendete, war mein Mund dem Ohre unseres alten Führers nahe. Was gibt's, Rosko? fragte ich so leise, daß Aninia mich nicht hören konnte. Der Alte schien einen Augenblick nachzudenken; dann antwortete er mir eben so leise: „Ich fürchte, daß die Wölfe auf unsrer Spur sind. Die Kälte treibt sie aus den Wäldern; der Hunger führt sie uns zu, und wir sind verloren, wenn die Schnelligkeit unsrer Pferde uns nicht rettet."

Ich habe den Tod unter furchtbaren Gestalten gesehen; aber nie hatte der Donner der Schlachten mich erblassen gemacht, wie diese Worte. Mein erster Gedanke war Aninia; ich sah ihre schönen, zarten Formen bereits von den blutdürstigen Bestien zerrissen. Oft hatte ich von der Hartnäckigkeit und Schnelligkeit gehört, mit welcher die Wölfe ihre Beute verfolgen. Wenn unsre Pferde nicht stürzten, waren wir zwar gerettet; aber ich mußte fürchten, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden.

Ich hatte ein Jagdmesser, eine Flinte und zwei Pistolen; aber mein Vorrath an Pulver und Blei war nur gering, und ich konnte daher nur wenige unsrer Feinde erlegen, deren Gewohnheit es ist, zu Hunderten auf ihre nächtlichen Unternehmungen auszuziehen.

Der alte Rosko trieb die Pferde an; aber er hatte dieß kaum nöthig; denn ihr Instinkt jagte sie mehr als seine Peitsche. Ich sah beständig rückwärts; aber noch hatte ich nichts entdeckt, als Rosko, dessen Gehör und Gesicht schärfer waren, plötzlich ausrief: „Sie kommen! sie kommen! Hören Sie das Schnaufen? Der dunkle Punkt dort unten, das ist ein Haufe von mehr als hundert Stück."

Jetzt sah auch ich, was das scharfe Auge Rosko's zuerst erkannt hatte. Eine dichte, finstre Masse kam immer näher und näher. Wilde, furchtbare Töne drangen durch die Nacht zu uns herüber, als sichere Boten der nahenden Gefahr.

Noch ahnte Aninia nichts; noch hatte die drohende Gefahr sie nicht aus ihren Träumereien geweckt. Doch ich durfte sie nicht länger in ihrer Unwissenheit lassen. Schon unterschied ich die Gruppen der reißen-

den Ungeheuer; schon eilten einzelne der Masse voraus, und kamen unserm Schlitten bis auf Schußweite nahe. Ich erhob mein Gewehr, und zielte auf die nächste der Bestien. Bück dich! rief ich meiner Schwester zu, die bei diesen Worten wie aus einem tiefen Schlaf erwachte. Sie sah mich an, als wollte sie mich fragen; aber sie schien auf meinem Gesichte zu lesen, daß jetzt keine Zeit zu Erklärungen sey; unwillkürlich beugte sie sich nieder, und der vorderste und größte der Wölfe stürzte, von meinem Schusse getroffen.

Der Knall erweckte die Kammerfrau; sie glaubte, wir wären von Räubern überfallen worden, und stieß ein gellendes Hülfsgeschrei aus. „Es sind nur Wölfe, sagte der alte Rosko mit furchtbarer Kaltblütigkeit; sie fressen den geschossenen. Von einem Feinde sind wir befreit, fuhr er fort; aber es bleiben noch hunderte, bis" —

Er endete nicht; denn er wollte die Frauen nicht mit dem Gräßlichen unserer Lage bekannt machen. Die Pferde jagten unterdeß, durch den Schuß angefeuert, mit erneuter Schnelligkeit vorwärts, während die Wölfe über den gefallenen Kameraden herfielen. „Das wird sie nicht lange aufhalten, flüsterte Rosko mir zu. Bald sind sie wieder hinter uns her; und unsre Pferde werden erliegen."

Jetzt mußte ich die Seelenstärke Aninia's bewundern; sie beschäftigte sich nur damit, die Kammerfrau zu trösten, und sie zur Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zu ermahnen. Dann faltete sie die Hände, und betete mit der Ruhe eines Engels.

Dieser Anblick gab auch mir neuen Muth und neue Hoffnung. Ich lud mein Gewehr wieder, und hielt mich schußfertig. Die Pferde strengten alle ihre Kräfte an; doch sah ich schon wieder einige der Ungethüme mit gierig aufgesperrten Rachen uns näher kommen.

Ein Schuß streckte abermals den vordersten nieder, und ich hoffte, daß wir durch den wiederholten Aufenthalt der Thiere bei den Leichen so viel Zeit gewinnen würden, um das Ende des Waldes oder irgend eine menschliche Wohnung zu erreichen. Aber ach, wie unbegründet zeigte sich diese Hoffnung! Ich hatte kaum mein Gewehr geladen, als die Wölfe auch schon wieder dicht hinter uns waren.

„Das alles nützt zu nichts, flüsterte mir Rosko zu; bald werden die Pferde erschöpft seyn; und dann sind wir verloren!" Und in der That war auch schon eine Abnahme der Kräfte bei den armen Thieren bemerkbar. Ihr Athem wurde keuchend, ihr Lauf ungleich. Dennoch thaten sie, was sie vermochten; denn sie erkannten gleich uns die Gefahr.

Unsre Lage war entsetzlich, und ich zitterte, nicht für mein Leben, sondern für das Aninia's. Zwar schoß ich noch einige der Bestien nieder; aber sie ließen sich dadurch nicht mehr aufhalten. Sie waren

jetzt dicht hinter uns, und ich konnte die lechzende Zunge und die flammenden Augen jedes einzelnen erkennen.

Und welch eine Menge! Ich hatte kein Pulver mehr, und zur Vertheidigung gegen die zahllose Masse der Feinde nur noch meine beiden Pistolen, die noch nicht abgefeuert waren, meinen Hirschfänger und den Kolben meines Gewehres. Das alles hatte Rosko bemerkt.

Uns bleibt noch eine Hoffnung, sagte er. Ich erinnere mich, daß ich auf dem Herwege eine verlassene Jagdhütte bemerkt habe, die nicht mehr fern seyn kann. Gelingt es uns, sie zu erreichen, so sind wir für den Augenblick gerettet; wo nicht, so werden wir von den Wölfen zerrissen. Kommt es dahin, flüsterte er mir zu, so seyn Sie barmherzig, gnädiger Herr, und geben Sie dem Fräulein durch eine Ihrer Pistolen, die noch geladen sind, einen schnellen Tod, um sie vor dem qualvollen unter den Zähnen der Wölfe zu bewahren.“ Starr blickte ich den alten, treuen Diener an; eine Thräne rann über seine gefurchte Wange; er nickte mir noch zu, um mir den Sinn seiner fürchterlichen Worte zu bestätigen.

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen. Eiseskälte durchzitterte meine Glieder, indem ich den Blick auf die lieblichen Züge meiner Schwester richtete, und daran dachte, daß ich vielleicht in wenigen Sekunden gezwungen seyn würde, ihr den Tod zu geben, während sie fromm und still die sanften Augen zum Himmel richtete, in dessen Willen sie sich ohne Murren ergab.

Plötzlich sahen wir unsere erbitterten Feinde zu beiden Seiten des Schlittens erscheinen; ich sah, wie sie die Nüstern aufrissen, als wollten sie den Inhalt desselben erst witternd prüfen, ehe sie darüber herfielen. In diesem fürchterlichen Augenblick überließ ich mich der Verzweiflung. Meine linke Hand ergriff eine Pistole; mit unsicherem Blicke suchte ich nach dem Kopfe meiner Schwester. Ich kam mir vor, als sey ich kein Mensch mehr, sondern auch ein reißendes Thier der Wüste, das andern diese Beute streitig machen wollte. Unwillkürlich zog ich mit der rechten Hand den Hirschfänger aus der Scheide. Es schwamm mir wie Blut vor den Augen; ich sah nichts mehr als die gierigen Wölfe und die weite Schneefläche.

Da that eine der Bestien einen gewaltigen Satz, um in den Schlitten zu springen; aber von meinem Streiche getroffen, stürzte sie röchelnd zurück. Aninia wurde ohnmächtig an der Seite der Kammerfrau, die schon lange die Besinnung verloren hatte.

„Wohlgethan! rief der alte Rosko. Sparen Sie Ihr Pulver, und bedienen Sie sich der Klinge und des Kolbens. Ich sehe schon die Hütte. Setzen Sie den Kampf nur noch einige Augenblicke fort, und wir sind gerettet.“

Diese Worte gaben mir meine Geistesgegenwart zurück. Rosko peitschte unbarmherzig auf die Pferde ein, und die armen Thiere machten eine letzte gewaltige Anstrengung. Ich steckte die Pistolen vorn in meinen Pelz, und stand aufrecht mit geschwungenem Kolben im Schlitten.

War es diese drohende Haltung, war es die erneute Schnelligkeit der Pferde, die unsre Feinde einen Augenblick stutzen machte, genug, wir gewannen einen Vorsprung, der zwar unbedeutend, in unsrer Lage aber dennoch unschätzbar war. Ich sah mich um, und dicht neben uns die offene Thüre der Hütte. Rosko stieß ein lautes Freudengeschrei aus, indem er die Pferde anhielt, und von seinem Sitze sprang. „Wir sind da! wir sind da! rief er. Jetzt keinen Augenblick verloren!"

Unterdeß hatte sich Aninia von ihrer Ohnmacht erholt, und mit bewundernswerther Geistesgegenwart den Schlitten verlassen; Rosko folgte ihr, die noch immer ohnmächtige Kammerfrau auf den Armen; ich blieb zuletzt. Als wir in die Hütte eingetreten waren, entriß mir der alte Diener das Gewehr, und eilte wieder hinaus. Staunend blickte ich ihm nach, und indem ich ihm mit den Augen folgte, sah ich, daß die Wölfe im nächsten Moment in zahlloser Menge bei uns seyn würden. Ich rief Rosko und beschwor ihn, sich nicht nutzlos einer Gefahr auszusetzen; aber seine Absicht war bereits erreicht. Mit zwei gewaltigen Peitschenhieben trieb er die Pferde im Galopp davon; dann kehrte er zur Hütte zurück, auf welche eben die beiden vordersten Ungeheuer zusprangen. Er tödtete beide mit dem Kolben des Gewehres, trat zu uns ein, und schob die Riegel vor die feste Eichenthüre der Hütte. Es war hohe Zeit.

Vergebens würde ich die Gefühle zu schildern versuchen, von denen ich in jenem Augenblick ergriffen wurde. Viele Jahre sind seitdem verflossen; viele Ereignisse habe ich erlebt; aber noch immer sind jene Momente meinem Gedächtniß mit unverminderter Frische gegenwärtig. Als Rosko die Pferde angetrieben (die einzige Möglichkeit, sie vielleicht zu retten) hatte er die Geistesgegenwart gehabt, die brennende Laterne vom Schlitten zu reißen. Während nun die Wölfe draußen heulten, während sie gegen die Thüre sprangen, und die mit starken Läden verschlossenen Fenster zu erklettern bemüht waren, untersuchten wir das Innere unseres Zufluchtsortes. Wir fanden nichts als nackte Erdwände; eine Erdbank zog sich an der einen Seite hin; in einer Ecke lag etwas halbverfaultes Stroh. Daneben aber fanden wir einen unbezahlbaren Schatz: einen hinlänglichen Vorrath von trockenem Holz, um uns 24 Stunden gegen die Kälte zu schützen. Der alte Diener zündete damit sogleich ein Feuer an, und eine wohlthuende Wärme verbreitete sich durch die Hütte. Der Rauch zog durch eine Oeffnung, welche man zu diesem Zwecke in den Jagdhütten zu lassen pflegt.

Mit Entzücken betrachtete ich jetzt meine geliebte Schwester, die neben der Kammerfrau kniete, und sie mit Hülfe einiger Tropfen von einem geistigen Getränke bald wieder zum Bewußtseyn zurückrief. Dann lagerten wir uns um das wohlthuende Feuer; und während wir unsere Feinde draußen heulen hörten, wünschten wir uns Glück, ihnen entronnen zu seyn.

Nur der alte Rosko schien fühllos gegen die Gunst zu seyn, welche uns der Himmel gewährt hatte. Er warf finstere Blicke in die Flamme; seine Stirne war gefurcht, und von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf. Doch ich fühlte mich so glücklich, daß ich darauf wenig achtete. Plötzlich hörten wir draußen einen durchdringenden Schrei, und sahen uns erschrocken an. Der Schrei war so stark, daß er aus keiner Menschenbrust kommen konnte; bald verstummte er; doch die gewaltige Klage, die er ausgesprochen hatte, tönte uns noch immer in den Ohren.

Nach einer Pause sagte Rosko: „Dieser furchtbare Schrei verkündet uns den Tod Ihres Lieblingspferdes, gnädiger Herr. Ich habe diesen Schrei oft von Pferden auf dem Schlachtfelde im Todeskampfe gehört. Es ist gewiß, daß die armen Thiere eine Beute der Wölfe geworden sind, welche sie jetzt verschlingen, und uns deßhalb etwas Ruhe lassen. Bald werden sie aber blutdürstiger als zuvor zu uns zurückkehren.“

Der alte Rosko sprach die Wahrheit. Die Bestien begannen bald auf's neue ihre Angriffe gegen die Hütte; und wir konnten sogar erkennen, daß ihre Wuth sich vermehrt haben mußte; denn sie machten gewaltige Anstrengungen, um an den Wänden empor auf das Dach zu klettern. Voll Erwartung blickten wir in die Höhe. Da vertrieb ein Windstoß den Rauch, und zeigte uns den klaren Himmel, zugleich aber auch vier bluttriefende Wolfsrachen.

Mit großer Ruhe, die wir anderen nicht theilten, sagte der alte Rosko: Von denen haben wir nichts zu fürchten; sie scheuen das Feuer, und sind jetzt so geblendet, daß sie uns nicht einmal unterscheiden.“

Plötzlich entstand ein furchtbares Krachen; in demselben Augenblicke verschwanden drei der Ungethüme; das vierte aber stürzte durch das zusammenbrechende Dach zu uns herunter, gerade in das Feuer.

„Schießen Sie; aber zielen Sie gut,“ rief Rosko mir zu, während er zugleich das Gewehr ergriff. Ich schoß und traf, und Rosko versetzte dem Wolfe mit dem Kolben vollends den Todesstreich.

Wir warfen das getödtete Thier, dessen mit den Flammen vermischtes Blut einen stinkenden Qualm hervorgebracht hatte, in eine Ecke; und der alte Rosko sagte dabei: „Das ist wahrscheinlich der einzige Besuch der Art, welchen wir während der Nacht zu fürchten haben; aber der Tag wird uns mehr von diesen Gästen zuführen, als wir zu tödten im

Stande sind." Diese Worte hatte ich allein gehört, und fragte ihn flüsternd, was wir denn für den Tag zu fürchten hätten, da wir doch hoffen dürften, daß die Wölfe sich dann in das Innere des Waldes zurückziehen würden.

„Das ist nicht zu hoffen," antwortete er; „denn da, wo die Wölfe sich in großer Anzahl versammeln, scheuen sie auch das Licht des Tages nicht. So lange unser Holzvorrath vorhält, sind wir wohl gegen einen Angriff von oben gesichert; aber dennoch bleibt uns kaum eine andere Hoffnung, als die Frauen und unser Leben auf's äußerste zu vertheidigen. Was sollen wir aber anfangen, wenn die Nacht wiederkehrt, und unser Holz zu Ende geht?"

So war denn meine letzte Hoffnung vernichtet; und unser Verderben schien mir jetzt unvermeidlich. Die Bitterkeit der Verzweiflung bemächtigte sich meiner Seele auf's neue. Dennoch bot ich alles auf, Aninien meine Unruhe zu verbergen, und ich war froh, als die Ermüdung sie in einen festen Schlaf versenkte; das freundliche Lächeln aber, welches im Schlafe ihre Lippen umspielte, zerschnitt mir das Herz.

Der alte Rosko fuhr schweigend fort, das Feuer zu unterhalten. Er hatte Recht gehabt; keines der Thiere ließ sich an der Oeffnung im Dache blicken; aber das Kratzen an der Thüre und das Geheul währte die ganze Nacht fort.

Ehe Rosko mir seine Besorgnisse mittheilte, hatten alle meine Wünsche den Tag herbeigerufen; nun aber wünschte ich, daß die Nacht ohne Ende seyn möchte. Ach, was hätten wir dadurch gewonnen, als den langsamen Hungertod statt des schnelleren durch den Rachen der Wölfe?

Endlich begannen die Sterne zu erbleichen, und der gefürchtete Tag brach an. Der Augenblick, wo die Prophezeiung Rosko's in Erfüllung gehen sollte, nahte heran. Die Wölfe, ermuthigt durch das Licht des Tages, kletterten bis zu zwanzig auf das Dach, welches unter ihrem Gewichte zusammenzubrechen drohte. Aninia schlief noch immer, und ich dankte Gott. In dieser äußersten Noth, als schon jede Hoffnung verloren schien, fiel plötzlich ein Schuß, noch einer, wieder einer, bis gegen fünfzig; lautes Jagdgeschrei und Hundegebell traf unsre Ohren. Die Frauen fuhren aus dem Schlafe empor; die Wölfe aber sprangen von dem Dache herab, und liefen heulend davon. Rosko riß hastig die Thüre auf, und rief voller Freuden: Die Wölfe sind schon weit fort; und die Jäger treten aus dem Walde.

Wir eilten zur Thüre; die Freiheit war uns zurückgegeben, und mit ihr der Genuß des Lebens. Die Wonne des Daseyns rann durch unsere Adern, und wir athmeten mit Entzücken die frische Luft ein. Wir sahen jetzt unsern Befreier an der Spitze einer Menge Jäger erscheinen: es war

Leo von M., der Bräutigam meiner Schwester. Wer könnte diesen Augenblick beschreiben? Ich war außer mir; ich umschlang ihn mit meinen Armen, trunken vor Freude; denn ich sah meine geliebte Schwester gesund und wohlbehalten an meiner Seite. Mit süßem Lächeln reichte sie Leo ihre Hand, die dieser an seine Lippen preßte. Während seine Jagdgenossen die Wölfe verfolgten, theilten wir ihm mit, was wir gelitten hatten; und er erzählte uns dagegen, wie es kam, daß er so zu rechter Zeit zu unsrer Hülfe erschien. In dem Schlosse meines Oheims, wo er sich zugleich mit uns zum Besuche befand, hatte sich bald nach unsrer Abreise die Nachricht verbreitet, daß eine große Herde Wölfe aus Litthauens endlosen Wäldern hervorgebrochen sey, und die Gegend erreicht habe, durch die wir mußten, mehrere Unglücksfälle seyen schon vorgekommen, und die Bewohner der Umgegend vereinigten sich zu einem großen Treibjagen. Die größte Unruhe bemächtigte sich seiner; er versammelte sogleich alle Leute, die ein Gewehr führen konnten, und brach in eben dem Augenblick auf, als auch andre Gutsbesitzer mit ihren Jägern eintrafen. Diese wollten die Jagd erst am folgenden Tage beginnen; aber Leo ließ sich durch nichts abhalten, und seine Beredsamkeit bestimmte auch die andern, das Treiben sofort zu beginnen. So, meine theuren Freunde, schloß er seine Erzählung, war ich so glücklich, zu eurer Rettung beitragen zu können.

67.

Die Wolfsjagd.

Ich befand mich einst zur Winterzeit auf dem Schlosse des Grafen W., das in der Nähe von Gordno in einer überaus wald- und wildreichen Gegend lag. Mein Wirth hatte schon seit längerer Zeit dem Waidmannsvergnügen entsagt; ich aber wollte die günstige Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen, und ging daher in Begleitung des Jägers fast täglich auf die Jagd. Einst kam uns, als wir nach Hause zurückkehrten, ein Wolf zu Gesicht, und der Jäger war so glücklich, die graue Bestie, ehe ich mich noch von meinem Schrecken erholt hatte, durch einen Schuß in den Kopf zu erlegen. Der Wolf wurde auf's Schloß gebracht, und sogleich dem Grafen gezeigt. „Ist das Ihre ganze Jagd?“ fragte dieser lachend. „Wenn Sie an solchem Wildpret Gefallen finden, so kann Ihnen gedient werden. Ich will Ihnen am ersten besten Morgen, der Ihnen genehm ist, ein Dutzend solcher Thiere zusammenschießen, und größere als der da, wenn es Ihnen sonst der Mühe werth scheint, mich zu begleiten.“ — „Ei,“ antwortete ich, „meilenweit reise ich mit Ihnen, um an einer Wolfsjagd theilzunehmen.“ — „Nun wohl, paßt's Ihnen morgen?“ fragte der Graf weiter. — „Mit Freuden!“ erwiderte ich und begab mich auf mein Zim-

mer, um für die Jagd des folgenden Tages die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Mit Tagesanbruch wurde ich geweckt. Die Erde war hoch verschneit, und es herrschte eine russische Kälte. Ich wurde aufgefordert, in einem mit vier Pferden bespannten Schlitten Platz zu nehmen, in welchem der Graf, tief in Pelzwerk gehüllt, sich bereits eingenistelt hatte. Als wir abfuhren, warf ein Diener noch ein Ferkel unter unsere Füße, das so gellend quakte und quikte, daß ich es kaum ertragen konnte. „Aber um's Himmels willen, Herr Graf, rief ich aus, wozu dieß schreiende Thier?" — „Das sollen Sie schon erfahren," antwortete er lächelnd; „verhalten Sie sich nur ruhig; und ich werde mein Versprechen erfüllen." — „Aha! ich merke: es soll ein Frühstück für uns werden. Aber da wär's doch besser gewesen, es vorher abzuschlachten," meinte ich. — „Auch ohne dieses Ferkel soll es uns an Proviant nicht fehlen," entgegnete mein Jagdgenosse, und dampfte aus seinem Meerschaumkopfe ruhig fort.

Als wir ungefähr zwei Meilen weit gefahren waren, jagten wir in vollem Galopp in den Wald hinein. Der kleine vierfüßige Schreihals wurde endlich der Musik müde, und verhielt sich still. „Kneifen Sie es in's Ohr," sagte der Graf zu mir. „Was denn?" fragte ich. „Nun das Ferkel!" lautete die Antwort. Ich that es, und das arme Thier schrie so erbärmlich, daß es weit durch den Wald ertönte. Da kamen in weniger als fünf Minuten drei große Wölfe zum Vorschein, und trabten unserm Schlitten nach. Nun wurde es mir klar, daß das Thierchen der Lockvogel für die hungrigen Bestien seyn sollte.

Obwohl diese noch zu weit entfernt waren, um sie mit einiger Sicherheit auf's Korn nehmen zu können, wollte ich doch schon zum Schuß anschlagen, als der hinter uns sitzende Jäger des Grafen eine mit Stroh ausgestopfte Schweinsfigur, die an einem dreißig Ellen langen Stricke befestigt war, aus dem Schlitten warf. Kaum war das geschehen, so stürzten die gefräßigen Unthiere, in der Meinung, daß unser kleiner Schreihals herausgefallen sey, mit solcher Eile herbei, daß sie sich selbst beinahe über den Haufen rannten. Jetzt feuerten wir, und zwar mit solchem Glücke, daß zwei der Unholde zusammenstürzten. „Nun noch ein wenig Geduld, mein Freund," sagte der Graf; „das ist erst der Anfang. Wir kehren nicht eher heim, bis ich mein Versprechen gelöst, und das Dutzend voll gemacht habe."

Der Schlitten glitt rasch vorwärts. Nach etwa einer halben Stunde machten wir wieder von unsrer tönenden Lockpfeife Gebrauch, und brachten, dasselbe Manöver mit dem Schweinchen wiederholend, die hungrigen Bestien auf's neue in den Bereich unsrer Büchsen. Durch

dieses Mittel, welches wir auf einer Fahrt von fünf Meilen mindestens zwölfmal wiederholten, erlegten wir nicht weniger als vierzehn Wölfe, und traten dann, langsamer als wir gekommen, den Rückweg an. Wir fanden von den vierzehn geschossenen Bestien, die wir in ihrem Blute hatten liegen lassen, nur noch eilf vor; die fehlenden drei waren von ihren hungrigen Kameraden aufgefressen worden.

Auf dem Rückwege unterhielt mich der Graf mit Erzählungen aus seinem frühern Jägerleben. Ich war, erzählte er, in meinen jüngern Jahren ein eben so eifriger Jäger, wie Sie es noch sind, und habe namentlich auf der Wolfsjagd manches gefahrvolle Abenteuer bestanden. Einst kehrte ich mitten im Winter durch den hohen Schnee nach meinem Schlosse zurück, als ich am Saume des Waldes einen halbverhungerten Wolf erblickte, der, ohne sich durch meine Gegenwart einschüchtern zu lassen, nur ein paar Schritte zurücktrat, und dann mit größter Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen beobachtete. Ich hätte nun allerdings auf meine Hunde warten sollen, die nicht weit entfernt seyn konnten; die Bestie sah aber so unverschämt aus, daß ich, obgleich ich nur mit einer Büchse bewaffnet war, doch ohne Zögern den Angriff begann und feuerte. In dem Augenblick aber, als ich abdrückte, sprang der Wolf auf die Seite, und stürzte sich dann mit solcher Wuth und solcher Schnelligkeit auf mich, daß seine Vorderpfoten meine Brust erreichten, ehe ich mich noch zum Kampfe bereiten konnte. Der Stoß, den ich dadurch erhielt, warf mich zu Boden; ich fiel auf den Rücken, und suchte, mit Schnee bedeckt, das wilde Thier durch die Stöße meines Büchsenkolbens abzuwehren. Schon beim dritten Stoße zerbrach jedoch der Schaft, und es würde mir jetzt übel ergangen seyn, hätte das Thier nicht in wilder Wuth den eisernen Lauf statt meiner Kehle erfaßt und mit knirschenden Zähnen festgehalten. Dennoch mußte der Kampf zu meinem Nachtheil enden, da ich, halb im Schnee begraben, nur eine meiner Hände gebrauchen konnte. Einmal über das andre schrie ich nach meinen Hunden; der einzige aber, der mich hörte, war ein junges, ungeübtes Thier, das zwar auf meinen Ruf aus dem Dickicht herbeistürzte, aber eben so rasch, vor Furcht laut heulend, wieder in den Wald zurücklief. Hätte ich in diesem Augenblick eine geladene Büchse in der Hand gehabt, ich würde die Kugel dem Hunde nachgeschickt haben, anstatt den Wolf damit abzufertigen. Glücklicher Weise erschien in demselben Augenblick ein besserer und treuerer Freund auf dem Kampfplatze. Der Wolf hielt noch immer, schäumend vor Wuth, den eisernen Lauf zwischen den Zähnen, und hatte ihn so eben meiner Hand entrissen, als plötzlich wie ein Blitzstrahl ein anderer Hund zwischen uns hinein sprang, und über meinen Körper hinweg

den Wolf bei der Kehle erfaßte. Augenblicklich ließ die Bestie den Büchsenlauf fallen, als ob er glühendheiß gewesen wäre; der Hund aber drückte den Kopf des Wolfes in den Schnee, und hielt ihn hier fest, bis ich ihm mit dem Büchsenlaufe den Schädel einschlug. Ein guter Hieb genügte; der Schuft zuckte zusammen, streckte die Hinterläufe, und hatte ausgehungert.

Uebrigens, fuhr der Graf nach einer Pause fort, sind hier die Wölfe jetzt bei weitem nicht mehr so zahlreich, als sie früher waren, obgleich wir sie noch immer für unsre schlimmste Landplage halten müssen. In meiner Jugend war es nichts Seltenes, daß Menschen von ihnen angefallen wurden, wenn sie im Winter zu Pferde oder in einem Schlitten durch einen Wald kamen. So haben diese Bestien auch eine mir befreundete Familie in große Trauer versetzt. Sie wissen, daß nach dem Eintritte des Winters fast in jeder Provinzialstadt ein großes Scheibenschießen gehalten wird, bei dem sich auch der Adel der ganzen Umgegend einfindet. Vor dreißig Jahren begab sich einer meiner Jugendfreunde, Namens Kasimir, der einzige Sohn eines der reichsten Gutsbesitzer, in die benachbarte Stadt, um als einer der besten Schützen des Landes an dem Scheibenschießen Theil zu nehmen. Der Winter hatte sich ungewöhnlich früh und mit außerordentlicher Strenge eingestellt. Kasimir war, da er einen Weg von mehreren Meilen zurücklegen mußte, reichlich mit Pelzwerk versehen, und hatte auch seinen Raßlan, einen häßlichen, zottigen, aber klugen und treuen Hund, in dasselbe eingewickelt, und langte ohne Unfall in dem Städtchen an. Hier fand er alles in der größten Aufregung. So eben war verkündet worden, daß für dießmal statt des üblichen Scheibenschießens eine etwas ernstere Beschäftigung, eine Wolfsjagd, in einem nicht fernen Walde vorgenommen werden sollte. Die frühzeitige Strenge des Winters hatte nämlich die Raubthiere in die Nähe der Stadt geführt, und auf den naheliegenden Pachthöfen hatten sie schon große Verwüstungen angerichtet, so daß es die höchste Zeit war, sich dieser ungebetnen und furchtbaren Gäste zu entledigen. Die Preise sollten dießmal denen zuerkannt werden, welche bei der Bekämpfung der Raubthiere am thätigsten und glücklichsten seyn würden.

Der unerwartete Uebergang von einem heiteren Spiele zu so ernster, gefahrvoller Beschäftigung regte die jungen Männer nicht wenig auf. Muthig zogen sie aus, und kehrten nicht eher zurück, bis die aufgehende Sonne die blutigen Trophäen ihrer Siege beleuchtete, und bis sie die Gegend von den Unthieren vollständig gereinigt glaubten. Die erlegten Wölfe wurden im Triumph auf den großen Platz gebracht, und die Vertheilung der Preise begann.

Kasimir hatte wahre Wunder der Tapferkeit verrichtet. Ohne auf die Gefahr zu achten, war er mit seinem treuen Raßlan der erste bei jedem Angriff gewesen, und hatte allein sieben Wölfe erlegt. Als Lohn seines Muthes ward ihm der zweite Preis zu Theil, und von dem lauten Beifallsrufe seiner Gefährten und aller Einwohner des Städtchens begleitet, fuhr er gegen Abend wieder seiner Heimath zu. An seiner Seite saß jetzt seine Schwester Pauline, die von einem Besuch bei einer in der Stadt wohnenden Schwester auf das Gut des Vaters zurückkehrte. Kasimir verfiel bald, von den Anstrengungen der letzten Tage ermattet, in einen tiefen Schlaf; schlimmer erging es dem Hunde, der aus dem Kampfe mit den Wölfen mehrere bedeutende Wunden davongetragen hatte. In der übelsten Lage aber befand sich das arme Pferd, das, von der Jagd ermüdet, den Schlitten nur mit großer Mühe durch den tiefen Schnee fortzog. Als sie daher an eine Anhöhe kamen, forderte Pauline ihren Bruder auf, mit ihr auszusteigen und, um das ermattete Pferd zu schonen, den Hügel hinaufzugehen. Kasimir war damit einverstanden, und beide gingen in Begleitung des Hundes den langen Abhang hinauf. Als sie die Höhe erreichten, war der Mond schon aufgegangen, und beleuchtete die wilde, schneebedeckte Gegend. Eben wollten sie sich wieder in den Schlitten setzen, als Kasimir mit bangem Erstaunen bemerkte, daß Raßlan in lauernder Stellung und mit aufgesträubten Haaren dastand, die glühenden, starren Blicke gegen den Abhang gerichtet, den sie heraufgekommen waren. Diese Zeichen gaben nur zu deutlich die Nähe eines Feindes kund. Einen Augenblick später entdeckte Kasimir mit seinem scharfen Blick drei große Wölfe, welche den frischen Fußtapfen nacheilten. Er fühlte nur zu wohl, daß bei seinem Zustande und in solcher Begleitung die schnelle Flucht das einzige Mittel zur Rettung war; allein er bebte im innersten Herzen, wenn er an die weite Entfernung von seinem Dorfe und an den erschöpften Zustand seines Pferdes dachte. Ohne seine furchtbare Angst laut werden zu lassen, hob er schnell seine Schwester in den Schlitten, nahm auch Raßlan auf, peitschte das Pferd zur größten Eile, welche auch der abhängige Weg begünstigte, und hoffte so der furchtbaren Gefahr entgehen zu können.

So lange der Weg abwärts ging, trabte das Pferd auch munter fort; sobald jedoch wieder ebener Boden kam, stellten sich die Zeichen der Ermattung in höherem Grade ein, und trotz allen Peitschens und Treibens war das keuchende und dampfende Pferd zu keinem schnelleren Schritte zu bringen. Pauline, welcher das seltsame Benehmen ihres Bruders unerklärlich war, hatte Mitleid mit dem armen Thiere, und wollte eben, unwillig über die Fruchtlosigkeit ihrer Vorstellungen, sich

selbst des Zügels bemächtigen, als das mißtönende Geheul ihrer Verfolger ihr die schauderhafte Ursache dieser Eile entdeckte. Die Wölfe waren nun auf dem Gipfel der Anhöhe angelangt, und verdoppelten, von dem wüthenden Hunger gestachelt, ihren Lauf, sobald sie des Schlittens ansichtig wurden. Näher und näher kamen die gierigen Ungethüme, und hatten beinahe das Fuhrwerk erreicht. Kasimir war nun überzeugt, daß die Flucht unmöglich war. Schaudernd ergriff er seine Flinte; er hoffte wenigstens eine der Bestien zu erlegen, und die andern durch das Feuer zu verscheuchen. Ach! sie war nicht geladen, und bei der Jagd am Morgen hatte er seine ganze Munition verbraucht. Verzweifelnd und rathlos saß er da; Pauline zitterte und wimmerte leise an seiner Seite. Auf einmal schrie sie laut auf; einer von den Wölfen hatte bereits den Schlitten erreicht, und sprang auf das Pferd los, das sich wild bäumte. Kasimir wußte, daß, wenn einmal das Pferd gefallen war, unvermeidlicher Tod sein und seiner Schwester Loos seyn würde. In der Verzweiflung ergriff er daher seinen treuen Hund, und warf ihn, als die letzte Hülfe, aus dem Wagen, mitten unter die schnaubenden Ungethüme.

Nach kurzem Kampfe wurde der arme Raßlan ihre Beute. Während die wilden Bestien das treue Thier gierig zerfleischten, strengte das Pferd seine letzten Kräfte an, der Gefahr zu entgehen. Keuchend und mit flatternden Mähnen flog es vorwärts, ohne von seinem Herrn weiter angetrieben zu werden. Dieser war von dem Opfertode seines treuen Begleiters, der ihn so oft mit seinem eignen Blute vertheidigt hatte, mächtig ergriffen, und Pauline saß, erstarrt vor Furcht und Schrecken, bewegungslos wie ein Marmorbild an seiner Seite. Doch schien es, als ob die grimmigen Raubthiere sie jetzt nicht weiter verfolgen wollten; Kasimir dankte Gott für die unverhoffte Rettung, und allmählich mäßigte auch das ermattete Pferd wieder seine Schritte. Schon waren sie nur noch eine halbe Stunde von der Heimath entfernt, da ertönte auf's neue das furchtbare Geheul der Raubthiere, welche durch die bereits errungene Beute noch blutgieriger geworden waren. Bald hatten sie sich wieder dem Schlitten genähert. Kasimir trieb das Pferd an, das mit der größten Anstrengung seine Schnelligkeit verdoppelte. Plötzlich stieß Pauline einen gellenden Schrei aus: eines der Unthiere hatte seine Krallen bereits in ihre Schulter geschlagen.

In wahnsinniger Wuth fuhr Kasimir dem blutgierigen Ungethüm mit so übermenschlicher Gewalt an die Kehle, daß es gezwungen war, seine Beute fahren zu lassen. Mit Riesenkraft drückte er es an die Rückwand des Schlittens, bis die erstarrenden Augen der Bestie fun-

kelndes Feuer sprühten, und der heiße, widrige Dunst sich nur noch mühsam aus dem dampfenden Schlunde drängte. Dann schleuderte er mit der letzten Kraft seiner Arme das athemlose Thier aus dem Schlitten, und sank, von der furchtbaren Anstrengung und der noch schrecklicheren Angst überwältigt, besinnungslos auf seinen Sitz zurück, während das Pferd in wilden Sprüngen dem nahen Schloßhofe zujagte.

Erstaunt hörte die Dienerschaft von Kasimir's Aeltern das Schlittengeläute. Alle eilten auf den Hof, und sahen mit Entsetzen den anscheinend leeren Schlitten und das athemlose und keuchende Pferd, das einige Augenblicke später vor Erschöpfung zusammenstürzte. Als sie die Pelzdecke des Schlittens aufhoben, fanden sie die beiden Geschwister besinnungslos darunter liegen. Kasimir erwachte bald aus seiner schweren Ohnmacht; Pauline kam erst nach einigen Stunden zur Besinnung, und verfiel noch in derselben Nacht in ein hitziges Nervenfieber, das nach einigen Tagen ihrem Leben ein Ende machte.

68.

Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hie und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken, in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees liegt ein kleines Eiland, und auf ihm eine Kapelle, dem h. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer zieh'n. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wider: der Geier schrak heftig zusammen, drehte sich, die weit ausgespannten Fittige stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe, und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine, unbewachte Kinder geraubt hätten, um

sie ihren Jungen zu bringen, auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinzieh'n, wo es dann wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten, und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einmal versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hinein gesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Aetzung erwartend die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Aeltern, die ihren Jungen zu Hülfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche im Sommer wie im Winter mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend in Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ist gewaltig, ungeheuer und kühn; nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder, und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alpe wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffen Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den

Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lavinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen als auf euren Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja er liebt die Gefahr, und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischem Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und andere Zugehör, muß er den schroffen, schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen; und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andre Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft, und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eignen Beschaffenheit angemessen ist.

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten; und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen, und ebenso wie eure Gemsenjäger um geringen Ge-

winnes willen ihr Leben auf's Spiel setzen. Ich kam einmal auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Ansiedlern zu Hause wie bei unsern Bergbewohnern, und dort vielleicht desto mehr, je seltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maß, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein eilfjähriger Knabe hülfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehre umher; und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir fnicht entgegen komme. Ich bin seit einigen Tagen invalid, fuhr er ort; aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin.

In kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee; und der Knabe röstete Brod am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe ganz wohlgemuth vor mir her traben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte; und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt nicht seyn mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon; und morgen ist auch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen; auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte; und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder schon todt oder doch hinlänglich geschwächt seyn. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären; und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte

ließ ich zu Hause; sie war mir unnütz. Denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war; und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt; und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequem hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meines Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk versteckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortete ich, wir wollen ihm helfen; und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig als vor mir; und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen König eingefallen, der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that deßgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. Ich war übel zugerichtet, das ist wahr; und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe hab' ich mir die

linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht, und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund; und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war.

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht stark, und bricht, wie das Sprüchwort sagt, auch wohl Eisen; und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimath, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank; und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der ältere noch nicht volle zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Als sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen, sagte der jüngere: Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche geh'n. Der ältere antwortete: Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete. Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthüre steh'n, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter, und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andre tief in den Schnee fielen; und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf den Schlitten zusammenzulegen und festzubinden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz; und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: Bete; aber rühre dich nicht. Ich habe Muth. — Ach mein Gott, sagte der Kleine weinend, wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram. Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellt sich mit der Axt in Positur; und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der

andre Wolf am Arm, und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle, und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolf einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind; und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herren über zwei furchtbare Raubthiere geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd, mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten, nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben geseh'n, wie sie mit den Wölfen durch die Straße zogen, ihre Geschichte erzählten, und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe, fromme Knaben.

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder, und erzählte folgende Geschichte.

Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Aernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine; und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vortheilhaft auszeichnet. Auch war er der Liebling aller, die auf dem

Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinem Geschäfte zusahen, und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leichthin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist vom Mutterleibe an auch ein guter Seemann; und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er Vater sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit; und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht, und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer, und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge, und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nach geschwommen; und da ich hinsehe, wer soll's seyn als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff, und wurde am Tau heraufgezogen; und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus, und schrien, er stände unter dem Schutze Seiner Großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge; und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei, und wird auch für zwei bezahlt.

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen, und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden; und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor kurzem in New-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegerältern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab, und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin; und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen, und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei,

stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand festhält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach; und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache; aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; einer lief gegen den andern; die einen schrien, um das Thier zu schrecken; andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand ist aber nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg; und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu seyn. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer; und während es sich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es, bei dem Schwanken der Wellen, seiner Hand; endlich hält er sich fest, und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thiers zu entziehen, und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich; und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau; und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick, und er war in Sicherheit. Es sollte nicht seyn. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander, und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens drang aus jedem Munde. Sprachlos stand Beckner da; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit

Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänne er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite, und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischten, und sagte: Ich danke Euch für Eure gute Meinung; redet aber nicht von Belohnung. Euer Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Euch erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir. Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern; und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen. Dann stand er auf, und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unsrer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offnen See; und lange noch sahen wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich her zog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

69.

Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche: tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen.

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Kräutern, streiten die gescheckten Würger.

Weh, kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug',
Roth sein Schlaf, gleich wie die Blumen auf dem Fackeldistelstrauch.
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt gleich einer Schale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an.
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe;
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! Der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er; doch der andre läßt nicht von der blut'gen Last.

Ringend, ungestüm sich packend, steh'n sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den Starren, mit emporgerafften Blanken.
Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum!
Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

70.

Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

An einem Morgen sah'n wir nach den Palmen wieder,
Da war's, als hing' ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,
Ein Ast, der wunderbar sich auf und nieder zog,
In Schlangenwindungen sich hin und wider bog.
Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
Erkannten wir, es sey die Königsriesenschlange.
An Dicke wie ein Mann und sechzig Fuß an Länge,
So schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.
In Lüften war der Schweif, verhüllt von Palmenlaub,
Der Rachen erdennah, weit aufgethan zum Raub,
Weit aufgethan zum Raub ohnmächt'ger, kleiner Thiere,
Die ihr Verhängniß trieb zu diesem Jagdreviere.
Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers war's zu hören,
Zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg zu stören.
Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
Und jene ringelte sich in sich selbst empor.
Doch als grad' unter ihr er hob den stolzen Nacken,
Schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.
Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
Ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.
Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
Stets mehr und mehr von sich, und schnürt ihm alle Glieder.
In ihrem Rachen wird des seinigen Geheul
Erstickt, und athemlos preßt ihn der Riesenknäul.
Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
Zog sie zur Hülfe bei den Schaft der Kokospalme.
Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
War hörbar, als sie ihm die ehrnen Rippen brach.
Am Boden lag er nun; sie aber kampfesmatt
Zog sich, um auszuruh'n, hinauf in's Palmenblatt.
Einwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
Worüber Nacht es ward, und wir sie ließen ruh'n.

Am dritten Morgen kam herbeigeströmt die Schaar
Von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.
Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
Die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.
Sie konnte sich getrau'n, den Tiger ohne Grau'n
Zu tödten, aber nicht, den Todten zu verdau'n.

71.

Vor wem sollte ich mich fürchten?

Kennt ihr den 27. Psalm? Der beginnt mit den Worten: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil: vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft: vor wem sollte mir grauen? Wenn sich schon ein Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebet, so verlasse ich mich auf Ihn." Ich will euch von einem Missionar erzählen, der auch einen solchen Heldenglauben hatte.

Es sind jetzt bald 100 Jahre, da ging ein frommer Mann aus der Brüdergemeinde, Namens Dähne, zu den Indianern in dem südamerikanischen Lande Guiana, um ihnen zu sagen, wie sie könnten selig werden. Er hatte niemand bei sich als einen indianischen Knecht, der um Lohn ihm diente. Mit diesem lebte er in einer ärmlichen Hütte mitten in der Wildniß. Die armen Heiden aber wollten nichts von Jesu hören, und gingen dem Missionar überall aus dem Wege. Nach einiger Zeit wurde sein Knecht krank. Da kam ein indianischer Doktor, ein Zauberer, und sagte dem Knechte, er werde nicht wieder gesund werden, so lang er bei dem weißen Manne bleibe, denn alle weißen Leute stehen unter der Gewalt des Teufels, und bald werde auch der weiße Lehrer krank werden. Darüber wurde dem Knechte sehr bange, und sobald er ein wenig besser war, verließ er seinen Meister und lief davon. Jetzt war der liebe Dähne ganz allein, ohne Freund, ohne Hülfe; aber er verzagte nicht, sondern war in seiner Einsamkeit ganz vergnügt; denn sein Heiland war ja bei ihm und tröstete ihn.

Die Indianer aber wurden immer feindseliger gegen ihn, und faßten sogar den Entschluß, ihn zu ermorden. Dähne erfuhr dieß; aber er dachte: Die gute Hand Gottes ist über mir; was können mir Menschen thun? Eines Tages jedoch, als er eben bei seinem einfachen Mahle saß, das er sich mit eigner Hand bereitet hatte, kamen plötzlich etwa 50 Indianer heran, und umringten seine Hütte. Sie hatten Schwerter, Spieße und Streitäxte in ihren Händen, und es war offenbar, daß sie gekommen waren, ihn zu tödten. Dähne aber erschrak nicht, sondern ging hinaus zu ihnen, und grüßte sie freundlich. Da fragte ihn der Häuptling, der sie

anführte: Warum bist du in unser Land gekommen? Der Missionar antwortete: „Ich habe jenseits des großen Wassers Brüder, die haben gehört, daß ihr Indianer nichts von Gott und vom Heiland wisset. Das ist ihnen zu Herzen gegangen, und aus Liebe zu euch haben sie mich in euer Land geschickt, um euch von der Liebe Gottes zu erzählen, und euch zu sagen, was Er zu eurer Seligkeit gethan hat.“ Darauf sagte der Häuptling: Hast du nicht gehört, daß die Indianer dich tödten wollen? — „Ja, ich habe es wohl gehört; aber ich kann es nicht glauben. Es sind etliche unter euch, die schon bei mir gewesen sind; die können dir sagen, daß ich ein Freund der Indianer bin.“ — Der Häuptling erwiderte: Ja, das habe ich vernommen; meine Leute sagen, du seyest nicht wie die andern weißen Männer. — „Ich bin euer Freund, fuhr Dähne fort; wie kommt es denn, daß ihr mich tödten wollt?“ — Der Häuptling schwieg eine Weile, und rief dann: Ja, ja, das ist nicht recht. Jetzt wurden alle Gesichter anders, und die Indianer liefen weg. Der Häuptling aber blieb noch ein wenig bei dem Missionar, redete freundlich mit ihm, und ließ ihm dann ein Geschenk von Lebensmitteln zurück. So hatte der Herr Seinen Knecht behütet.

Aber obschon dieser Häuptling so freundlich gegen ihn geworden war, so kamen die Indianer doch nicht zu ihm, und der liebe Dähne hatte noch manche kummervolle Woche, manchen einsamen Monat zu durchleben. Oft fehlte es ihm an der nöthigen Nahrung; oft lag er krank am Fieber darnieder; oft war sein Leben von wilden Thieren und giftigen Schlangen bedroht. So lauerte viele Nächte hindurch ein Tiger bei seiner Hütte auf ihn, um den einsamen Knecht Christi aufzufressen. Jede Nacht brüllte er fürchterlich; deßhalb mußte Dähne immer, ehe er sich zu Bette legte, ein großes Feuer vor seiner Thüre anzünden; denn vor dem Feuer scheuen sich solche Thiere. Aber wäre nicht die gute Hand Gottes über ihm gewesen, so wäre er sicherlich einmal bei Tag oder Nacht eine Beute dieses furchtbaren Thieres geworden.

Einmal wurde er gegen Abend vom Fieber befallen, und ging deßhalb in seine Hütte, um auf seinem Lager zu ruhen. Aber wie er zur Thüre hineintrat, ließ sich eine große Schlange von dem niederen Dache der Hütte auf ihn herab, und schlang sich um seinen Arm. Er wollte sich gegen dieselbe wehren; aber die Schlange biß ihn an drei Stellen, schlang sich rings um seinen Kopf und Hals her, und drückte ihn mit furchtbarer Gewalt zusammen. Dähne dachte nicht anders, als sie werde ihn nun erwürgen. In dieser schrecklichen Lage empfahl er seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters. Da fiel ihm ein, seine Brüder in der Heimath, wenn sie von seinem Tode hörten, würden meinen, die Indianer hätten ihn erwürgt, und dann würde kein Missionar mehr

wagen, zu diesen unglücklichen Heiden zu gehen. Deßhalb griff er mit großer Geistesgegenwart mit der einen Hand, die noch frei war, nach einem Stückchen Kalk, und schrieb damit auf den Tisch: Eine Schlange hat mich getödtet. Während er aber so schrieb und in jedem Augenblick erwartete, daß er von der Schlange werde erdrückt werden, fiel ihm das Wort des Heilands ein: In Meinem Namen werden sie Schlangen vertreiben. Da seufzte er zu Gott, ergriff das Thier mit großer Kraft, riß es von seinem Leibe weg, und schleuderte es zur Hütte hinaus. Dann schloß er die Thüre, warf sich auf die Knie, dankte dem Herrn für diese Rettung, legte sich darauf getrost nieder und schlief sanft ein.

Noch lange durfte dieser fromme Knecht Christi unter seinen Indianern weilen, und endlich auch manche liebliche Frucht seiner Arbeit sehen.

72.

Der Thierbändiger Van Amburgh.

Isaak Van Amburgh wurde im Julius des Jahres 1811 in einer kleinen Stadt des Staates Kentucky in Nordamerika geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken einen Theil dieses Landes, welches der Ohio, der Mississippi und andre große Flüsse durchziehen. Der Großvater Isaak Van Amburgh's war ein Indianer; sein eigentlicher Name war Tangborgon d'Dom, was großer König der Wälder heißt. Er nahm den Namen Amburgh von einem Landmann in Kentucki an, der so hieß, und den er, als derselbe im Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte. Seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben; man versichert, daß, als er einst rasch um eine Strassenecke bog, und plötzlich einen frischgemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrak, daß ihn der Schrecken tödtete.

Isaak aber zeigte schon in seiner frühesten Jugend ungewöhnliche Eigenschaften. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kinderalters; und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer u. s. w. vermochten seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer ward, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht; und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrod mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht

zu helfen, und versuchte vergebens alles, um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte; und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunter zu werfen. Er ward in der Folge der geschickteste Reiter; und da man ihm aus allen Theilen des Landes die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er bald sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch schon in seinem zwölften Jahre ein freies, selbständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen; sie beißen fürchterlich, und schlagen mit den Vorder- und Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen. Ein Reiter jagt im vollen Galopp in eine Herde wilder Pferde hinein, wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals, und eine Schnur, die mit Bleikugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, und schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen; und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und die Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt, und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist Van Amburgh's fand von selbst diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaak gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Buch Mosis, und stieß im ersten Kapitel auf den Vers, in welchem Gott zu den Menschen spricht: Füllet die Erde, und machet sie euch unterthan, und herrschet über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet. Van Amburgh dachte über diese Worte nach und fragte sich: Wenn der Mensch über alle Thiere herrschen soll, wie kommt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? wie kommt es, daß er sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Thiere sind darum so fürchterlich, weil wir so kleinmüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten; an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und Grausamkeit sind sie feig und schwach; und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest in's Auge blickten, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren, und um sie ihrem natürlichen

Herrn gehorsam zu machen. — Von dieser Ansicht ging Van Amburgh bald zur That über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentucky's umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er gewann auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Thiere in den naheliegenden Wäldern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wandten die Landleute sich an Van Amburgh, und verlangten von ihm die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugniß aller dortigen Bewohner setzt die Angabe außer Zweifel. Sie betheuern, daß Van Amburgh sehr oft das Thier auffand, das den Raub begangen, und den Eigenthümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt wieder zurückbrachte. Er war der Aufpasser der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in einem ungefähr zwanzig Meilen von Van Amburgh's Wohnung entfernten Walde, und brachte den dortigen Landleuten großen Schaden. Denn bald brach es in ihre Gärten, und wühlte sie um; bald zerfraß es die Rinden ihrer Kastanienbäume, oder brach in ihre Schweinställe; kurz, die verzweifelnden Landleute fingen bereits an sich dem Glauben hinzugeben, das könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sey irgend ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wandte sich an Van Amburgh; und in weniger als einer Woche hatten die Raubzüge des Wildschweins aufgehört, und es herrschte wieder volle Ruhe in der Gegend.

Van Amburgh beherrschte die Thiere; aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müsse; aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. Eine Begebenheit, bei welcher Van Amburgh weniger Schonung für die Menschen als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen. Bienenkörbe waren geplündert worden; und es waren Anzeigen vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, hatte nach 24 Stunden herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war, ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er unter seine besten Zöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr als einer derben Tracht

Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch von frischem Honig glänzenden, klebrigen Tatzen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz in seine Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm Van-Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; Van Amburgh wehrte sich tapfer, und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für todt auf dem Platze liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich todt seyn, nahm Van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und ging auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff fuhr nach Bombay, und legte während der Fahrt am Cap an. Van Amburgh stieg an's Land; und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in dem nahen Walde gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstock vor sich her trieb, zurückkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem Van Amburgh den Namen Hiob beilegte, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm gab, sich in's Wasser stürzte, beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich; er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fische fingen und apportirten. Ob er der erste gewesen, der dieses Kunststück versucht, oder ob es andere schon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht; er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb, trotz der Warnungen des Kapitäns und der Mannschaft, bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdeck frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes, und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitän ließ das Schiff beilegen (aufhalten); und alle Mannschaft sammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los; dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem Van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn; — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er taucht wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis sich der Haifisch wieder naht, wirft ihm die Harpune in den Rücken, und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das

Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Wasser zu halten, befiehlt Van Amburgh seinem Hiob, sich in's Meer zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen gewaltigen Tatzen das furchtbare Thier. Einige Flintenkugeln endigten seinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog es auf das Hinterkastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein, und war genöthigt, mit seinen Nothmasten in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf Van Amburgh einen Landsmann, und erfuhr von diesem, daß der Pächter und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seyen. Er entschloß sich daher, in sein Vaterland zurückzukehren, und schiffte sich auf dem nächsten Schiffe, das nach Nordamerika ging, ein.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei Titus in Dienste. Titus besitzt die schönste und größte Menagerie, die nicht bloß in Amerika, sondern in der Welt zu finden ist. Seine Reisen, besonders Nachts, bei dem Scheine der Pechfackeln, gewähren den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllt 60 Wagen; und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen geben ein Conzert, das die Herden und die Reisenden mit Schrecken erfüllt. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben; zwei andere Wärter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark von ihr verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, bloß mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage später zeigte er dem Publikum zum ersten Mal das bisher noch von niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt; und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut rieche, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieses Kunststück oft, und jedesmal mit glücklichem Erfolg, in vielen Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

Gegen Ende des Jahres 1838 wurde Van Amburgh mit einem Theil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft in London zeigte er sich im Circus, umgeben von seinen Löwen und Tigern, welche, demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften des englischen Adels eingeführt, und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Die berühmtesten Schriftsteller besuchten ihn, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht, welchen er jungen Leuten des höchsten Ranges in dieser Kunst ertheilte. Den Eigenthümern von Vauxhall (einem großen Belustigungsort in London) machte er den Vorschlag, mit seinem Lieblingstiger in einem großen Luftballon des Herrn Green aufzusteigen, und sich mit demselben mittels des Fallschirmes herunter zu lassen. Der Magistrat aber verbot dieses Schauspiel wegen des ungeheuren Zudranges, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, als Reisegefährte Van Amburgh's und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt geschwebt hätte.

Van Amburgh hat nach englischem Maß 5 Fuß 10½ Zoll; sein Körper ist untersetzt gebaut; und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Man sollte meinen, seine Züge wären in hohem Grade männlich; aber sie sind im Gegentheil sehr zart, fast weiblich; und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend; und er kann auf die rechte und linke Seite sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen; sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast erstorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegten, wie wenn sie alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich Van Amburgh's Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein unwiderstehlicher Zauber für sie darin. Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang; er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geiste wie seinem Herzen gleich viel Ehre. Man wird dieß beurtheilen können, wenn man folgendes Gespräch liest, das er im Jahre 1836 mit Ephraim Watts führte, als er bei ihm in New-York zu Mittag aß.

Er fing an, erzählt Watts, mir die Folgerungen auseinander zu setzen, welche er aus der bereits angeführten Bibelstelle gezogen. Er

versicherte mich, daß die Gesellschaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freuden gewesen sey, und daß er die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, für die schönsten seines Lebens erklären müsse. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — Wenn ich an diese denke, erwiderte er, so schäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menschengeschlecht. Es sind die verständigsten und sanftesten Thiere, wenn man sie zu behandeln weiß; und doch fürchten sich die Menschen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen sie statt der Hunde; und ich habe einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn vor Kummer sterben sehen. — Also, sagte ich, würden Sie sich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten? — Das wäre eine gefährliche Gesellschaft, antwortete er; ein ausgehungerter Wolf ist nicht in seinem gewöhnlichen Zustand und in dem Besitz seiner Seelenkräfte; er ist närrisch. — Darnach kamen wir auf die Hyänen zu sprechen. Das, sagte er mit bedenklichem Gesichte, sind häßliche, falsche Thiere, die ihre Beute immer nur von hinten anfallen; wenn ich aber den Rücken gesichert hätte, würde ich fünfzig auf einmal nicht scheuen. — Ich fragte, ob er auch schon mit den Schlangen Proben gemacht? — Ich habe einen Abscheu vor allen Reptilien, erwiderte er erblassend. Ich habe von meinem Großvater Tangborgon d'Dom, mit der Gewalt über die vierfüßigen Thiere, auch den Abscheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Tschirokesen, Namens A'Tharullah, der ausdrücklich für die Schlangen da ist. Dieser Mann spielt mit den Boa's, fürchtet sich aber vor den Löwen und Tigern. So hat eben jeder seine Eigenthümlichkeit. — Man behauptet, sagte ich später zu ihm, daß Sie Ihre Thiere vor der Vorstellung mit Nahrung vollstopfen, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimniß ihrer Sanftmuth sey. — Das ist falsch. Sie bekommen nur einmal des Tags zu fressen, und dieß nach der Vorstellung. Ich gebe ihnen immer ausgewählte Stücke; und sie sind weit mehr Leckermäuler als gefräßig. Wenn sie sich nicht gut aufführen, so gebe ich ihnen wenig zu fressen; sie müssen sich dann mit einem dünnen Rippenstückchen begnügen; aber es thut mir jedesmal wehe, wenn ich sie strafen muß. — Bestürmen Sie sie manchmal mit Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal gewisse Mittel eingeben, welche machen sollen, daß sie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem englischen Dachshund, Namens Billy, gesagt, der in anderthalb Minuten hundert Ratten tödtete. Er soll diesen Sieg mit Leichtigkeit dadurch erreicht haben, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gab. — Verächtliches Mittel! rief Van Amburgh, höchstens gut, um die Gewalt der Arznei zu zeigen. — Ich fragte ihn,

ob er seine Lieblings-Tiger und Löwen selbst aufgezogen habe? — Nein, entgegnete er; aber ich wäre stolz darauf, wenn ich sie aufgezogen hätte. Wo ich schöne Thiere finde, nehme ich sie, ohne mich um ihr Alter zu kümmern; so habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein schönster Tiger ist aus dem zoologischen Garten von Surrey; und ich habe ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft gebändigt. — In dieser Art unterhielt ich mich lange mit ihm; und er stieß meine bisherigen Ansichten über die Natur der wilden Thiere um. Er glaubt, daß jedes Thier, selbst das Rhinozeros, das er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich bezähmen lasse. Als ich von Van Amburgh schied, war ich von Hochachtung und Bewunderung für ihn durchdrungen.

73.

Der freie und der gefangene Löwe.

Am Nilstrom in der Wüstenei, da steht ein königlicher Leu,
Gelb wie der Sand, auf dem er steht, gelb wie der Wind, der ihn umweht.

Ein Königsmantel, dicht und schön, umwallt des Löwen Brust, die Mähn';
Eine Königskrone wunderbar, sträubt sich der Stirne straffes Haar.

Er hebt das Haupt empor und brüllt. Sein Brüllen tönt so hohl, so wild;
Die Wüstenei durchrollt es dumpf; die Fluth vernimmt's in Möris Sumpf

Dem Panther starrt das Rosenfell; erzitternd flüchtet die Gazell';
Es lauscht Kameel und Krokodil des Königs zürnendem Gebrüll. —

Ich sah im engen Gitterschrein, ist er's? — den königlichen Leu'n,
Auf seinen Tatzen hingestreckt, vom Blick der Neugier hohngeneckt.

Wo blieb die angeborne Kraft? Da liegt er angestaunt, begafft;
Da liegt er mit gesenktem Haupt, der Freiheit und der Macht beraubt!

Beschattet von der Mähne dicht, sein düster drohend Angesicht,
Vom Gram und Kummer wie versteint, der Menge nicht zu achten scheint.

Schläft er wohl nun? Er träumt vielleicht; ein leises Zucken ihn durchschleicht,
Wie Wetterleucht' in dunkler Nacht; er träumt von längst verlorner Macht.

Und plötzlich mit erwachtem Muth, das Auge glüht von alter Gluth, —
Rafft er sich auf; die Stimme rollt, wie wenn durch's Haus der Donner grollt.

Und um die Eisenstäb', ergrimmt, er die gewalt'gen Tatzen krümmt,
Verschwendend, bis zur Wuth gestrafft, der starken Sehnen letzte Kraft.

Die Meng' umher steht starr und stumm; er aber kehrt sich schweigend um,
Mit todesstarr getrübtem Blick, und lehnt zum Schlummer sich zurück.

74.

Der Kampf des Menschen mit der Thierwelt.

Die furchtbaren Riesen des Katzengeschlechtes, der Löwe und der Tiger, hausen jetzt nur noch in Afrika und in den heißen Gegenden Asiens. Ehemals aber fanden sie sich auch in kälteren Ländern. Bei uns sieht man sie zum Glück jetzt nur noch in eisernen Gefängnissen. Vor sechzig Jahren aber war in dem zoologischen Garten zu Paris ein afrikanischer Löwe, welcher die eisernen Stäbe seines Gitters mit Leichtigkeit zerschlug. Da baute man ihm einen hölzernen Käfig; denn man fand, daß er zu stolz war, sich an den hölzernen Staketen zu vergreifen. Gegen die eisernen Stangen aber hatte er einen solchen Widerwillen gefaßt, daß er noch geraume Zeit nachher keine ansehen konnte, ohne in Zorn zu gerathen. Sein Wärter steckte ihm oft, zur Belustigung neugieriger Zuschauer, eine Eisenstange in seinen Käfig. Manchmal sah er dieselbe eine Zeit lang verächtlich und gleichsam spottend an, gab ihr dann einen Schlag mit der Vordertatze, daß sie entzwei sprang, und schob sie darauf mit der Hintertatze zurück, daß sie ihm aus dem Gesichte kommen sollte.

Wer noch keinen Löwen gesehen hat, der stelle sich eine große, gelbe Katze vor, von der Höhe eines Rindes, mit einem gewaltig dicken Kopf, breitem Angesicht, ernster Miene, gerunzelter Stirne, schief liegenden Augen, mit gespaltener Oberlippe, die an beiden Seiten, wie bei den großen Hunden, herunter hängt, am Ende des Schwanzes eine starke Quaste, um Hals und Brust und Nacken den Zierath einer starken, zottigen Mähne, die ihm etwas Majestätisches gibt, und ihn vor allen Katzen auszeichnet. Doch hat nur das Männchen diesen Schmuck, und bekommt ihn erst im dritten Jahre. Die Mähne des asiatischen Löwen ist gelbbraun, das übrige Fell aber orangegelb. Die Farbe des afrikanischen Löwen ist heller; die Spitzen der Mähne hingegen sind schwärzlich, und werden mit jedem Jahre dunkler, so daß der alte Löwe, wenn er seine Mähne sträubt, von vorn ganz schwarz aussieht. Es ist ein furchtbarer Anblick, den Löwen mit aufgesträubter Mähne und aufgesperrtem Rachen brüllend auf seinen Raub losstürzen zu sehen. Man kann sein Brüllen auf eine halbe Stunde weit hören; und alle Thiere, auch in den Ställen, zittern, wenn sie es vernehmen. Es ist ein dumpfes Dröhnen, gleich als wenn der Erdboden zitterte, weßhalb auch umgekehrt der unterirdische

Donner eines Erdbebens bisweilen mit dem Brüllen des Löwen verglichen wird. Wenn er brüllt, so hält er den Kopf gegen den Boden. Die erschrockenen Thiere wissen dann nicht, woher das Gebrüll kommt, und laufen ihm oft gerade in die Klauen.

Einige Reisende und Naturforscher haben neuerlich die Behauptung aufgestellt, der Löwe werde mit Unrecht als der furchtbare, unerschrockene und großmüthige König der Thiere angesehen, er sey vielmehr ein furchtsames Thier, und der Tiger, der Wolf, der Bär und andre reißende Thiere thun es ihm an Kühnheit weit zuvor. Man führt für diese Behauptung an, daß der maurische Löwe, wenn er in einer Grube gefangen ist, wie man ihn dort zu fangen pflegt, so blöde wird, daß ein Maure allein in die Grube hinab steigt, und ihm einen Maulkorb und Ketten anlegt, an denen sich der Löwe ohne allen Widerstand führen läßt wie ein Rind. Man führt jene mächtige Löwin an, die vor einigen Jahren aus ihrem Gefängniß ausbrach, und zu jedermanns Schrecken frei im Hofe spazierte, bis ein unerschrockener Wärter herbeikam, dem es gelang, sie mit dem Besen wieder in ihr Loch zurück zu treiben. An manchen Orten des türkischen Reiches werden Löwen als Hausthiere gehalten. In den Palästen der Großen zu Mogrib (Marokko) ist es nicht selten, Löwen im Hof umherwandeln zu sehen. Ein Wessyr in Konstantinopel hatte vor nicht gar langer Zeit einen Löwen, der als das treuste und sanfteste Thier überall im Palaste frei und ungehindert umher ging. Aber an Ketten gelegt, würden diese Thiere unbändig werden; ja sie wären wohl im Stande, die schwersten Ketten, die man ihnen anlegen möchte, zu zerbrechen. An jener Behauptung, daß der Bär und der Wolf kühner seyen als der Löwe, ist nur so viel wahr, daß diese Thiere nicht so fein organisirt sind, um so wie der Löwe die Obermacht des Menschen zu fühlen, und sich von ihm beherrschen zu lassen. Was als ein Zeichen von Furchtsamkeit angesehen wird, ist vielmehr eine Aeußerung seiner edleren Natur, durch welche er dem Menschen näher steht. Den Bären abzurichten, ist ein Geschäft für den rohen Polacken oder für die Bewohner der aleutischen Inseln; der Löwe hingegen, und eben so auch der Tiger, bedarf einer edleren Behandlung, um gezähmt zu werden. Er wird weder durch Hunger noch durch Schläge, sondern durch den gebietenden Blick des Menschen geschreckt, und durch freundliche Blicke gewonnen und dem Menschen geneigt gemacht. Er hat ein Gefühl seiner Abhängigkeit von dem Menschen; seine Wildheit geht leicht in schmeichelnde Zuthätigkeit über; und er ist dem, der ihm Gutes erzeigt, mit zärtlicher Dankbarkeit zugethan. Der Löwe raubt nur, um seinen Hunger zu stillen; der Tiger fällt mächtige Thiere an, um seine Kraft an ihnen zu beweisen; der Wolf hingegen und der Bär zerreißen in toller Wuth eine Herde wehrloser

Schafe, nur um zu würgen und umzubringen. Blutdürstig ist zwar der Tiger; aber wenn er den Elephanten, das Rhinoceros, das Krokodil, ja selbst den Löwen anfällt, oder den Menschen, den Herrn der Schöpfung, angreift: so ist es nicht Mordlust, was ihn treibt, sondern Kampflust und Kraftgefühl. Ein merkwürdiges Exempel von dieser Kampfsbegier des Tigerthieres erzählt der Missionar Gogerly, welcher auf einer Reise in den Sunderbunds (den Niederungen des Ganges) dem Kampf eines Tigers mit einem Alligator zusah. Wir warfen, schreibt er in seinem Berichte, in einer von dem Ganges gebildeten Bucht Anker, Vormittags eilf Uhr. Auf beiden Seiten des Flusses war dichter Wald. Nach einiger Zeit sahen wir in einer Entfernung von ein paar hundert Fuß einen Alligator aus dem Fluß auftauchen, um im Sonnenschein seinen Mittagsschlaf zu halten. Eine halbe Stunde später kam ein gewaltiger Tiger aus dem Schilf hervor, und richtete seine Schritte nach dem Platze hin, wo der Alligator lag. An Größe übertraf der Tiger alle, die wir je gesehen hatten; und sein breites, rundes, weißgestreiftes Gesicht machte mit seinen wilden Augen und den gewaltigen Gliedern einen furchtbaren Eindruck auf uns. Mit dem vorsichtigsten Schritte näherte sich der Tiger dem Alligator. Sein aufgehobener Fuß hielt allemal einige Sekunden inne, ehe er ihn wieder niedersetzte. So schritt er langsam vorwärts, bis er sich ihm auf Sprungesweite genähert hatte, wo er dann mit einem ungeheuren Satze gerade auf den Rücken des Alligators sprang, und ihn im Nacken mit seinen Zähnen faßte. Das Wasserungeheuer erwachte von seinem Schlaf, öffnete seine schrecklichen Kinnbacken, peitschte mit seinem furchtbaren Schwanze; kurz, es zeigte auch seinerseits die gewaltigste Kraftanstrengung. Der Tiger war jedoch im Vortheil; denn er hatte den Alligator so im Nacken gefaßt, daß derselbe unmöglich seinen Hals so weit umdrehen konnte, um seinen Gegner packen zu können. Doch brachte er demselben mit seinem sägenförmigen Schwanze manchen kräftigen Schlag bei. Aber nach beendigtem Kampfe schüttelte das edle Thier des Waldes seine fleischigen Wampen, und schien von keinem Schmerz etwas zu wissen. Er schleppte den überwundenen Alligator ein paar Schritte weiter am Ufer hinauf, und setzte sich ihm gegenüber, gerade wie eine Katze mit der gefangenen Maus thut. Endlich faßte er das Thier wieder mit den Zähnen, und ging damit in das Schilf. Etwa zehn Minuten später sahen wir den Tiger wieder aus dem Walde hervor treten. Er schaute nach unserm Schiff herüber, und schien zu überlegen, ob es ihm nicht möglich seyn möchte, auch uns zu besiegen. Dann ging er langsam fort. Nach Verlauf einer halben Stunde kam der Alligator, der all sein Blut verloren zu haben schien, doch wieder matt aus dem Schilf hervor gekrochen. Mit Mühe schleppte er sich an das Wasser, um seinem blutdürstigen

Feinde zu entgehen. Er war jedoch allzusehr verwundet, um es im Wasser lange aushalten zu können, und begab sich nach wenigen Minuten schon wieder an's Land. Doch war er vorsichtig genug, nur mit dem halben Leib aus dem Wasser zu steigen, und sein Gesicht immer auf den Wald am Ufer zu richten. Einige Minuten nachher tauchte er wieder unter, aber nur auf kurze Zeit; und so wechselte er von zehn zu zehn Minuten, und fuhr damit den ganzen Abend fort, so lange wir noch dort vor Anker lagen.

Im Jahre 1793 wurde ein junger Tiger aus Bengalen nach England mitgenommen, und gewöhnte sich so an die Matrosen, daß sie alle mit ihm spielten. Er kletterte wie ein Kätzchen an den Mastbäumen herum, und litt es gern, wenn zwei oder drei Matrosen die Köpfe auf ihn legten, wie auf ein Kopfkissen. Die Hunde auf dem Schiff kamen freilich oft schlimm weg; denn wenn es ihm einfiel, Fangball mit ihnen zu spielen, so wurden sie von ihm übel zugerichtet; und in diesem Vergnügen ihn zu stören, wagte keiner. Als er aber einmal dem Schiffszimmermann ein Stück Fleisch wegnahm, prügelte ihn dieser tüchtig durch, und nahm ihm das Stück Fleisch wieder aus dem Rachen, ohne daß sich der Tiger widersetzte. Zwei Jahre nachher traf der Schiffszimmermann den Tiger in London in einem Käfig an. Mit den Aeußerungen der lebhaftesten Freude erkannte der Tiger in ihm seinen alten Freund wieder. Der Zimmermann konnte sich, aller wohlgemeinten Warnungen ungeachtet, nicht enthalten, zu ihm in den Käfig hinein zu steigen, und wurde auch von dem Tiger auf's zärtlichste und heftigste umarmt. Aber nun war die Noth, wie wieder heraus zu kommen; denn der Tiger wollte ihn nicht mehr loslassen. Es kostete viele Mühe, den Mann von dieser gefahrvollen Umarmung wieder frei zu machen.

Auf solche und ähnliche Erfahrungen von der natürlichen Anhänglichkeit der edleren Thiere an den Menschen gründet sich die Kunst der Thierbändiger, in welcher namentlich auch ein gewisser Herr Martin Meister ist. Dieser bereist mit der berühmten Van Aken'schen Menagerie die großen Städte Europa's, und steht in vertraulichem Verkehr mit den gefürchtetsten Raubthieren. Er hält die Löwen und Tiger, mit denen er umgeht, in Furcht durch die Festigkeit und Macht seines Blickes und durch seine Gemüthsruhe. Er versichert selbst, daß er verloren seyn würde, wenn er nur einen Augenblick seine innere Fassung und den imponirenden Ausdruck derselben verlöre; denn es sey nicht etwa eine Gezähmtheit oder Umwandlung der Bestien, sondern die Furcht vor seiner Erscheinung, was sie ihm unterwürfig mache. Ein Königstiger streicht wedelnd an ihm hin und her, ganz nach der Art einer

zuthulichen Katze. Er umwickelt seine Hand mit Fleisch, und steckt sie in den Rachen des Raubthiers, ohne daß es ihn verletzt. Er reizt den Löwen so lange, bis dieser brüllend gegen ihn anspringt; und dann hält er ihn in dem unsichtbaren Kreise der Furcht durch strafende Blicke, mächtige Stellungen und ein starkes Zornesschelten, wobei ihn eine edle Gestalt und eine durchdringende Stimme auf's beste begünstigt. Auf die manchfaltigste Weise legt er die Herrschaft seines Blickes und Geistes über die Thiere an den Tag.

Hieher paßt eine Anekdote aus dem Leben des württembergischen Prälaten Oetinger, welcher i. J. 1782 in Murrhardt gestorben ist. Als derselbe noch Dekan in Weinsberg war, sollte er einmal einen Revierförster besuchen, der etliche Stunden davon in dem Weiler Prevorst wohnte. Er bat, der Förster möchte ihm dazu sein Reitpferd schicken. Dieser hatte Anfangs große Bedenklichkeit dagegen; denn das Pferd war jung und noch nicht zugeritten; es hatte schon mehrmals seinen Reitknecht abgeworfen, und machte auch dem Förster selbst, der doch ein geübter Reiter war, viel zu schaffen. Oetinger aber bestand darauf, er sollte ihm das Pferd schicken. Der Knecht kam mit demselben; und Oetinger ließ es in seinen Stall führen, und ihm Haber geben. Als es den gefressen hatte, befahl der Geistliche, es vorzuführen; es bäumte sich aber und scharrte so, daß es dem Knechte um den Herrn bange wurde. Aber der gute Mann sah das unbändige Thier an, strich ihm mit der Hand einige Male vom Kopf an über den ganzen Rücken, saß auf und ritt so sorglos davon, als ob es die frömmste Eselin wäre. Der Reitknecht wußte nicht genug von Wunder zu sagen, wie das wilde Roß so lammfromm geworden sey, sobald es den ehrwürdigen Gottesmann gesehen habe, und von demselben berührt worden sey.

Die Kraft, welche das Pferd zahm machte, war keine andere als die, durch welche Herr Martin die Löwen bändigt, obschon Oetinger sich auch einiger magnetischer Striche bediente, was Herr Martin meines Wissens nicht thut. Es ist eine Kraft, welche die Oberherrlichkeit des menschlichen Geistes auch über die gewaltigsten und fürchterlichsten Thiere kund thut. Die Bestien müssen die geistige Ueberlegenheit des Menschen fühlen, und in ihm ihren Gebieter erkennen, sobald er es nur ernstlich will.

Diese Anerkennung kann bei dem Thiere um so weniger fehlen, je edlerer Natur dasselbe ist. Jener Mann, der wie ein Heros seinen Löwen und Tigern gegenüber steht, würde ohne Zweifel in Verlegenheit gerathen, sollte er mit Ratzen oder Wieseln kämpfen müssen. Schwerlich würde der dumme Stier vor der Stimme des Herrn Martin er-

zittern, oder vor seinem Blick sich beugen. Mit Stieren zu kämpfen, ist Sache der mit Knitteln und Dolchen bewaffneten Matadores; aber durch Geistesüberlegenheit läßt sich nur edleren Thieren etwas abgewinnen.

Noch weniger wird es dem Menschen gelingen, sich der kleineren Feinde, die er in der Thierwelt hat, zu entledigen, welche mit der größten Hartnäckigkeit den Menschen quälen und verfolgen. Alle, die jemals in Asien und Afrika Reisen gemacht haben, stimmen darin überein, daß die reißenden Thiere die geringste Plage der warmen Länder sind. Selbst die List und das Gift der Schlangen sind nicht so gefährlich, als die Plage der stechenden Mücken, der giftigen Asseln und Skorpionen, überhaupt der Insekten, jener „spöttischen Strafen," wie sie das Buch der Weisheit nennt, denen sich der Mensch nicht zu entziehen vermag. In manchen Gegenden hausen die Flöhe in solcher Anzahl, daß sie in großer Gesellschaft auf dem Boden der Zimmer herumhüpfen, und jeden Menschen heißhungrig anfallen. Ehe die Leute in ein solches Haus hineingehen, belegen sie den steinernen Boden der Zimmer mit Stroh, und zünden es an. Allein auch das hilft nicht viel. Die ungarischen Schäfer beschmieren ihre Leinwand mit Speck, damit die Flöhe vor ihnen einen Ekel haben sollen. Aber das beste Verwahrungsmittel gegen diese Menschen- und Thierquäler ist Reinlichkeit. Denn der Floh legt seine Eier in den Unrath, von welchem die aus den Eiern kommenden Würmer oder Larven leben. Aus den Larven werden weiße Puppen, die bereits wie Flöhe aussehen; und aus den Puppen schlüpfen endlich die jungen Flöhe. Wo also viel Unrath ist, da werden auch viele solcher Luftspringer seyn. Hast du schon einmal seinen lustigen Sprüngen zugesehen? Wenn du nach deiner Größe solche Sprünge machen solltest, so müßtest du so hoch springen, als ein Kirchthurm ist. Ueberhaupt hat dieses Thier in seinen Gliedern große Kraft. Ein englischer Künstler machte einmal eine elfenbeinerne Kutsche mit sechs Pferden. Auf dem Bock saß ein Kutscher, der seinen Hund zwischen den Beinen hatte; in der Kutsche waren vier Personen, und vier Bedienten standen hinten darauf. Dieses alles zog ein einziger Floh. Ein andrer zog eine mit Rädern versehene silberne Kanone, welche 24mal schwerer war als er selbst. Ein gewisser Herr Deggeler hat sogar Flöhe abgerichtet, in der Kutsche zu fahren und eine Kanone abzufeuern. Im Bordelaise zu Paris sieht und hört man Fliegen am Notenpult singen, während andre Fliegen ein Ballet tanzen müssen. Ja, ein Mückengeneral läßt, auf einem Mückenpferd reitend, ein Bataillon dressirter Mücken die Musterung passiren. Aber ein Mittel, um dieser lästigen Gäste los zu werden, oder einen Reisenden,

der in einer Dorfschenke übernachten muß, gegen ihre Bisse zu verwahren, hat keiner dieser Herren erfunden.

Es ist bekannt, daß selbst die Spinnen zur Vertraulichkeit gegen den Menschen gebracht werden können. Gefangene, deren Beobachtungsgeist sich an keinem andern Gegenstande üben konnte, haben an diesen häßlichen Kreaturen manchfaltige Talente entdeckt. Jene rachsüchtige Spinne, welche den Setzer in einer Druckerei in den Nacken biß, zeigte, so weit dieß bei einem verzweifelt bösen Temperament sich irgend finden mag, auch Verstand. Dieser Schriftsetzer hörte während seiner Arbeit das Gesumse einer Fliege, welche von einer Spinne gefangen worden war; er ging hin, und machte sie aus dem Garn los. Einige Zeit nachher, als er wieder an seinem Setzkasten stand, fühlte er einen heftigen Biß im Nacken; und als er sich umsah, bemerkte er die Spinne, welche sich mit größter Eile davon machte, und auch wirklich, trotz seiner Bemühungen, sie zu fangen, mittels eines Fadens, den sie vor ihrem Angriff an seine Kleider festgeheftet hatte, entkam. Der Ort, wo sie ihn gebissen hatte, schwoll heftig auf; doch war die Geschwulst nach zwei Tagen wieder verschwunden. Man sollte einer Spinne kaum zutrauen, daß sie eine Person so in's Auge fassen, quer über die Decke des Zimmers laufen, sich von ihrer Höhe herab lassen, und diese Person in mörderischer Absicht anfallen könnte. Ohne Zweifel frohlockte die kleine Schelmin auf ihrem Rückzug über den glücklichen Ausgang ihres Versuches. Meinet ihr, der Schriftsetzer, wenn er auch an Geistesgegenwart und Energie ein Martin wäre, hätte durch seine Willenskraft oder durch seinen Blick oder ein Befehlswort das kleine Ungeheuer von sich abhalten können? Ich glaube nicht.

Doch wir brauchen nicht zu der Insekten-Welt hinabzusteigen, um auf solche hartnäckige und unversöhnliche Feinde zu stoßen, welche sich durch keinen menschlichen Blick in Ruhe halten, und durch kein auch noch so gewaltiges Befehlswort abschrecken lassen.

In derselben nordamerikanischen Zeitung, in welcher sich jene Anekdote von der Spinne findet, las ich auch folgende Begebenheit: „In dem Kirchspiel Glencairn in Dumfrietshire wurde ein Arbeiter auf dem Felde plötzlich von sechs Wieseln angegriffen, die aus einem Graben auf ihn losfuhren. Der Mann, bestürzt über den furchtbaren Angriff, suchte sein Heil in der Flucht, wurde aber bald heftig verfolgt; und wiewohl er eine starke Peitsche bei sich hatte, mit der er die Wiesel abzuhalten suchte, so hätten sie ihn doch beinahe erreicht. Zum Glück bemerkte er in einiger Entfernung einen Baumast, den er ergriff, und mit dessen Hülfe es ihm möglich wurde, seinen Feinden Stand zu halten. Es gelang ihm, drei Wiesel zu tödten; die übrigen nahmen die

Flucht. Der Leser stelle sich die Gefahr, in welcher dieser Mann war, nicht zu gering vor. Das Wiesel ist ein Thierchen von unbezwingbarer Hartnäckigkeit. Die Jäger haben das Sprüchwort: Zwei Wiesel zwingen einen Jagdhund. Ein erfahrener Schütze erzählt folgende Anekdote: Ein Adler, der ein Wiesel gefangen hatte, stieg mit seiner Beute in die Luft; bald hörte ich Schmerzenstöne; — sein kleiner Feind hatte sich so weit losgemacht, daß er den Adler in den Hals beißen konnte, und packte ihn mit solcher Hartnäckigkeit, daß der Adler sich zur Erde niederließ. Hier entrann das Wiesel. — Ein andrer erzählt: Vor ungefähr dreißig Jahren ging mein Vater an einem schönen Sommerabend von Gilmerton bei Edinburg auf der Straße von Dalkeith nach Hause. In ziemlicher Entfernung, auf der Höhe zwischen seinem Standpunkte und Craigmillar-Castle, bemerkte er einen Mann, der hin und her sprang, und allerhand sonderbare Bewegungen machte. Mein Vater hielt den Mann für närrisch; er stieg aber über den Chaussee-Graben, um, wenn es möglich wäre, dem Unglücklichen zu helfen. Als er näher hinzu kam, fand er den Mann in einem Kampfe begriffen, indem er sich gegen eine Menge kleiner Thiere vertheidigte, die mein Vater Anfangs für Ratten hielt. Es war eine Schaar von 15—20 Wieseln, welche jener Mann von sich abzutreiben und vom Halse zu reißen versuchte. Mein Vater stand ihm im Kampfe bei; und weil er mit einem Stock versehen war, gelang es ihm, einige zu treffen und todt hinzustrecken. Diese Niederlage brachte die Thiere zur Flucht; sie verschwanden in den Spalten eines nahen Felsen. Der Mann war der Anstrengung und Ermüdung fast erlegen; seiner Schätzung nach mochte er wohl über zwanzig Minuten mit diesen Wieseln im Kampfe gewesen seyn. Er erklärte, daß er ohne den glücklichen und zeitigen Beistand meines Vaters bestimmt ein Opfer ihrer Wuth geworden wäre. Am meisten Mühe hatte es ihn gekostet, die Thiere von seinem Halse abzuhalten, auf welchen sie, wie es schien, instinktmäßig losgingen. Es war ein kräftiger Mann; sonst hätte er unter ihren Angriffen erliegen müssen. Zwei hatte er, als er sie wegriß, todtgedrückt. Seine Hände waren ganz zerfetzt und mit Blut überströmt. Das Beginnen des Kampfes erzählte er so: er ging gemächlich durch den Park, als er auf einmal ein Wiesel sah; diesem eilte er nach, und machte mehrere vergebliche Versuche, es mit einer kleinen Ruthe, die er in der Hand hielt, zu schlagen; als er in die Nähe des Felsen kam, sprang er zwischen diesen und das Thier, und schnitt ihm den Rückzug ab. Aber auf einen Pfiff des Wiesels wurde plötzlich von der ganzen Kolonie ein Ausfall gemacht, und der oben beschriebene Angriff begonnen.

Doch für dießmal genug von dem Kampfe des Menschen mit kleinen

und großen Thieren. Zum Schluß nur noch eine Frage: Wie dünkt euch, meine Freunde! — wenn die aus dem Auge eines resoluten Mannes hervorleuchtende Ruhe hinreicht, um den Muth der kühnsten Thiere zu brechen, oder ihre bestiale Wuth zu beherrschen: wird das Auge der paradiesischen Unschuld, das reine Licht des kindlich-frommen, unschuldigen Menschengeistes in unsern ersten Aeltern, so lange sie noch im Lichtglanze der anerschaffenen Herrlichkeit im Paradiese wandelten, nicht hingereicht haben, auch ohne besondere Anstrengung der Willenskraft, die ganze Thierwelt, groß und klein, zu beherrschen, zu leiten, zu gängeln, nach Gefallen an sich zu ziehen, oder zu entfernen? —

75.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken;
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt.
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen;
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine staubgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte.
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte.
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen.
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

76.

Der Löwe.

Der Löwe erreicht ein bedeutendes Alter; im Jahre 1760 starb in London eine Löwe, welcher über 70 Jahre im Tower eingesperrt gewesen war; ein andrer starb dort in einem Alter von 63 Jahren. Die Füße des Löwen sind so stark, und seine Knochen so fest, daß er einem Pferde mit einem Schlage das Genick zerbricht. Man hat einen Löwen gesehen, der einen Ochsen niederschlug, mit ihm über eine Mauer sprang, und ihn im Maule forttrug, wie die Katze eine Ratte. Mit dem Schwanze schlägt er den größten Mann zu Boden, und zermalmt mit seinen Eckzähnen die stärksten Knochen. Wie der Tiger, fängt auch der Löwe kein Thier zu fressen an, ehe er es ganz todt gemacht hat. Ueberhaupt ist er in seiner Art ein großmüthiges Thier; denn er mordet nicht leicht, wenn er nicht hungrig ist, und fällt den Menschen meistens nur dann an, wenn er keine Thiere haben kann. Wenn er satt ist, kann ihn das Rasseln eines Wagens, das Knallen einer Peitsche, ja sogar ein Steinwurf forttreiben. Er geht bei Nacht auf seinen Raub aus. (Psalm 104, 20—22.) Meistens liegt er in einem Gebüsch, besonders am Wasser, und lauert. Sobald ein Thier in die Nähe kommt, duckt er sich und springt darauf los. Gelingt ihm der Sprung nicht, so geht er langsam an seinen Ort zurück, als ob er sich schämte. Einen Menschen oder ein Thier, das

nicht vor ihm flieht, greift er nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10—12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benützt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gerade vor den Kopf trifft. Begegnet man einem Löwen unbewaffnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt, und sich wie zum Sprunge hinlegt: er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben, und ihm ruhig in's Auge zu schauen. Er kann den Blick des Menschen, wenn er stark ist, nicht aushalten, sondern wendet die Augen seitwärts, oder schließt sie, gerade wie eine Katze. Wenn ein Mensch, den er bereits angepackt hat, ihm starr in's Auge sieht, so läßt er ihn allerdings nicht wieder los; doch drückt er die Augen zu, während er ihn festhält. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein; und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblick. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigne Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch. Denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich nieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreis des Menschen gekommen zu seyn meint, in vollem Laufe die Flucht. So versichern die Bewohner des Kaplandes; doch mögen noch nicht viele es versucht haben.

Vormals, als es der Löwen dort noch mehr gab, und die Kolonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große, gemeinschaftliche Jagden an, suchte den Löwen in die Ebene zu locken, und schloß einen großen Kreis um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, wurde von der entgegengesetzten auf ihn geschossen; und während er sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der rechten und linken so viele Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber gehen gewöhnlich nur zwei Männer zusammen auf die Löwenjagd; und recht fertige Schützen, die ihres Schusses gewiß sind, und sich darauf verlassen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen, und ihn in seinem

Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein paar Beispiele.

Der Feld-Commandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Herden vielen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprung, und wurde von ihm geschossen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur ein Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Sekunden erholte sich das Thier, und stürzte nun, wüthend vor Schmerz, mit solchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich auf's Pferd zu werfen, und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenigen Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr von der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, zugleich mit den Zähnen ihn an den Unterkleidern packend. Während er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppiren, und ruft ihm zu, nur um Gottes willen loszuschießen, möge es treffen wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an, und schießt den Löwen durch den Kopf; und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Roß noch Reiter zu verletzen.

Nicht so glücklich war ein andrer, Namens Rendsburg, der mit einem Vetter desselben Namens auf die Löwenjagd ging. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang; aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen seinen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehen, entfloh, um ein paar Hottentotten zu Hülfe zu rufen, die nicht weit davon an einem andern Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht und, während das Thier mit wüthenden Bissen seinen linken Arm zerfleischte und zersplitterte, mit dem rechten ein Messer aus der Tasche gezogen, und damit der grimmigen Katze an mehreren Stellen die Brust durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite auseinander gerissen, auf ihm den tod-

ten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverluste, seinen Geist auf.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte, daß sich in manchen Gegenden des Gebirges unweit des Elephantenflusses die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren 22 auf einem Fleck beisammen gesehen. Die meisten waren noch jung, und nur 8 völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offenen Platze ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf einen Wagen, und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren preis, die 6 davon erwürgten und fortschleppten.

Bei Rietriviersvoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyk. Während wir unser Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, erzählte van Wyk: Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir jetzt stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thüre, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erscheint, und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platze; die Kinder fliehen in ihren Schoos. Ihr Geschrei macht mich aufmerksam; ich eile nach der Thüre, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, da ich unbewaffnet war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich, fast unwillkürlich, nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stand. Glücklicher Weise hatte ich es in die nächste Ecke gestellt, und konnte es mit der Hand erreichen; denn zum Hineinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein; und zu noch größerem Glücke war die Thüre des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu, und schoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem funkelnden Auge in die Stirne, daß er sich nicht weiter regte.

Ein Engländer, welcher i. J. 1830 im Kaplande reiste, traf in der Nähe von Grahamstadt mit einem jungen Manne zusammen, der schon manchen Kampf mit Löwen bestanden hatte. Einmal war dieser junge Mann mit seinem Vater auf der Jagd, als plötzlich ein Löwe daher kam. Der Sohn schoß nach ihm, traf ihn aber nicht; und das

Thier stürzte wüthend über ihn her. Der Vater, welcher aus der Entfernung dieß wahrnahm, kam mit all der Kaltblütigkeit und Ruhe, welche unter solchen Umständen zu empfehlen ist, seinem Sohne zu Hülfe; und wenige Schritte von der Stelle, wo der Löwe mit geschlossenen Augen knurrend über seinem Schlachtopfer lag, welches er fest auf die Erde drückte, als ob er in Furcht wäre, seine Beute zu verlieren, legte er an, und gab Feuer. Die Kugel flog durch den Kopf des Thieres, welches sich überstürzte, und nach kurzem Todeskampfe neben dem jungen Manne verendete. Dieser hatte, zur unaussprechlichen Freude des Vaters, keine bedeutende Verletzung erlitten. Doch dauerte es einige Zeit, bis er sich von der ausgestandenen Angst erholte. Das war eine wunderbare Befreiung, sagte der Engländer. Ja, erwiderte der junge Mann mit Nachdruck, Gott war da.

Zwei Jäger begegneten einmal einem hungrigen Löwen. Das Unthier schlug mit dem Schwanze, schüttelte die Mähne, und sprang auf den einen zu, ihn zu erwürgen. Der Jäger aber wich dem Sprung aus, ergriff den Löwen bei der Mähne, und fiel, mit ihm ringend, zu Boden. Schon hatte der Löwe seinen Rachen weit aufgethan. Der Jäger aber fuhr ihm mit der Hand in's Maul, und packte die Zunge, so daß der Löwe nicht beißen konnte. Der andre Jäger aber legte an, und erschoß das Thier.

Nicht selten wird der Löwe, wenn er schläft, von den Hunden geweckt, welche die Karavanen begleiten. Ein gewisser Burchell erzählt: Es war ein heiterer Mittag, als unsere Hunde sich damit unterhielten, das schilfreiche Ufer eines Flusses zu durchspüren. Plötzlich schlugen sie ein ganz eigenthümliches und bestimmtes Bellen an. Sie mußten einen Löwen erblickt haben. Wir trieben sie an, und bald genossen wir den vollen Anblick eines großen, mit schwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin. Die letztere sahen wir jedoch kaum eine Minute; so schnell verschwand sie in den Binsen. Der Löwe hingegen stand still, und faßte uns scharf in's Auge. Unsere Lage war nicht ohne Gefahr; denn der Löwe war nur wenige Schritte von uns entfernt, und schien einen Sprung auf uns vorzubereiten. Die meisten von uns waren zu Fuß und ohne die gehörigen Waffen. Indessen hatten wir keine Zeit zur Furcht; und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt mein Pistol in der Hand, den Finger auf dem Drücker; und ebenso hielten sich etliche andre bereit, welche mit Flinten versehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde sich zwischen uns und den Löwen zu stellen; sie umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen. Der Muth dieser Thiere

war in der That bewundernswerth; immer näher rückten sie von der Seite auf das mächtige Thier zu, und drohten dann in's Gesicht mit kräftigem Bellen, ohne die geringste Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe, seiner Kraft bewußt, blieb ruhig, und wendete seine Augen nur gegen uns. Die Hunde wurden nun immer dreister, und wagten sich bis zu den gewaltigen Tatzen heran. Da ward ihm ihr Treiben zu bunt; eine kleine Bewegung mit der Tatze, — und zwei der muthigsten Kämpfer lagen todt auf der Erde. Es geschah dieß ohne alle Anstrengung, und so schnell, daß man den Erfolg davon kaum begreifen konnte. Wir feuerten auf ihn, und eine Kugel traf ihn unter den kurzen Rippen, so daß das Blut hervorquoll. Er blieb aber noch einige Zeit ruhig stehen; dann ging er weiter.

Die Mauren in Marokko fangen die Löwen gewöhnlich in Gruben. Die tiefe Grube wird mit Rohr und leichtem Gesträuch dünn überdeckt, und in der Mitte an einem dünnen Pfahl ein lebendiges Schaf oder Lamm befestigt. Am Euphrat pflegt man ihn mit Netzen zu fangen, in welche er beim Scheine der Fackeln getrieben wird. Die Einwohner von Abessynien aber wagen sich sogar ohne Schießgewehr einzeln an den Löwen, wie einst Simson, David und Benaja. (Richt. 14, 5. 1 Sam. 17, 34. 2 Sam. 23, 20.) Am linken Arme den Schild, welchen sie dem anrennenden Löwen vorhalten, bohren sie ihm mit der Rechten das Schwert in den Hals.

Wie groß vor Zeiten in manchen Ländern die Zahl der Löwen gewesen, kann man unter andern daraus ersehen, daß einmal das große Heer des persischen Königs Xerxes von einem Heere von Löwen überfallen wurde. Bochus, König von Mauritanien, verehrte dem Sulla auf einmal 100 männliche Löwen zu den in Rom sehr beliebten, grausamen Kampfspielen. Pompejus brachte einst 600 Löwen, Cäsar 400 zusammen. Titus ließ einmal 9000, Trajanus 11,000 wilde Thiere miteinander kämpfen, unter denen viele Löwen waren. Thiergefechte, in welchen 100 Löwen darauf gingen, kamen fast alle Jahre vor. Aber allmählich wurden sie seltener; und man hielt es für einen großen Aufwand, als Kaiser Mark Aurel bei seinem Triumph über die Markomannen 100 Löwen vorführen ließ. Doch brachte der Kaiser Probus in der Mitte des 3. Jahrhunderts noch 200 Löwen zusammen. Aus Furcht, sie möchten endlich ganz ausgerottet werden, verbot man den Privatleuten die Löwenjagd, welches Verbot erst unter dem christlichen Kaiser Honorius wieder aufgehoben wurde.

Der Kaiser Nero ließ einmal, zum Schrecken seiner Gäste, einen Haufen gezähmter Löwen in den Speisesaal eintreten. Denn allerdings läßt sich der Löwe zähmen, ja sogar zum Kutschenziehen abrichten, viel

leichter als der Tiger. Dabei aber benimmt er sich selbst noch in der Gefangenschaft edler als dieser. Rasen die andern eingekerkerten Bestien um den kleinen Fleischbrocken, wenn er an der Gabel ihnen an's Gitter hoch empor gehängt wird, so sieht der Löwe nur empor, schaut dem Fleische unverwandten Blickes nach, und hebt keine Tatze; er wartet herrisch, bis man ihm den Bissen reicht. Er ist zu stolz, sich darum zu bemühen und zu erhitzen wie die andern Hungerleider.

Die Zärtlichkeit der Löwin für ihre Jungen ist groß; und während sie dieselben aufzieht, ist sie selbst gegen ihren liebsten Wärter mißtrauisch. Darum trägt sie, wie eine Kätzin, die lieben Jungen oft Stunden lang im Maul herum, und setzt sie endlich irgendwo in einem Winkel ab. Doch kann man sie auch während dieser Zeit so zahm halten, daß man sich auf sie setzen, mit den kleinen Löwen liebkosen, und sie ganz wie seine eigne Familie behandeln kann. Wie oft hat man Wärter oder Besitzer von Menagerien zum Löwen in den Behälter gehen, ihn rupfen, zerren, peitschen, im Kerker rund herum treiben, sich auf ihn setzen sehen. Der Löwe weiß, daß die ganze, groß scheinende Sache ein Spiel ist, daß sie jedesmal sich bald endigt, und daß er ihr ein Ende machen könnte, sobald es ihm beliebte. In solchem Falle hat man von dem Thiere nichts zu fürchten, wenn man das Spiel nicht übertreibt. Man hat ein junges Mädchen gesehen, welches, auf einer hingelagerten Löwin sitzend, eine Pistole losschoß. Die Löwin rührte sich nicht. Beide wußten, daß sie sich nicht zu fürchten hatten. Wie die Hunde und Katzen, lassen sich auch Löwen gerne streicheln, und können das Necken gar wohl leiden. Zupft man den Löwen am Bart, so macht er Geberden und Blicke wie die Katze.

Aber freilich übertreiben darf man das Spiel nicht, überhaupt dem Thiere nicht zu viel trauen; es könnte plötzlich sein Zorn und Blutdurst erwachen, seine Katzen-Natur hervorbrechen. Im vorigen Jahrhundert zog ein Mann längere Zeit mit einem zahmen Löwen herum, den er für Geld sehen ließ. Eines Tages, da gar zu viel Leute schon da gewesen waren, denen er seine Künste vormachen mußte, wollte er ihn doch noch immer dazu reizen und zwingen. Der Löwe zog erst die Stirne, bleckte die Zähne, schlug sich mit dem Schwanze; und da der Mann immer noch nicht nachließ, warf er ihn nieder, und stellte sich mit seiner Tatze auf des Mannes Schultern. Dieser winselte um Hülfe. Unverständige Leute brachten Feuer herbei, welches der Löwe allerdings nicht leiden kann; andre wollten ihn durch einen Hahn furchtsam machen; aber er wurde dadurch nur noch zorniger. Endlich kamen Jäger mit Kugelbüchsen, und erschossen das schöne, große Thier. Aber im Sterben zuckte es noch, und riß dem Manne die Schulter weg, so daß er auch sterben mußte.

In Dresden war im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Löwe,

dessen Wärter mit ihm so vertraulich umging, daß er ihm sein Futter nicht vor das Gitter legte, sondern geradezu in den Stall brachte, wobei der Löwe sich immer freundlich bezeigte. Bei diesen Besuchen pflegte der Wärter eine grüne Jacke zu tragen. Eines Tages aber war er zum Abendmahl gegangen, und deßhalb schwarz gekleidet; er behielt den schwarzen Rock an, als er später dem Löwen sein Futter brachte. Der schwarze Rock aber, welcher dem Löwen eine fremde Erscheinung war, machte ihn wüthend. Er sprang plötzlich auf, fuhr auf den Wärter zu, und legte ihm seine Klauen auf die Achseln. Der Wärter redete ihm sanft zu; und die bekannte Sprache brachte den Löwen beinahe zur Besinnung; er ließ ihn aber nicht los, da er noch immer zweifelhaft seyn mochte, ob dieß auch der gewöhnliche Wärter sey. Die Frau und die Kinder des Mannes liefen, da er über seine Gewohnheit lange ausblieb, herbei und schrien um Hülfe. Da kamen etliche Grenadiere von der Schloßwache, und erboten sich, auf den Löwen zu schießen. Der Wärter aber, welcher den Löwen liebte, ersuchte diese, noch zu warten, weil er hoffte, denselben durch Zureden zu besänftigen. Wohl eine Viertelstunde lang redete er ihm zu. Endlich aber wurde dem geängsteten Manne der aufgerichtete Löwe zu schwer. Da jede ernstliche Bewegung, sich loszumachen, nur seinen augenblicklichen Tod nach sich gezogen hätte, indem der Löwe ihn sogleich zerrissen haben würde, so bat er die Soldaten, zu schießen. Diese legten ihre Gewehre durch das Gitter auf den Löwen an, schossen und tödteten denselben auf der Stelle. Aber im nämlichen Augenblicke drückte dieser, im Todeskampfe, den unglücklichen Mann an seine Brust, indem er seine Vorderfüße, mit denen er ihn umschlungen hielt, zusammenzog. Rippen, Arme und Rückgrat des Wärters brachen zusammen; das Blut stürzte überall hervor; und mit dem Löwen sank auch er todt zu Boden.

Zu derselben Zeit war in der Menagerie zu Cassel unter andern ein Löwe, der gegen seine Wärterin sehr zahm war. Dieß ging so weit, daß die verwegene Person, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehen, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuren Rachen dieses Thieres zu stecken. Oft war dieß vollkommen glücklich abgelaufen; endlich aber ging auch an ihr das alte, wahre Sprüchwort in Erfüllung: Wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, kommt darin um. Einst, als die Wärterin ihren Kopf wieder einmal seinem Rachen anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicher Weise gerade in dem für die Wärterin entscheidenden Augenblick, vielleicht durch ihre Kopfhaare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen

zu rechtfertigen. Denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, und sich denselben nicht nehmen lassen wollte, alles ihm dargebotene Futter verschmähte, und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte ein Franzose, Namens Felix, zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die National-Menagerie zu Paris. Einige Zeit nachher wurde Felix krank; und ein anderer übernahm das Geschäft, die Thiere zu warten. Von dem Augenblicke an ward der männliche Löwe traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen, und wollte durchaus nichts von dem Fremdling annehmen. Sogar die Gegenwart desselben war ihm verhaßt, und er drohte ihm oft durch sein Brüllen. Ja auch die Gesellschaft der Löwin schien ihm zu mißfallen; er merkte nicht auf sie. Man meinte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehen. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbeigelaufen; allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er wohl fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeigung von Felix erhalten, so sah es aus, als würde sich ein Kampf entspinnen. Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkosete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dieß bezeichneten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen, und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahre alt.

Auch nach Verfluß mehrerer Jahre erinnert sich der Löwe seines Wärters mit Dankbarkeit. Eine englische Herzogin hatte einen Löwen, und wollte ihn mit einer Gesellschaft besehen. Er war so grimmig, daß man mit Stecken nach ihm schlagen mußte, damit er seinen Fraß fahren und sich vor der Gesellschaft sehen ließ. Während dem sagte man der Herzogin, es sey ein Unterofficier mit einigen Rekruten vor der Thüre, und bitte um Erlaubniß, den Löwen sehen zu dürfen. Man ließ ihn herein. Das Thier murrte bei seinem Fraß. Der Unteroffi-

cier ging zu dem Käfig hin und rief: Nero, Nero, armer Nero, kennst du mich noch? Der Löwe drehte den Kopf und sah ihn an, ließ seinen Fraß, sprang auf, schlug freundlich mit dem Schwanz, und kam herbei. Der Unterofficier tätschelte ihn, und erzählte, es seyen nunmehr drei Jahre, daß er die Aufsicht über dieses Thier gehabt habe. Er freute sich, daß sich der Löwe seiner noch so dankbar erinnerte; denn er leckte dem Manne die Hand.

Heinrich Archer, ein Uhrmacher aus London, der sich viele Jahre in Marokko aufhielt, hatte daselbst einen jungen Löwen erzogen, welcher einer Löwin am Berge Atlas weggenommen worden war. Er wurde so zahm wie ein Hund, und kam später in den Besitz eines Kaufmanns von Marseille, der ihn dem König von Frankreich schenkte. Seine sieben letzten Lebensjahre brachte er, als Eigenthum des Königs Jakob I., im Tower zu London zu. Dorthin kam einmal einer von Archer's früheren Bedienten, Namens Bull, und wurde sogleich von dem Löwen erkannt. Auch er selbst kannte den Löwen noch gar wohl, und ging ohne Bedenken in den Käfig hinein. Der Löwe sprang ihm entgegen, leckte und liebkoste ihn als einen alten Freund. Als er wieder weg ging, war das Thier Anfangs ganz traurig, und sah ihm wehmüthig nach. Endlich aber fing es fürchterlich an zu brüllen, riß den Boden seines Käfigs auf, und wollte vier Tage lang durchaus nicht fressen.

Auch mit Hunden sind Löwen schon sehr vertraut worden. Im Tower zu London ließ man einmal einen Löwen, der wegen seiner vorzüglichen Größe und Schönheit der Königslöwe genannt wurde, um Geld sehen. Wer kein Geld hatte, oder keines bezahlen wollte, mußte dem Thier entweder einen Hund oder eine Katze oder sonst etwas zum Opfer bringen. Diese Bedingung verleitete einen Menschen, auf der Straße ein kleines, schönes Hündchen wegzufangen, welches er statt der Bezahlung in den Tower brachte. Man warf es sogleich dem Löwen vor. Das arme Thierchen zitterte und bebte, krümmte sich vor dem Löwen nieder, warf sich auf den Rücken, streckte seine Zunge heraus, hielt seine Pfötchen in die Höhe, und bat gleichsam um Barmherzigkeit. Der Löwe aber, von dem man glaubte, er würde das Hündchen auf der Stelle zerreißen, that ihm nicht das mindeste zu Leide; sondern er sah es nur an, wandte es bald mit dieser, bald mit jener Pfote um, beroch es, und wurde bald mit ihm vertraut. Auch der kleine Hund verlor nach und nach alle Furcht vor dem Löwen; und es kam endlich so weit, daß er sich selbst neben ihm schlafen legte, und sich allerlei Neckereien und Gewaltthätigkeiten gegen ihn erlaubte. Wenn z. B. der Löwe schlafen wollte, so ließ es öfters der kleine Schelm

nicht zu, lief und sprang beständig um ihn herum, bellte ihn an, kratzte ihn mit den Pfoten an dem Kopf, und zupfte ihn bei den Ohren; und der Löwe ließ sich von seinem Liebling alles gefallen. Eben so wenig wurde er über denselben böse, wenn er, nach der gewöhnlichen Manier der Hunde, alles allein haben wollte, die Pfoten über die Schüssel hielt, knurrte, bellte, und ihm sogar bisweilen in's Gesicht fuhr. Alsdann trat der Löwe wie erschrocken zurück; ja er rührte nicht einen Bissen an, bis ihm sein Gespiele gleichsam die Erlaubniß dazu gegeben, oder bis dieser sich satt gefressen hatte. Niemand hätte es wagen dürfen, das Hündchen anzurühren, noch viel weniger, es wegzunehmen. So lebten sie ein Jahr zusammen: da wurde das Hündchen krank und starb. Der Löwe meinte etwa, sein kleiner Freund schlafe. Er ging öfters zu ihm hin, beroch den Leichnam, und drehte ihn mit seinen Pfoten um, als ob er ihn aufwecken wollte. Da er aber alle seine Bemühungen vergeblich fand, so ging er in seinem Gefängniß mit schnellen, unruhigen Schritten auf und ab; endlich stand er still, hob seinen Kopf in die Höhe, öffnete seinen weiten Rachen, und brüllte einige Minuten lang hinter einander fort. Man versuchte, den todten Körper von ihm wegzubringen. Er bewachte ihn aber unaufhörlich, und wollte ihn nicht einmal anrühren lassen. Man brachte ihm zu fressen; er wandte sich aber von jeder Speise mit Ekel weg. Man warf ihm andere lebendige Hunde vor. Er zerriß sie, und ließ sie liegen. Seine Leidenschaft ging in eine solche Wuth über, daß er die Stangen seines Kerkers anfaßte, und jedermann den Tod zu drohen schien. Nach allem diesem streckte er sich ganz ermattet neben das Hündchen hin, zog es mit den Pfoten zu sich, und legte es an seine Brust. Nach fünf Tagen wurde er Morgens todt gefunden. Sein Kopf lag auf dem Hündchen.

77.

Löwe und Hund.

Herr Löwe, du großer, starker Held, vor deinem Namen zittert die Welt. In der Wildniß bezwingst du jedes Thier, drohst brüllend auch noch im Käfig hier. Das Hündchen nur lässest du da drinnen dich necken und zausen und alles beginnen?

Ich bin gefangen und so allein; nicht Bruder noch Schwester kann bei mir seyn. Da haben sie mir das Hündchen gegeben; ich freute mich dran, und schenkt' ihm das Leben. Nun lass' ich's spielen, so viel es mag; so bleibt es doch bei mir den ganzen Tag.

78.

Der Löwe und die Maus.

Eines Tages der Löwe sich erging im Wald, als er ein Mäuslein fing. Der Löw das Mäuslein tödten wollt. Es sprach: Herr Löwe, seyd mir hold. Was Ehre hat ein König wie Ihr, wenn er tödtet ein winzig, wehrlos Thier? Ist das ein Ruhm, mag's Kühnheit heißen, daß der Löw ein Mäuslein darf zerreißen? Drum laßt mich leben, lieber Herr! verschonet mein, ich bitte sehr. Ihr könnt's ja sicher und ohne Gefährde, daß ich Euch jemals schaden werde. Dieß Wort dem Löwen dünkt ein Spaß; doch seines Zorns er drob vergaß, daß er dem Mäuslein ungekränkt das Leben und die Freiheit schenkt.

Nun blieb es gar nicht lang gespart, daß der Löwe Nachts gefangen ward in einem Garne, stark und fest; der Muth ihn mit der Macht verläßt. Er schnaubt und brüllt so fürchterlich, daß alles Gethier vor ihm entwich. Allein die Maus, auf sein Geschrei, kommt eilig über Feld herbei, sieht, was zu thun ist, ohne Fragen, fängt an mit scharfem Zahn zu nagen, und nagt und nagt in guter Ruh, und nagt aus Leibeskräften zu, wo sich des Garnes Maschen boten, und löst die dicht verschürzten Knoten. Der Löwe jetzt, von Banden frei, nicht ohne Scham und ohne Reu, zu danken freundlich ihr begann. Sie sprach: Ich hab' es gern gethan. Wo Milde wohnt bei Macht und Muth, dient auch der Schwache gern und gut.

79.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere, das nur der Sonnenschein belebt, und das mit saugendem Gewehre nach Ruhm gestochner Beulen strebt, — die man jedoch zum großen Glücke durch zwei Paar Strümpfe hindern kann, — der junge Held war eine Mücke; hört meines Helden Thaten an:

Auf ihren Kreuz- und Ritter-Zügen fand sie, entfernt von ihrer Schaar, im Schlummer einen Löwen liegen, der von der Jagd entkräftet war. Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen! schrie sie die Mücken gaukelnd an; jetzt will ich hin und will ihn strafen; er soll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge setzt sie sich auf des Königs Schwanz. Sie sticht und flieht mit schnellem Schwunge, stolz auf den sauern Lorbeerkranz. Der Löwe will sich nicht bewegen. Wie, ist er todt? Das heiß' ich Muth. Zu mördrisch war der Mücke Degen; doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

Ich bin es, die den Wald befreiet, wo seine Mordsucht sonst getobt. Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet, der stirbt; mein Stachel sey gelobt! Die Schwestern jauchzen voll Vergnügen um ihre laute Siegerin: Wie? Löwen, Löwen zu besiegen, wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

Ja, Schwestern, wagen muß man, wagen; ich hätt' es selber nicht gedacht. Auf, laßt uns noch mehr Feinde schlagen; der Anfang ist zu schön gemacht. Doch bei dem Schall der Siegeslieder, da jede von Triumphen sprach, erwacht der matte Löwe wieder, und eilt erquickt dem Raube nach.

80.

Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt.

Es gesellten sich ein Rind, eine Ziege und ein Schaf zu einem Löwen, und zogen miteinander auf die Jagd in einen Forst. Da sie nun einen Hirschen gefangen und in vier Theile zerlegt hatten, sprach der Löwe: Ihr wisset, daß ein Theil mein ist, als eurem Gesellen; der andre aber gebührt mir, als einem König unter den Thieren; den dritten will ich haben darum, daß ich stärker bin und mehr darum gearbeitet habe als ihr alle drei; wer aber den vierten haben will, der muß ihn mir mit Gewalt nehmen. — Also mußten die drei für ihre Mühe das Nachsehen und den Spott zum Lohne haben.

Fahre nicht zu hoch; halte dich zu deinesgleichen. Es ist mit großen Herren nicht gut Kirschen essen; sie werfen einem die Stiele in's Gesicht, ja wohl auch die Kerne.

81.

Löwe, Fuchs und Esel.

Ein Löwe, ein Fuchs und ein Esel jagten mit einander, und fingen einen Hirschen. Darauf befahl der Löwe dem Esel, das Wildpret zu theilen. Der Esel machte drei Theile. Darüber wurde der Löwe zornig, und riß dem Esel die Haut über den Kopf, daß er blutrünstig dastand, und gebot dann dem Fuchse, die Theilung zu machen. Der Fuchs stieß die drei Theile zusammen, und gab alles dem Löwen. Da lachte der Löwe und sprach: Wer hat dich so theilen gelehrt? Der Fuchs zeigte auf den Esel und sprach: Der Professor da im rothen Baret.

Das ist ein weiser Mann, der sich an eines andern Unfall bessern kann.

82.

Löwe und Esel.

Einmal begegnete der Esel dem Löwen, grüßte ihn höhnisch und sprach: Ich grüße dich, Bruder! Den Löwen verdroß der höhnische

Gruß, dachte aber bei sich selbst: Was soll ich mich an dem Schelm rächen? Ich schelte oder zerreiße ihn, so lege ich keine Ehre ein. Ich will den Narren fahren lassen.

83.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen, der ihn statt eines Jägerhornes brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. Der andere Esel aber sprach: Bleibst du nicht ein Esel, auch wenn du mit dem Löwen gehst?

84.

Der alte Löwe.

Ein alter Löwe lag kraftlos vor seiner Höhle, und erwartete den Tod. Die Thiere, deren Schrecken er bisher gewesen war, bedauerten ihn nicht; sie freuten sich vielmehr, daß sie seiner los wurden; und einige von ihnen, die er sonst verfolgt hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern; und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein blieb schweigend stehen, und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. Willst du nicht, fragte ihn der Esel, dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben? Das Pferd antwortete: Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann.

85.

Der bestrafte Schmeichler.

Der Löwe brach ein Bein. Man rief
Den Doktor Fuchs, ihn zu kuriren.
Doch alles Drehen, Schindeln, Schmieren
Half nichts; das Bein blieb lahm und schief.
Da kam sein erster Hofpoet,
Ein Affe, der gar schlau sich dünkte,
Einst in die Residenz, und hinkte
So arg als Seine Majestät.
Wie, sprach der Fürst ergrimmt zum Gecken,
Ich glaube gar, du willst mich necken? —

Ich? lallte Matz, behüte Gott!
Mich trieb die schönste meiner Pflichten,
Als treuer Knecht, als Patriot,
Nach deinem Vorbild mich zu richten.
Geh, Schelm! fiel ihm der König ein;
Statt meinen Fehler nachzuahmen,
So hink in deinem eignen Namen.
Er sprach's, und brach ihm, knacks! ein Bein.

86.

Die Löwenjagd.

„Bruder! begann Ibrahim, Allah's Segen war mir zur Seite. Heiter war die Sonne aufgegangen, als ich, begleitet von der Schaar meiner Getreuen, hinausritt in die Wüste. In raschem Laufe hineilend durch die Bahn des Sandes, erreichte ich gegen Abend die Oase Schems-albülbül, wo der Vater dieser beiden Jünglinge, Bedreddin ben Mahmud, bereits mit seinen Genossen unsrer Ankunft harrte. Wir labten uns und unsere ermüdeten Pferde an der lieblichen Quelle, die in der Mitte von des Häuptlings Dattelnpflanzung hervorquillt, und um welche er seine Zelte gespannt hatte. Es war ein freundlicher Anblick. Seine Kinder und Weiber saßen in der Ecke eines Zeltes, und flochten Matten; die Sklavinnen waren beschäftigt, Mehl in Handmühlen zu mahlen; und bald dampften treffliche Kuchen vor uns. Die Pferde liefen frei umher, und naschten an den Blättern der Palmen, wenn ihnen die Knaben, die immer an ihren Mähnen hingen, nur irgend Ruhe ließen. In einiger Entfernung weidete eine kleine Herde Kameele, die ein Junge von etwa 12 Jahren, auf einem stattlichen Pferde reitend, mit seiner kleinen Lanze in Ordnung hielt."

„Bereits hatten unsre Leute, erquickt von der Rast im Schatten des Dattelwäldchens, einen muntern Tanz begonnen, wobei die Handtrommel lustig geschlagen wurde, und einige herumbettelnde Pfeifer ihr Stückchen aufspielten, als unsere beiden Freunde im vollen Galopp einhersprengten, und uns die Annäherung der Karawane des Abdel-masram, jenes Hundesohns von Renegaten, meldeten." Bei diesen Worten hielt er inne, und wandte sich zu mir (einem Europäer) mit einer Rede, die für eine Entschuldigung gelten sollte:

„Verzeihe, edler Fremdling, wenn ich einen Mann, der einst deinem Glauben angehörte, mit solch ehrlosem Beiworte benenne. Allein ein Mensch, der nicht warm und innig an seinem Glauben hängt, ist nicht fähig edler Gesinnung noch edler That. Das hat uns dieser gezeigt; denn um der Sklaverei zu entgehen, verließ er seinen Glauben.

Darauf wußte er durch Vorspiegelungen aller Art die fremden Kaufleute aus dem Innern zu gewinnen; er läßt durch seine Karawane allerlei Waaren von Timbuktu kommen, die er den Feinden unserer Nation heimlich ausliefert, um den Sold seiner Sünde in Pracht und Schwelgerei zu verzehren."

„Aber Allah ist gerecht!" fuhr er fort, ohne meine Antwort zu erwarten; „unser Feind ist nicht mehr. Wir theilten unsre Leute in zwei Haufen; ich zog voran, um unsern Gegner, der, wie wir wußten, persönlich seine Karawane begleitete, von vorn anzufallen; und unsere beiden Freunde hier sollten ihn im Rücken angreifen. Lange ritten wir durch die Wüste; und die Nacht, die bereits angebrochen war, hatte einen kühlenden Nebel über die Mannschaft ausgegossen, so daß wir uns doppelt erfrischt fühlten. Endlich entdeckte einer unserer Neger, die wir voraus gesendet hatten, um den Weg der Karawane aufzufinden, Spuren, und glaubte vermöge seines scharfen Geruchsinnes, in nicht allzuferner Weite, in der Nähe der östlichen, kleinen Oase, die Karawane selbst zu wittern."

„Nun stellte ich meine Leute in Schlachtordnung, und empfahl ihnen die größte Ruhe. Langsam rückten wir jetzt gegen die Oase vor, so daß man nichts vernahm als den leisen Tritt der Pferde im Sand; und dieser war leise genug; denn die edlen Thiere schienen zu empfinden, daß wir einen geheimen Ueberfall versuchten. So rückten wir näher und näher, und hörten nur zuweilen das Heulen des Schakal, der, sey es, daß er das Nachtessen der Karawane witterte, sey's, daß er eine Ahnung von seinem eignen baldigen Festmahl hatte, immer lauter und lauter zu heulen begann."

„Kaum waren wir so ein paar Stunden vorwärts gezogen, als sich von der Oase her ein leichter Wind erhob, der den feinen Nebel zerstreute, und den Mond in vollem Glanze über die Wüste scheinen ließ. In der Ferne, am Rande der Wüste, zeigten sich einige Palmen und Bananen. Alles war still. Da begann mein Pferd, das edle Thier, laut hinaus zu wiehern in die Nacht und zu scharren und zu stampfen, als gälte es, in den Kampf zu gehen. Seine Stimme wurde durch das Wiehern der Pferde von der Karawane erwidert; und nun eilte ich in raschem Rennlauf an der Spitze meiner Getreuen vor. Das Treffen war kurz, aber entscheidend; der Renegat hatte kaum Zeit, seine Leute zu sammeln, als wir ihm schon auf Pistolenschußweite nahe waren. Ein wohlgezieltes, rasches Feuer von unsrer Seite ließ den Feind nur um so deutlicher das Schreckliche seiner Lage erkennen; denn nun erhob sich hinter seinem Rücken mit einem Male der Kampfruf der Beduinen, der lang und laut in der Nacht verhallte. Abdel-masram ver-

suchte eine nutzlose Gegenwehr; ich traf auf ihn mitten im Gefecht, und spaltete sein schändliches Haupt mit meinem Säbel. Unsre Verbündeten waren auch nicht müßig geblieben; und nach wenigen Minuten war des Renegaten geringes Gefolge zersprengt. Nur wenige Verwundete kamen als Gefangene in unsre Hände; denn bei der Nähe, in welcher wir uns getroffen hatten, waren die meisten Wunden tödtlich. Beladen mit Beute, kehrten wir nach unserer Oase zurück, und legten uns nieder, um den Rest der Nacht theils in Ruhe zu verbringen, theils für die Verwundeten zu sorgen, welche weniger glücklich, als wir Anführer, aus dem Scharmützel gegangen waren. Die Beute war, wie gesagt, kostbar; und wir stellten innerhalb unseres Zeltlagers die Waarenballen auf, an denen wir die erbeuteten Kameele und Pferde befestigten, damit sie sich nicht während der Nacht verlaufen könnten. Kaum hatten wir aber einige Stunden in süßem Schlafe zugebracht, als uns die Kameele durch ihr Geschrei, und die Pferde durch ihr Stampfen und Schnauben aufweckten. Wir besorgten einen Ueberfall, ob wir gleich uns nicht denken konnten, woher derselbe wohl kommen möchte. Als ich mich aber den Thieren näherte, fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ein Paar Löwen uns das schönste der erbeuteten Pferde, deren der Renegat etwa ein Dutzend aus Nubien herführte, getödtet und bereits fortgeschleppt hatten. Zwar machten wir sogleich Jagd auf diese Thiere; es gelang uns aber nicht, eines derselben zu erlegen, indem sie mit der Schnelligkeit des Windspiels sich hinter jenes alte Gemäuer flüchteten, das sich, wie du weißt, zwei Meilen südlich von der Oase befindet. Der übrige Theil unseres Ausfluges enthält weiter nichts, was der Rede werth wäre; die Beute haben wir wohlbehalten heimgebracht; aber der Verlust des edlen Thieres will mir nicht aus dem Sinne."

Hiemit endigte Ibrahim seine Erzählung. Abu Hassan aber, der mit mir schon oft über das ritterliche Vergnügen einer Löwenjagd gesprochen hatte, und dem der Verlust eines edlen Pferdes ebenfalls nichts Geringes war, sprach zu Ibrahim: „Nun haben wir ja die beste Gelegenheit, Bruder, uns an den Löwen zu rächen, und zugleich unserem Gaste eine schöne Probe von einer Löwenjagd zu geben, nach welcher er sich schon oft gesehnt hat."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Ibrahim, Abdallah und die beiden Beduinen erklärten sich bereit, schon am folgenden Morgen auf die Jagd auszuziehen. Ich selbst aber versicherte, daß ich mir Glück dazu wünschte, in so hoher Gesellschaft der Jagd auf dieses königliche Thier beizuwohnen. „Wohl ein königliches Thier, bemerkte einer der Beduinen; und du wirst sehen, Franke, wie er sich wehrt." Die Stunde der Jagd

wurde nun anberaumt, und nachdem wir den Abend mit heiteren Gesprächen zugebracht hatten, der folgende Morgen zum Aufbruch bestimmt. Beim Scheiden versprach Abu Hassan, mir eines seiner geübtesten Pferde zu geben, weil er daran zweifelte, daß das meinige bei der Annäherung der Löwen Stand halten würde.

Noch vor Tagesanbruch war unsre kleine Jagdgesellschaft versammelt; zwei Kameele, mit Lebensmitteln und Wasser beladen, gingen, geführt von zwei Mohrensklaven, voraus. Abu Hassan ritt auf einem der schönsten Schimmel seines Stalles, einem edlen Thiere von türkischer Abkunft; er war mit einem leichten, aber kostbar gestickten Gewande bekleidet, und ein weißer Turban bedeckte sein schönes Haupt. Arme und Beine trug er, der Sitte des Landes gemäß, nackt, und führte keine andre Waffe als einen leichten Speer, den er gleich einem Spielzeug in den Fingern hielt. Es war ein ritterlicher Anblick. Seine wohlgestalteten Arme zeigten unverhüllt jenes gewandte Muskelspiel, welches dem in allen Leibesübungen erfahrenen Kämpfer eigen ist. Die Leichtigkeit, womit er, ohne je zu zeigen, daß es ihn Mühe kostete, seinen Wurfspieß bald in die Höhe warf und wieder auffing, bald, als wäre es zum Scherz, oder um sich von der Sicherheit seines Wurfes zu überzeugen, die Spitze desselben in die Borte an einer der Satteldecken der vor uns hingehenden Kameele so eindringen ließ, daß sie weder das Thier noch den Reiter verwundete, — alles dieß gab Zeugniß, wie gewandt im Kampfe und wie kalt und sicher er bei der Führung seiner Waffe war. An seiner Seite ritt Ibrahim auf einem Rappen, der zu den schönsten der Berberei gehörte, bedeckt mit einer phrygischen Mütze, deren bunter Zipfel in der Luft flatterte, und angethan mit einem schmucklosen Jagdkleide. Er führte mehrere Pistolen im Gürtel, in deren Handhabung er sich einer nicht geringen Meisterschaft rühmte. Abdallah, der rauhe Sohn der Wüste, hatte nur einen weißen Mantel um sich geschlagen, und ritt ein feuriges, nubisches Pferd, das er Mühe hatte in langsamen Gang zu bringen, sobald wir uns der Wüste näherten.

Hier begann dieses edle Thier zu schnauben und sich zu bäumen, als wollte es in vollem Rennlaufe die Wüste durchfliegen; denn hier schien es gewohnt zu seyn, sey es in Verfolgung oder Flucht, seinen Reiter im schnellsten Laufe dem Ziele zuzutragen. Die beiden Beduinen, denen sich auf unsrer Reise noch zwei ihrer untergebenen Gefährten zugesellten, waren, gleich den vorigen, mit ihren weißen, wallenden Gewändern bekleidet, und mit ferntreffenden Kugelbüchsen bewehrt, welche bei der Jagd sowohl, als im Kriege, wo es raschen Angriff gilt, ihre furchtbarste Waffe sind; sie waren mit arabischen Pferden von der edelsten Rasse beritten.

So zogen wir der Wüste entgegen. Die Wüste, welche sich der Eu-

ropäer gewöhnlich als eine unabsehbare, durch nichts unterbrochene Ebene vorstellt, ist denn doch nicht so ganz still und öde, als man sich eine Sandfläche gewöhnlich denkt; im Gegentheil ist sie bewegt wie ein Meer, wo man den andern Tag den Weg nicht mehr finden kann, den man Tags zuvor betreten hat. Der höchst feine Flugsand ist ein immerwährendes Spiel der Winde; er thürmt sich bald hier zu hohen Sandwogen an; bald bildet er dort einen sich sanft hinschlängelnden Wellengrund, welcher in blauer Ferne dem Auge des durstigen Wanderers oft den täuschenden Eindruck eines Seespiegels vormalt. Nichts ist peinvoller als diese Erscheinung; denn der vom Durst fast Aufgeriebene strengt seine letzten Kräfte an, um den vermeintlichen See zu erreichen; und ist er der Stelle nahe gekommen, welche er wenige Augenblicke vorher dafür hielt, so hat er wieder das alte, unendliche, glühende Sandmeer vor sich, dessen Horizont ihn von neuem durch ähnliche Trugbilder quält. Eine ähnliche, nicht minder wunderbare Erscheinung erblickten wir alle selbst auf diesem Ritte, kurz nachdem wir die letzten Dattelpalmen, welche der Araber die Ammen der Wüste nennt, hinter uns gelassen hatten. Mit einem Mal erhob sich nämlich, in einer scheinbaren Entfernung von etwa einer Stunde Wegs, eine lachende, grüne Gegend in der Luft, wo die Bäume im Winde hin und her wogten, und ein Thal beschatteten, in dessen Mitte ein klarer See die Gipfel der Palmen widerspiegelte. Plötzlich wurde diese Gegend belebt; es kamen einige Reiter herbei, lagerten sich um den See, und kurze Zeit darauf folgte ihnen eine ganze Karawane mit ihren Kameelen, Pferden, Waarenpäcken, Kameeltreibern und Sklaven, kurz, mit dem ganzen lustigen und lärmenden Treiben, mit welchem eine Karawane in die Heimath einzieht, oder einen Rastort begrüßt. Alle Trachten und Völkerstämme waren deutlich zu unterscheiden; und ich hätte gemeint, sie sprechen zu hören, wenn nicht alles in der Luft vorgegangen wäre.

Erstaunt über diese wundervolle Erscheinung, die einem traumhaften Blick in das Reich der Feen zu vergleichen war, hielten wir. Bald aber verbleichte dieses Zauberbild, das uns in seiner höchsten Entwicklung so nahe gekommen war, daß wir, wäre die Karawane eine wirkliche gewesen, nicht mehr als drei Minuten Zeit gebraucht hätten, um mit unsern schnellfüßigen Pferden an ihrer Seite zu seyn. Als aber das Bild verblichen war, trat der Himmel in seiner wolkenlosen Bläue wieder hervor, und Abu Hassan sprach zu mir, als wir, noch ganz erfüllt von Staunen, langsam weiter ritten: „Allah sey gepriesen; und dir, o Fremdling, ist ein Anblick geworden, den sonst der Prophet nur seinen Gläubigen gewährt. Du hast in die Gärten des Paradieses geschaut, wo eine Karawane heiliger Pilger nunmehr angekommen ist, um aus dem Quell der ewigen

Glückseligkeit zu trinken, wo die Feen des Himmels den Rechtgläubigen ewige Götterspeise und lieblichen Trank in goldenen Schalen darbieten, wie der Prophet uns geweissagt hat."

„Edler Scheik, antwortete ich, ich finde in dieser Erscheinung nur etwas ganz Natürliches, nämlich eine Spiegelung in der Luft von Gegenständen und Begebnissen, die auf der Erde vorkommen, — eine Erscheinung, welche unter dem Namen der Fata Morgana bei Franken und Muselmännern bekannt ist. Das Volk glaubt, daß eine Fee durch den Himmel ziehe, und allerlei Bilder und Gestalten uns sehen lasse, um unsere irdischen Augen zu ergötzen. Wie nun aber jeder seine eigene Erklärung hat, und du mir die deinige gegeben hast, so will ich dir nun auch meine geben. Von der Sandwüste nämlich steigen am Morgen leichte Dünste auf, und in diesen spiegelt sich, wie etwa im Wasser, eine ferne Gegend wider, die uns so nahe gerückt erscheint, weil dieser Nebeldunst sich kreisförmig in der Luft hinzieht, und deßwegen wirkt wie ein Hohlspiegel. Auf solche Weise erklären wir dieses anscheinende Wunder; und unsre Gelehrten haben Beispiele genug zur Bekräftigung dieser Wahrheit aufgefunden."

„Ungläubiger Hund!" murmelte Ibrahim zwischen den Zähnen, und ließ unter den buschigen Augenbraunen finster seine Blicke gegen mich herüberblitzen. Doch ein Wink seines Bruders beschwichtigte diesen Ausbruch seines Zornes; und Abu Hassan sprach zu mir: „Jeder, o Fremdling, hat seinen eigenen Glauben." Mit diesen Worten trieb er sein Roß wieder zu rascherem Laufe an, und wir eilten in schnellem Galopp dem Ort unsrer Bestimmung zu.

Wir mochten ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als wir einige Schritte von unsrem Pfade einen ungeheuren Sandhügel entdeckten, in welchem das scharfe Auge Abdallah's weiße Gestalten zu erkennen glaubte. Kaum hatte er dieß unserem Führer mitgetheilt, als dieser sogleich dahin eilte, um die Sache näher zu untersuchen. Ein grausamer Anblick wartete unser. Wenigstens zweihundert Gerippe von Menschen, Pferden und Kameelen lagen in dem Sande umher, gerade in der Stellung, welche die Reisenden anzunehmen pflegen, wenn sie vom Samum überrascht werden. Hier saß ein Todter auf seinem todten, niedergestürzten Pferde; noch war sein Scheitel bedeckt von dem perlendurchwirkten Turban, und krampfhaft hielt er in den beinernen Händen einen dürren Schlauch, an dessen Inhalt er in der letzten Stunde mit gierigen Lippen sich gelabt hatte. Dort hielt ein andrer sein Schwert vor die Augen, als wollte er vor der sengenden Hitze des Windes sich durch den blanken Stahl schützen, oder gar in der Verzweiflung sich gegen diese übermenschliche Macht wehren. Der hatte den Boden aufgewühlt, um fruchtlos nach

Kühlung zu suchen. Jener lag mit gekreuzten Armen, das Gesicht gegen Osten gewendet, im Sande; — er hatte sein letztes Gebet gesprochen. Kurz, ringsum waltete Zerstörung und Tod in der gräßlichsten Form. Offenbar waren die Reisenden durch die Einwirkung jenes giftigen Windes Samum, der von Zeit zu Zeit über die große Wüste Sahara hinstreicht, erstickt worden; und einer jener gefährlichen Sandwirbel, welche oft thurmhohe Haufen von Flugsand emporwerfen, hatte sie bedeckt. Ernste Trauer befiel uns alle; und jeder kniete nieder, und verrichtete an diesem Grabe der Wüste sein Gebet.

Nachdem wir unsre Pferde wieder bestiegen hatten, wandte sich Ibrahim in verweisendem Tone mit folgenden Worten zu mir: „Du siehst nun, ungläubiger Fremdling, wie wahr die Erscheinung gewesen ist, welcher uns vor wenigen Stunden der Prophet gewürdigt hat. Du hast ja selbst in den Wolken diese Karawane gesehen, deren todte Ueberreste hier im Sande liegen.“

Allmählich senkte sich nun die Sonne näher gegen den Rand des Horizonts, und ging mit unheimlich trübgelbem Lichte hinter den Nebeln der Sandfläche unter. Nach wenigen Minuten war es dunkle Nacht, wie dieß in südlichen Gegenden immer der Fall ist, wo die Dämmerung sich auf wenige Sekunden beschränkt. Dieser rasche Wechsel von Tag und Nacht hat besonders in der Sandwüste etwas höchst Unangenehmes; denn während die Sonne scheint, wird das Auge durch die scharf und weiß vom Flugsande zurückgeworfenen Sonnenstrahlen beinahe geblendet; und tritt nun plötzlich die Nacht ein, so flimmern tausend Farben vor den Augen, so daß man geraume Zeit sich nicht zu finden weiß. Ich überließ mich daher, bis ich wieder hoffte, daß mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnen würde, der Führung meines guten Pferdes, sollte aber bald für den Verlust des Sonnenlichtes durch das Erscheinen eines andern Gestirnes entschädigt werden. Denn nun erhob der volle Mond von Afrika, jener Mond, der mit so lebendigem Lichte glänzt, jenes herrliche, silberne Gestirn, dessen erhabener Schein nichts mit dem nebelvollen Monde Europa's gemein hat — dieser Mond erhob sein Haupt über die Wüste, und zeigte meinen erstaunten Blicken in der Ferne die schönen Umrisse einer Anzahl von Dattelpalmen und Bananen, unter welchen die weißen Zelte eines Beduinen-Lagers schimmerten.

In raschem Laufe eilten wir auf die Oase zu, die sich als eine geräumige, herrliche Insel aus dem Sande des Meeres erhob; und mit Jubelruf wurden wir von dem Vater unsrer beiden Begleiter und seinen Genossen empfangen. Der Alte war ein ehrwürdiger Mann, dessen langer, silberweißer Bart in großen Locken auf den Gürtel hernieder wallte. Als er den Scheik seinem Zelte sich nähern sah, übergab er seine Pfeife einer

Sklavin, stand von seinem Sitze auf, sprach die Worte: „Sey willkommen, mein Sohn," und küßte Abu Hassan auf die Stirne. Dieser erwiderte mit größter Ehrfurcht die Begrüßung, und ließ sich alsdann an seiner Seite nieder. Wir setzten uns rings um den alten Häuptling zu einem kurzen ländlichen Imbiß, bestehend aus vortrefflichem Kaffee, getrockneten Datteln und Bananen und etwas Gerstenbrod. Das Treiben und Wesen in dem Zelte des Beduinen gewährte einen erfreulichen Anblick; der Alte genoß einer patriarchalischen Würde, welcher von allen seinen Angehörigen auf das kindlichste gehuldigt wurde. Ein Wink von ihm war Befehl. Die Frauen, welche in einem abgesonderten Zelte wohnten, ließen sich nicht sehen, wohl aber ein Haufen munterer Kinder, die mit den weidenden Pferden spielten. Hier hängte sich eines an die Mähne, dort ein andres an den Schweif; jenes kam mit einer Peitsche, und dieses suchte das Thier an den Ohren zu halten; das alles ließ sich aber das Roß von den Kindern gerne gefallen, und hütete sich, eines derselben zu treten oder abzuschütteln.

Nach kurzer Rast machten wir uns auf, um die Löwen in ihrem Versteck aufzusuchen, und wo möglich ihr Lager auszuspüren, damit uns die Jungen sammt den Alten in die Hände fielen. Einer unsrer Neger, ein verwegener Bursche, der schon oft bei solchen Jagden gewesen war, vermaß sich hoch und theuer, er wolle nicht eher rasten, bis er der Löwin ihre Jungen entrissen hätte; und er war es auch, der vermöge der Schärfe seiner Sinne gleich einem Hunde den Aufenthalt dieser Thiere auswitterte. Da die Religion den Muhamedanern den Umgang mit Hunden verbietet, so fehlten diese nützlichen Thiere bei der Jagd.

Wir mochten ungefähr eine Strecke von drei Stunden Wegs zurückgelegt haben, als wir eine Gegend erreichten, wo der einförmige Sand der Wüste theils durch hie und da sich erhebende, ungeheure Felsblöcke unterbrochen wurde, theils auch dadurch sich manchfaltiger zeigte, daß die unverkennbaren Spuren von altem Gemäuer und zerbrochenen Säulen an manchen Stellen aus dem Sande hervorragten. Vor Alters soll hier eine große römische Stadt, oder vielmehr ein befestigter Lagerplatz gewesen seyn. Hier, versicherten die Neger, seyen die Höhlen der Löwen; und wir umringten daher auf der günstigsten Seite diesen Platz, indem sich ein jeder der Reiter etwa 300 Schritte von dem andern entfernt aufstellte.

Von den Löwen hörten wir lange nichts, bekamen auch keinen zu Gesicht; daher befahl Abu Hassan den Negern, sie sollten in den Höhlungen des Getrümmers und in den Felsklüften nachspüren, ob sie nichts entdecken könnten. Der Neger, von welchem ich vorhin gesprochen habe, machte den Anführer, und ermittelte schnell durch seinen feinen Geruch mitten

in einem Gewölbe das Lager dieser Thiere. Da er nichts von den alten Löwen entdeckte, so stieg er mit raschen Schritten hinab, um nach den Jungen zu suchen, und war auch so glücklich, nach kurzer Frist zwei junge Löwen hervorzubringen. Rasch lief er mit seiner Beute auf uns zu, bestieg eines der Kameele, und rief mit lauter Stimme den übrigen Negern zu, sich so schnell wie möglich aus dem Bereiche der Löwenhöhle zurückzuziehen.

Kaum war dieß geschehen, als wir zwei der schönsten Gazellen in vollem Laufe über den Sand hinweg springen sahen, und von ferne das tiefe, donnerähnliche Gebrüll des Löwen vernahmen. Die Gazellen flohen in weitem Kreise der Stelle zu, wo wir Stand hielten, als wollten sie, troß ihrer angebornen Menschenscheu, in ihrer Noth bei uns Schutz suchen. Kaum hatten diese Thiere unsre Linie durchbrochen, als wir auch eines mächtigen Löwen ansichtig wurden, der mit wildem Toben einhergesprengt kam. Düster funkelten seine großen Augen hinter der buschigen Mähne hervor; und wenn er brüllte, senkte er seinen Kopf zu Boden, so daß es schien, als ob ein tiefer Donner aus den unterirdischen Räumen der alten Römerburg, die ehemals hier gestanden, sich ergösse. Unsere Pferde zitterten und schnaubten; die Angst hielt sie an den Boden gefesselt; näher und näher kam der Löwe heran, mit dem Schweife seine Flanken peitschend, gerade auf die Stelle zu, wo Abdallah stand. Dieser machte, um dem geraden Angriff des Löwen zu entgehen, eine rasche Schwenkung, so daß er dicht hinter eines jener Gemäuer zu stehen kam, welche sich einige Fuß über den Sand erhoben. Der Löwe bemerkte dieß, und machte eine jener entsprechende Schwenkung, kauerte sich sodann in den Sand nieder, und ging knurrend und die Zähne fletschend, langsam, aber sprungfertig, gegen das Gemäuer zu. Jetzt war der Augenblick, wo Abdallah den Löwen tödtlich treffen mußte, oder in Gefahr kam, von ihm zerrissen zu werden. Er schleuderte seinen Wurfspieß auf ihn ab, ritzte ihm aber, anstatt in das Herz zu treffen, nur die Seite. Denn der Löwe hatte in demselben Augenblicke sich enger zusammengezogen, um den Sprung auf seinen Feind zu wagen. Im nächsten Augenblick führte er auch denselben aus, und zwar mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß er nicht nur mit einem Satze über das Gemäuer flog, sondern auch das Pferd Abdallah's mit den Zähnen an der Kehle gepackt hatte; nur die größte Besonnenheit rettete diesen. Während sein Pferd sich in Verzweiflung und Schmerz wüthend bäumte, schoß er dem Löwen eine Pistolenkugel so sicher in die Kehle, daß sie den untern Theil der Zunge durchbohrte, und zum Hinterhaupte herausfuhr. Abdallah selbst aber fiel, während sich der Löwe blutend am Boden wälzte, durch das jähe Bäumen seines erschreckten Pferdes auf die Erde.

Ich selbst war gegen meinen Willen ein müßiger Beobachter dieser und der folgenden Scenen geworden; denn an Abdallah's linker Seite, etwa 200 Schritte von ihm aufgestellt, wollte ich ihm, bei Annäherung des Löwen, schleunigst zu Hülfe eilen, und spornte deßhalb mein Pferd zum schnellsten Laufe. In der Hast aber übersah ich einige Steintrümmer, die auf meinem Wege lagen, lenkte deßhalb mein Pferd, beim Hinwegsetzen über diese Hindernisse, nicht geschickt genug, und befand mich, ehe ich mich dessen versah, so unsanft hinter einem Säulenstück zu Boden geworfen, daß ich für die nächste Viertelstunde nicht aufzustehen fähig war, dafür aber um so besser den interessanten Scenen dieser Jagd zusehen konnte.

Alles war das Werk weniger Minuten gewesen. Mittlerweile aber war die Löwin herangekommen, welche ihren Gemahl auf der Jagd begleitet hatte. Sey es nun, daß sie auf Raub begieriger war als jener selbst, sey es, daß sie ihre Jungen, welche der Neger bereits auf sein Kameel gerettet hatte, in der Ferne witterte — ihr Angriff übertraf den des Löwen an Wuth und Ungestüm bei weitem. Sie machte es nicht, wie es sonst die Gewohnheit der Katzenarten ist, daß sie sich erst auf den Boden hinkauerte, um zum Sprunge sich bereit zu halten; sondern sie sprang in dem Augenblicke, wo der Löwe in den letzten Zuckungen am Boden lag, mit einem ungeheuern Satz über das Gemäuer.

Abdallah wäre nun sicher verloren gewesen, denn sein Leben hing an einem einzigen unsichern Pistolenschuß, wenn nicht während dieses Vorgangs ihm alle zu Hülfe geeilt wären. Am nächsten hinter ihm war der Neger, welcher die jungen Löwen geraubt hatte; von seinem Kameel aus war es ihm leicht, die ganze Gefahr zu überschauen; deßhalb trieb er nun sein Thier an, um dem Freunde seines Gebieters zu Hülfe zu eilen. Waffen hatte er zwar nicht; allein die sicherste Entwaffnung der Löwin däuchte ihm das Preisgeben eines der Jungen, damit sie mit diesem nach ihrem Lager zurückkehre. In dem nämlichen Augenblick aber, als er, um dieses auszuführen, herangeritten war, kamen auch Abu Hassan und sein Bruder Ibrahim, und in weiterer Entfernung zugleich die beiden Beduinen, gefolgt von noch zwei andern, auf den Jagdschauplatz. Das Ganze gewährte nun ein großartiges Bild. Der Löwe wälzte sich blutend auf dem Boden; und beinahe über ihn weg setzte die Löwin, im Begriff, Abdallah, der sein Pistol auf sie abdrückte, zu zerreißen. Aus der Ferne schoß einer der Beduinen seine Büchse auf die Löwin ab; und der muthige Neger war im Begriff, das eine Junge herunterzuwerfen. Ibrahim wollte schießen; allein sein scheu gewordenes Pferd machte eine Seitenflucht, und riß den Reiter mit sich fort. Abu Hassan war der besonnenste; mit fester Hand zügelte er sein Pferd, und schwang die Lanze auf das Thier, um es,

falls Abdallah's Pfeile und des Beduinen Büchse ihr Ziel fehlen sollten, tödtlich zu treffen. Also geschah es auch. Abdallah's sonst so feste Hand verfehlte ihr Ziel, und verletzte nur den Unterkiefer der wüthenden Bestie. Nicht besser erging es dem Beduinen, dessen Kugel die Löwin nur am Rücken streifte; aber in demselben Momente schleuderte Abu Hassan seinen Speer der Löwin so kräftig in den untern Theil des Halses, daß die Spitze das Herz durchbohrte, und an der untern Seite der Brust hervordrang. Die Löwin stürzte todt auf Abdallah nieder; und neben ihr winselte ihr Junges, das der Neger während des Kampfes herabgeschleudert hatte.

So endigte der Kampf mit diesem Löwenpaar, in welchem Abu Hassan durch seine ritterliche Entschlossenheit seinem Freunde Abdallah das Leben gerettet hatte.

87.

Der betrogene Löwe.

Ein Knecht *) hat mir erzählt, vernimm es, lieber Sohn,
Wie durch Besonnenheit dem Löwen er entfloh'n.
Ich ging, hat er erzählt, nach Haus aus fernem Raum,
Durch eine Steppe, wo kein Busch war und kein Baum.
Da sah ich einen Leu'n von ferne mich begleiten,
Den Blick nach mir gewandt auf meiner Fährte schreiten.
Stand ich, so stand er still; ging ich, so ging er mit;
Und immer hielten wir zusammen gleichen Schritt.
Ich sah ihn Stunden lang nicht wanken und nicht weichen;
Es schien, er wollte mich nicht vor der Nacht erreichen.
Der Löwe fällt am Tag den Menschen selten an;
Doch trifft mich hier die Nacht, so ist's um mich gethan,
Wenn nicht etwa vorher die flüchtige Gaselle
Sich darbeut, die er läßt ersetzen meine Stelle.
Denn so bescheiden ist der Löwe, daß er nimmt
Den Raub am liebsten, den ihm die Natur bestimmt.
Solch eine Scheue wohnt in ihm vor'm Menschenbilde,
Daß, wo die Wahl ihm bleibt, er lieber greift zum Wilde.
Doch wo die Wahl ihm fehlt, und ihn der Hunger quält,
Glaubt er sich vom Gesetz der Schonung losgezählt.
Ich blickte rechts und links; es wollte der Gasellen
Sich keine, wie es schien, zum Lösepreise stellen.

---

*) Es war ein alter Hottentotte, welchen ein Löwe am Sonntagsflusse im Kaplande zwei Stunden lang auf die erzählte Weise verfolgte.

Ich aber hatte noch der Stunden zwo nach Haus;
Eh ich's erreiche, geht das Licht des Lebens aus.
Soll ich geschwinder geh'n? so wird er mich erjagen;
Des scheuen Feindes Muth wächst durch des Gegners Zagen.
Tret' ich entgegen ihm? so bin ich eh'r erhascht;
Er scheut den Menschen nur, wenn der ihn überrascht.
Dem aber ist hier alt der Anblick der Gestalt,
Daß er davon nicht mehr empfindet die Gewalt.
Ich ging; im Westen starb der Tag in trüber Gluth,
Wo wilden Thieren wächst, und Menschen sinkt der Muth.
Da war, vom Abendschein bestrahlt, ein Felsgestein,
Das ob der Ebene erhob den niedern Rain.
Dahin nahm ich den Gang, und stand auf seiner Mitte;
Und schon verdoppelte der Löwe seine Schritte.
Er kam zur Stuf' heran; und in der Dämmerung
Erkannt' ich, wie er sich bereitete zum Sprung.
Ich wußte, daß der Leu den Sprung nur einmal thut,
Und, wenn er fehlt, zurück geht mit beschämtem Muth.
Was aber soll ich thun, daß er den Sprung mag fehlen?
Es war nur wenig Zeit und wenig Raum zum Wählen.
Ich streckte hingeschmiegt mich auf der schmalen Platte,
Daß für den Augenblick ich außer Aug' ihn hatte.
Und meinen Stab von Rohr steckt' ich zur Seit empor,
Den meine Rolle so zu spielen ich erkor.
Ich ließ ihn tragen Hut und Mantel, den ich trug,
Und einem Menschen glich er in der Nacht genug.
Die Vogelscheuche, die sollt' einen Leu'n verlocken,
Stellt' ich zur Seite hin in lockre Felsenbrocken,
Da wo mein Felsenbett hatt' einen jähen Hang:
Hinunter rollen sollt' er da, wenn es gelang.
Mit Gott! und es gelang; der grimme Springer sprang,
Und stürzte über Kopf hinab den Felsenhang.
Er ging beschämt zurück; ich ließ ihn geh'n ein Stück;
Den Heimweg sucht' ich dann, und fand ihn bald zum Glück.

88.

Der Missionar unter den Löwen.

Was dünket euch? Möchtet ihr gern eine Reise durch die großen, dunklen Wälder des Kaffern-Landes machen, wo allerlei wilde Thiere hausen, wo überdieß keine Straßen und Wege sind, wo man oft Tage lang keinen Menschen, keine Hütte trifft? Und doch, — durch solche Ein-

öden, durch solche Wälder und Wüsten müssen die Missionare reisen, um zu den armen Heiden zu gelangen, denen sie das Evangelium bringen möchten. Da ziehen sie durch die heißen Steppen im Vertrauen auf den allmächtigen Gott, der sie auch aus den Rachen der Löwen erretten kann, fürchten sich nicht vor den reißenden Thieren, und folgen dem Befehl Jesu, der gesagt hat: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe. Sie ziehen getrost und freudig hin; denn sie glauben an die Verheißung Christi: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Das hat auch einmal der französische Missionar Moffat auf einer Reise im Jahr 1826 erfahren dürfen, von der ich euch erzählen will. Die wilden Barolongen, ein Betschuanen-Stamm, hatten ihn eingeladen, daß er auch einmal zu ihnen kommen möchte. Da setzte er sich in einen Wagen, der von zwei Ochsen gezogen wurde, und nahm einige Barolongen als Wegweiser durch die Wälder und Wüsten mit sich. Auch eine Kuh hatte er bei sich, um unterwegs von ihrer Milch zu leben.

Einst lagerten sie sich beim Anbruch der Nacht auf einem grünen Platz, und ließen die Kuh im Grase weiden. Plötzlich stürzte ein Löwe auf das arme Thier, und schleppte es in das nahe Gebüsch. Die Nacht war so dunkel, daß die Reisenden nichts sehen konnten; wohl aber hörten sie, wie der Löwe die Knochen der Kuh mit seinen Zähnen zerknackte, und wie diese jämmerlich stöhnte. Moffat schoß mehrmals ein Gewehr ab in der Richtung, von wo der Ton kam. Aber der Löwe antwortete nur mit einem fürchterlichen Gebrüll. Einmal aber machte er auch einen Satz nach dem Wagen, in welchem der Missionar saß. Die Barolongen warfen zwei Feuerbrände nach dem Gebüsch, damit Moffat den Löwen etwa sehen und genau zielen könnte. Da sprang das grimmige Thier auf die zwei Männer los, und der Missionar hatte kaum noch Zeit, sein Gewehr abzuschießen. Die Kugel ging in den Boden, hart unter des Löwen Nase; aber doch erschrak die Bestie darüber so, daß sie gräßlich heulend umkehrte, und an der Beute weiter fraß. Nun kroch der muthige Mann mit einem seiner Begleiter leise aus dem Wagen heraus, um Holz zusammenzulesen und ein größeres Feuer anzuzünden, wovor sich diese wilden Thiere am meisten fürchten. Während sie aber so auf der Erde herumkrochen, bemerkte Moffat plötzlich in seiner Nähe vier gewaltige, langhaarige Köpfe; und als er genauer hinsah, erkannte er, daß es Löwen waren. Da machte er sich auf Händen und Füßen davon, so leise und so schnell als er konnte. Als er am Wagen ankam, zeigte ihm der andre Barolonge noch zwei große Löwen und einen jungen daneben, welche alle den Reisenden auflauerten. Diese verbargen sich in den Wa-

gen, und ihr könnt euch denken, daß sie keine besonders angenehme und ruhige Nacht unter diesen vielen hungrigen Bestien zubrachten. Aber des Herrn Engel lagerte sich um sie her, daß ihnen nicht ein Haar gekrümmt wurde; und als der Morgen kam, begaben sich die Löwen hinweg in den nahen Wald. Die Kuh war aufgezehrt bis auf wenige Ueberreste.

Solche Gefahren mußte der edle Moffat noch oft bestehen. Auch andre Missionare sind auf ihren Reisen bald mit Löwen und Tigern zusammengetroffen; bald sind ihnen in der Nacht giftige Schlangen und Skorpionen unter das Schlafkissen und in die Kleider gekrochen; bald sahen sie heißhungrige Hyänen um ihr Zelt her schnüffeln, wenn die Nacht einbrach.

Was dünket euch von solchen Reisen? Da würdet ihr wohl nicht gern mithalten? Und doch, wenn den armen Betschuanen und so vielen Millionen andrer Heiden das Evangelium soll gebracht werden, so dürfen sich die lieben Missionare nicht davor fürchten, sondern müssen vertrauen auf Den, der gesagt hat: Siehe, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen. (Luk. 10, 19.) Wir aber, die wir nicht selber zu den armen Heiden gehen können, wollen täglich in unserm Gebete dieser unglücklichen Brüder gedenken, und den lieben Gott anrufen, Er wolle die Verkündiger Seines Wortes auf ihren gefahrvollen Reisen gnädig behüten.

Ein Missionar in Indien ging eines Abends im Freien spazieren, um nach dem heißen Tage sich an der kühleren Luft zu laben. Er kommt an einem kleinen Götzentempel vorüber, der offen steht, tritt hinein, sieht schmerzlich bewegt das abscheuliche Götzenbild an, und betet für Indien, daß Gott sich des bethörten Volkes erbarme, es erleuchte und in alle Wahrheit leite. Da erhebt sich plötzlich hinter dem großen, steinernen Bilde ein Löwe, und schaut den Missionar verwundert an. Sonst hätte wohl Todesschrecken ihn ergriffen; aber so ruhig und zu Gott erhoben war jetzt sein Gemüth, daß er ohne Zittern dem König der Wildniß fest in's Auge sah, und mit großer Besonnenheit, Auge in Auge, langsam nach der Thüre rückwärts schritt, als er aber nahe genug war, mit einem Sprung hinaus eilte, und die Thüre hinter sich zuwarf. Herbeigeholte Eingeborne tödteten dann den gefährlichen Tempelbesucher mit leichter Mühe.

Ein holländischer Missionar, der einen Freund besucht hatte, begab sich auf dem Rückweg an einen in der Nähe gelegenen Teich, an welchem er eine Antilope zu schießen hoffte. Als er an dem Teiche anlangte, stand die Sonne schon ziemlich hoch, und da er kein Wild bemerkte, so

legte er sein Gewehr auf einen niedrigen Felsen, dessen hintere Seite mit Gebüsch bedeckt war. Darauf ging er an das Wasser hinunter, labte sich durch einen Trunk, kehrte an den Felsen zurück, legte sich, da er von dem weiten Wege ermüdet war, in das Gras und schlief ein.

Nach einer Weile weckte ihn die übermäßige Hitze. Wie er die Augen öffnete, bemerkte er einen großen Löwen, der sich einen Schritt von ihm entfernt niedergeduckt hatte, und ihn mit funkelnden Augen ansah. Der Schrecken raubte ihm fast die Besinnung; denn er sah sich schon in dem Rachen des Ungeheuers, und unwillkürlich schloß er die Augen. Endlich aber gewann er seine Geistesgegenwart wieder. Er blickte nach seinem Gewehre hin, und streckte langsam die Hand danach aus. Doch in dem Augenblick richtete der Löwe, der vielleicht die Gewalt einer Feuerwaffe aus Erfahrung kannte, seinen Kopf in die Höhe, und fing furchtbar zu brüllen an. Dieß bewog den Missionar, die Hand wieder zurückzuziehen. Der Löwe schien damit zufrieden, und legte, wie zuvor, seinen Kopf zwischen die Vordertatzen. Nach einigen Minuten machte der Mann einen zweiten Versuch, sich seines Gewehrs zu bemächtigen; da jedoch das kluge Thier den Kopf wieder erhob und zu brüllen anfing, so stand er abermals von seinem Vorhaben ab, und ein dritter und vierter Versuch hatte keinen besseren Erfolg.

Die Sonnenhitze wirkte indeß so mächtig auf den Felsen, daß der Mann fast verging, und seine nackten Füße wurden dermaßen verbrannt, daß er sich genöthigt sah, sie zu bewegen, indem er einen auf den andern legte, und mit dieser Lage von Zeit zu Zeit abwechselte. So verging der Tag, und auch die Nacht zog vorüber, ohne daß sich der Löwe von der Stelle rührte. Die Sonne ging abermals auf, und die Hitze wurde so übermäßig, daß die Füße des armen Mannes alles Gefühl verloren. Um Mittag erhob sich der Löwe, und ging nach dem Teiche, der nur einige Schritte entfernt war, sah aber alle Augenblicke zurück, um sich zu überzeugen, ob sich der Mann nicht rührte. Dieser versuchte nochmals, nach seinem Gewehre zu greifen; aber wie der Löwe dieß bemerkte, wandte er sich wüthend um, und war im Begriff auf ihn loszuspringen. Der Arme zog schnell seine Hand wieder zurück, und die Bestie gab sich zufrieden.

Das Thier ging jetzt an das Wasser und trank; dann kehrte es zurück, und legte sich wieder an der früheren Stelle, ungefähr einen Schritt von den Füßen des Mannes nieder. Abermals verschwand eine Nacht, ohne daß der Löwe von seinem Posten wich. Am andern Mittag ging dieser wieder an das Wasser hinunter, und machte, als er dort stand, eine Geberde, als hörte er Lärm in einer andern Richtung; dann verschwand er im Gebüsch.

Als der Missionar dieß bemerkte, bot er alle seine Kräfte auf, und

griff nach seinem Gewehre; aber er konnte nicht aufstehen, da es seinen Füßen an Kraft fehlte. Die Waffe in der Hand, kroch er nach dem Teiche und trank; aber als er seine Füße untersuchte, entdeckte er, daß seine Zehen geröstet waren, und die Haut sich beim Kriechen durch das Gras abgelöst hatte. Er setzte sich daher an dem Teiche nieder und beschloß, dem Löwen, dessen Rückkehr er mit jedem Augenblick erwartete, den Inhalt seiner Büchse durch den Kopf zu jagen; da jedoch die Bestie nicht wieder erschien, so band er sich das Gewehr auf den Rücken, und kroch auf Händen und Füßen fort, so gut es gehen wollte. Er war ganz erschöpft, und hätte erliegen müssen, wenn nicht glücklicher Weise ein Mann des Wegs gekommen wäre, der ihm nach Hause half. Doch verlor er seine Zehen, und blieb sein Leben lang ein Krüppel.

89.

Der träumende Löwe.

Im Käfige versperrt, und dicht vergittert, ein alter Löwe majestätisch liegt, vor dessen Zorn der ganze Bau erzittert; er hat sich an den Boden hingeschmiegt.

Fast wie ein Bild, aus purem Gold gegossen, das lebenswahr des Bildners Hirn entkeimt, so ruht der Löwe, stumm, in sich verschlossen. Sieh, wie er schläft, und von der Heimath träumt.

Ihm träumt, wie einst auf seinen Wanderzügen an ihn gewagt sich eine Riesenhyder, die er zertrat mit längst gewohntem Siegen; — und kampfeslüstern zucken ihm die Glieder.

Ihm träumt, wie von dem Weib und seinen Jungen ihn listig rissen einst Europa's Söhne, und ihm das Joch des Knaben aufgezwungen; — und wild im Kampfe schüttelt er die Mähne.

Ihm träumt, er sey daheim im Wüstensande, bei seinen Brüdern in des Urwalds Stille, und wieder frei, ganz frei von jedem Bande: — da wacht er auf mit rasendem Gebrülle.

Und: Freiheit! Freiheit! brüllt mit Jünglingsmuthe der greise Löwe durch der Hütte Räume, bis ihm der Wärter mit der Eisenknute verscheucht die bösen, fieberischen Träume.

90.

Der Löwe in Florenz*).

Der Löw' ist los! der Löw' ist frei! die ehernen Bande riß er entzwei. Zurück! daß ihr den vergeblichen Muth nicht schrecklich büßt mit dem

---

*) Er gehörte dem Großherzog von Toskana, und entrann aus dessen Thiergarten zu Ende des 18. Jahrhunderts.

eigenen Blut! Und jeder suchte mit scheuer Eil' in des Hauses Innerm Schutz und Heil; auf Markt und Straßen ringsumher ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, deß unbewußt, verloren in des Spieles Lust, fern von der sorglosen Mutter Hand, saß auf dem Markt am Brunnenrand. Wohl viele schauten von oben herab; sie schauten geöffnet des Kindleins Grab; sie rangen die Hände und weinten sehr, und blickten Hülfe suchend umher; doch keiner wagte, das eigene Leben um des fremden willen preiszugeben.

Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll das Verderben, das jeglicher meiden will; und schon mit der rollenden Augen Gluth erlechzt der Löwe des Kindleins Blut, erhebt er drohend die grimmigen Klauen — o Gott, was lässest Du uns schauen! So rettet nichts das zarte Leben, dem gräßlichsten Tode hingegeben? —

Da plötzlich stürzet aus jenem Haus mit fliegenden Haaren ein Weib heraus. Um Gottes willen, o Weib, halt ein! willst du dich selbst dem Verderben weih'n? Unglückliche Mutter, zurück den Schritt! Du kannst nicht retten; du stirbst nur mit. Doch furchtlos fällt sie den Löwen an, und aus dem Rachen mit scharfem Zahn nimmt sie das unversehrte Kind in ihren rettenden Arm geschwind. Der Löwe stutzt; und unverweilt mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.

Da erkannte gerührt so Jung wie Alt des Mutterherzens Allgewalt, und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich. Doch manche Mutter, von Schrecken bleich, sprach still: Um des eigenen Kindes Leben hätt' ich mich auch dahingegeben.

91.

Die Löwin und der Pavian.

Ein Matrose wurde mit andern von seinem Schiff aus an die Küste von Malabar geschickt, um Holz zu fällen. Indem er nun, etwas entfernt von seinen Kameraden, allein in dem Walde herumging, erblickte er plötzlich eine Löwin, die gerade auf ihn zueilte. An Entfliehen war nicht zu denken; und sich zur Wehre zu setzen, wagte er eben so wenig. Aber wie erstaunte er, als sich die Löwin ihm schmeichelnd zu Füßen legte und, nach einem Baum in der Ferne blickend, ihn um Hülfe anzuflehen schien. Der Matrose entschloß sich, ihr zu folgen, und sah in den Zweigen des Baumes einen Pavian sitzen, der zwei Löwenkätzchen in den Armen hatte. Es war leicht zu errathen, daß der Affe jener Löwin in ihrer Abwesenheit ihre Jungen gestohlen hatte, um mit denselben seinen Scherz zu treiben. Alsbald machte sich der Matrose an die Arbeit, den Baum, der zum Glück nicht dick war, umzuhauen. Mit scharfem Auge bewachte

unterdessen die Löwin den Räuber ihrer Jungen; und in dem Augenblick, als der Baum fiel, faßte sie mit einem entsetzlichen Sprung den Pavian, den sie brüllend in Stücke zerriß. Der Matrose aber stand und zitterte wie Espenlaub. Nachdem die Löwin ihre Jungen unversehrt gefunden, berochen und beleckt hatte, sprang sie von neuem auf den armen, bebenden Matrosen los, um diesem durch Lecken und Schmeicheln ihre Dankbarkeit zu beweisen. Sie schmiegte sich um seine Füße, rieb einige Male ihren Kopf an ihm, nahm dann ihre Jungen, wie die Katzen zu thun pflegen, in's Maul, und trabte mit denselben davon. Bleich und zitternd kam der Matrose auf das Schiff zurück; und es dauerte lange, bis er sich so weit erholt hatte, daß er das Abenteuer erzählen konnte.

92.

Der Ritter und sein Löwe.

Walter vom Thurm, in mancher Schlacht ruhmvoll durch Muth und Sieg, zog mit des Christen-Heeres Macht in's heil'ge Land zum Krieg. Das Grab, worin der Heiland schlief, auch ihn zur frommen Kreuzfahrt rief *).

Einst irrt er da durch's Feld allein, in sich versenkt, umher; ihn zog's zum dunkeln Wald hinein, hinein fern ab vom Heer. Horcht, was mit Staunen und mit Grau'n des Ritters Augen hier erschau'n!

Im wilden Streit ein Löwe rang, mit dumpfem, brüllendem Laut; auf eine Schlange, riesenlang, die grimmigen Klauen er haut; sie bäumt sich hoch im heißen Kampf, und speiet zischend giftigen Dampf.

In grausen Ringen fürchterlich den Löwen sie umwand. Du edler Leu! wer rettet dich? Dich rettet Ritters-Hand. Der zerhieb die Schlange mit gutem Schwert, und der edle Leu blieb unversehrt.

Er aber hat auch edlen Sinn; vom Danke glüht sein Blick; er schaut auf seinen Retter hin: O scheuch mich nicht zurück! Und wo fortan der Ritter ritt, auch neben ihm der Löwe schritt.

Und stritt für ihn im Schlachtenfeld, ein treuer Kriegsgenoß, und hütet nächtlich vor dem Zelt den Ritter und sein Roß, und lässet nimmer von dem Mann, der keck das Leben ihm gewann.

Zog mit ihm aus dem heil'gen Streit hinab zum Meeres-Strand, wo zu der Heimath schon bereit das Schiff dem Pilger stand, und scheut nicht tiefer Wogen Blau und nicht des Schiffes Riesenbau.

Will folgen treu dem Rittersmann, der schon das Schiff betrat; die Schiffer packt Entsetzen an, als kühn der Löwe naht. Sie stoßen furchtsam schnell vom Land; — verlassen steht der Leu am Strand.

---

*) Er machte den ersten Kreuzzug mit in den Jahren 1096—1099.

Und schaut hinaus mit düstrem Blick, und stürzt hinab in die Fluth. Der Ritter mit Thränen schaut zurück; er war dem Löwen so gut. Er blickt ihn an: O Retter! hab Dank für alles Gute! und versank.

93.

Androclus und sein Löwe.

Ein römischer Statthalter in Afrika ging sehr unbarmherzig mit einem seiner Sklaven, Androclus aus Dazien, um. Da nun der Knecht des Herrn Zorn nicht mehr ertragen kann, entläuft er ihm, und kommt in die Wüste, und um den heißen Mittag vor eine große Höhle: darein kriecht er, daß er ein wenig im Kühlen ruhe. Bald kommt ein schrecklicher Löwe, der in jener Höhle zu wohnen pflegte, und winselt jämmerlich über den Schmerz seiner Pfote, darein er sich einen Dorn getreten hatte, und weiset dem Knechte den Schaden, als sollte er ihm helfen. Der Knecht erschrickt; doch da er des greulichen Stiftes und Geschwüres gewahr wird, zieht er den Splitter säuberlich heraus, und reinigt die Wunde. Das gefällt dem Löwen wohl, also daß er ihm die Pfote in den Schoos legt, und sanft einschläft. Da er erwacht, bringt er ihm Fleisch die Fülle zugetragen, welches sich der Knecht an der Sonne braten läßt, und ganze drei Jahre bei ihm in der Wüste vorlieb nimmt.

Endlich wird er des wilden Lebens überdrüssig, und will wieder aus der Wüste. Am dritten Tage aber wird er von etlichen Kriegsleuten gefangen, erkannt und wiederum zu seinem Herrn geschickt. Derselbe schenkt ihn den Bürgern zu Rom, daß sie ihn auf ihren Spieltag den wilden Thieren vorwerfen sollen. Was geschieht? Mittlerweile wird auch der Löwe, des Androclus Speisemeister, gefangen und gen Rom gebracht. Sobald nun Androclus in den Kampfplatz hineingestoßen wird, sieht ihn der große Löwe unverwandten Gesichts an, gehet zu ihm, und wedelt mit dem Schwanze wie ein liebliches Hündlein. Androclus erschrickt, daß er fast ohnmächtig wird; aber da er sich ein wenig besinnt, erkennt er seinen ehemaligen Wirth, und fällt ihm um den Hals. Da nun die Bürger fragen, was dieß bedeute? erzählte ihnen der Knecht den ganzen Handel. Da bitten sie alle einmüthig den Kaiser, er wolle beiden, dem Knecht und auch dem Löwen, das Leben schenken, und dazu dem Androclus den Löwen verehren. Der gelehrte Appion Plistonices, welcher damals gerade in Rom war, versichert, er habe es mit seinen Augen gesehen, wie hernach Androclus den Löwen an einem Bändlein von einem Gasthause zum andern geführt, und bei seinem Löwen die besten Tage gehabt, und jedermann habe ihm nachgeschrien: Da geht der Löwen-Doktor! Da geht der Löwe, der jenes Menschen Patient und Wirth gewesen!

94.

Pipin der Kurze *).

Der Stärkste soll König der Starken seyn, der Größte Herrscher der Großen! Nicht ziemt's, daß jenem, so schwach und klein, die mächtigen Recken Gehorsam weih'n; zu Childerich sey er verstoßen!

So murmelt's frecher und frecher im Heer; so höhnen die kecken Vasallen. O seht auf die Franken, ihr Völker her; der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist er. Wohl wird's euch herrlich gefallen!

Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul, ein Aefflein auf hohem Kameele, reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul; doch ist er auch klein, so ist er nicht faul zu trotzigem, stolzem Befehle.

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin, bemerkt, wie die Grollenden flüstern, mit Murren folgend gen Welschland zieh'n, ihm säumig gehorchen, und frevelhaft kühn sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug, erwägt er's mit weisen Gedanken. Sey heut des Weges, der Mühen genug, gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug! Errichtet zum Festspiel die Schranken!

Herbei gebracht den gewaltigen Leu! den Kämpfer will ich ihm stellen. Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu; und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt, dahinter die Sitze der Ritter, erhaben des Königs Balkon. Da frägt wohl jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt: Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz', und es fällt, und das Ungethüm sitzt uns im Nacken. Doch der dort oben, der winzige Held, wohl hat er sich trefflich sicher gestellt, zu schau'n, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus, an der Schranke geöffnet das Pförtchen; und der Thiere König, er schreitet heraus, und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus, und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrei'n, und reckt in der Freiheit die Glieder, und schreitet getrost in die Schranken hinein, und zeigt der Zähne gewaltige Reih'n, laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balkon ruft Pipin mit donnerndem Laut: Ihr männlichen, trotzigen Krieger, da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut! Wer sich zu messen mit diesem getraut, den nenn' ich den ersten der Sieger.

---

*) Pipin ließ, mit Zustimmung des Papstes Zacharias, auf einem Reichstage zu Soissons i. J. 752 den fränkischen König Childerich III. absetzen, und schickte ihn in ein Kloster. An die Stelle desselben wählte das Volk den Pipin, und der Erzbischof Bonifacius salbte ihn und seine Gemahlin Bertrade.

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt, dumpf nur im Beginnen und leise. Bald, wie wenn, stärker und stärker beschwingt, mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt, so sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhard vom Stern, der frechste der frechen Kumpane: Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn! Auf, tanze denn, Hoheit; wir lassen dir's gern; herab von dem sichern Altane!

So sey's! spricht Pipin, und sich schwingend im Satz, springt der Kurze, doch markig und sehnig, vom Balkon herab auf den sandigen Platz: Auf, Bruder Leu! auf, wetze die Tatz'! auf, König, dich fordert ein König!

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug, und erregt ihm den Grimm in der Seele. Auf schnellt der Leu, wuthschauernd im Flug; doch dringt, eh die Tatze, die zuckende, schlug, das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund; und über sich stürzt er, und wendet drei, vier Mal die Augen rollend im Rund; drei, vier Mal geiselt der Schweif den Grund, und er streckt sich und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum, und die Ritter athmen beklommen, und blicken zu Boden, erstaunt und stumm; und der Hohe dreht still verachtend sich um — kein Murren ward weiter vernommen.

95.

Noch einige Erzählungen von Löwen.

Merkwürdig ist die Achtung, welche jüngere Löwen vor den älteren Thieren ihres Geschlechtes zeigen. So oft nämlich eine Anzahl von Löwen zusammenkommt, um Wild aufzusuchen, so ist stets einer darunter, der von den übrigen als der älteste und tüchtigste betrachtet wird und den Anführer spielt. Kommt nun eine Beute heran, so ist es dieser, welcher auf sie zukriecht und sie packt, während die andern geduckt liegen bleiben. Hat der alte Löwe das Thier getödtet, so zieht er sich von seinem Opfer zurück, und legt sich erst eine Viertelstunde nieder, um von der Anstrengung auszuruhen. Mittlerweile lagern sich die übrigen in achtungsvoller Entfernung um ihn her, ohne daß sich einer unterstände, dem Thiere nahe zu kommen, das der alte Löwe getödtet hat. Sobald letzterer sich ausgeruht, geht er auf seine Beute los, und läßt sich die Brust und andere weiche Theile gut schmecken. Hat er eine ziemliche Portion gefressen, so gönnt er sich wieder ein Weilchen Ruhe,

und keiner von den andern wagt es, sich zu rühren. Nach der zweiten Mahlzeit zieht er sich zurück. Die übrigen Löwen achten auf seine Bewegungen, und stürzen nun auf den Rest der Beute los, welche bald verzehrt ist. Ein englischer Reisender erzählt, daß er einst, nachdem er Pflanzen gesammelt hatte, auf einem Felsen saß, als er plötzlich unter sich einen jungen Löwen erblickte, der sich auf eine Antilope stürzte. Er hatte seine Tatze noch auf dem todten Thiere, als der alte Löwe herbeikam; der junge zog sich nun augenblicklich zurück, bis der alte Herr gespeist hatte, und sättigte sich dann an dem Ueberreste.

So gefährlich der Löwe in der Regel dem Menschen ist, so gibt es doch einige Negerstämme, denen er großen Nutzen gewährt. Namentlich soll er den Buschmännern einen Theil ihres ärmlichen Unterhalts liefern. Als einst ein Reisender einen Buschmann fragte, wovon er sich das Jahr hindurch ernähre, da er weder den Acker baue noch Viehherden habe? antwortete dieser: Ich lebe von dem Löwen. Auf die Bitte des Reisenden, ihm dieß zu erklären, erwiderte der Buschmann: „Ich will dir sagen, was ich thue. Ich lasse den Löwen dem Wilde folgen; er tödtet es und ißt davon, bis er seinen Magen gefüllt hat. Dann gehe ich nach der Stelle hin, wo das Thier bei dem Gerippe sitzt, und mache mich ganz in seine Nähe, indem ich rufe: Was hast du da? Kannst du nichts für mich übrig lassen? Geh und gönne mir auch etwas Fleisch. Dabei tanze ich, springe umher und schüttle meine Kleider. Der Löwe sieht nach mir hin, wendet sich um und geht ab. Freilich knurrt er, und scheint übler Laune; aber er zieht sich doch zurück, und läßt mir Zeit, das, was er übrig gelassen hat, zu verzehren, und zuweilen auch noch einigen Vorrath in meine Hütte zu nehmen."

Es ist dieß ein neuer Beweis, daß der Löwe, wenn er gesättigt ist, den Menschen gewöhnlich nicht angreift, sondern daß er dann vor allen Dingen die Ruhe liebt. Er zieht sich also in dem erwähnten Falle, um durch das Geschrei und die Possen der Buschmänner nicht gestört zu werden, an einen Ort zurück, wo er in Ruhe verdauen kann. Uebrigens berichtet jener Reisende, daß derselbe Buschmann, der ihm dieß erzählte, kurze Zeit darauf ein Opfer seiner Verwegenheit wurde. Er war nämlich einer Löwin gefolgt, und versuchte diese, während sie an einem von ihr getödteten Pferde fraß, auf die gewohnte Weise von ihrem Raube zu vertreiben. Er hatte aber nicht bemerkt, daß die Löwin ihre Jungen bei sich hatte. Als er nun schreiend und springend ihr nahte, brüllte sie zornig, sprang auf ihn zu, und riß ihn in Stücke.

Die Hottentotten versichern, daß der Löwe, wenn er einmal Men-

schenfleisch gekostet hat, dieses allem andern Fleische vorziehe, und dann, wo möglich, nur noch auf Menschen Jagd mache, wobei er sogar nicht selten seine gewöhnliche Vorsicht vergesse. Einst war ein Kaffern-Häuptling mit seiner ganzen Schaar, die mit Gewehren, Pfeilen und Bogen bewaffnet war, auf die Jagd ausgezogen. Am ersten Tage trafen sie, als sie eben einen Elephanten verfolgten, auf einige Löwen, von denen sie angegriffen wurden. Sie mußten, um ihr Leben zu retten, ein Pferd preisgeben, das sogleich von den Bestien verzehrt wurde. Dann suchten sie sich in einem dichten Gebüsch bei einem Teiche, wo, wie sie wußten, die Elephanten und Nashörner ihren Durst zu stillen pflegten, ein Versteck auf.

Als sie eben auf ein Nashorn feuerten, sprang ein Löwe durch das Gebüsch, ergriff einen von den Männern, und führte ihn mit sich fort. Am andren Tage war von dem Unglücklichen nichts mehr zu finden als ein einziger Fußknochen. In der nächsten Nacht, als sie in dem Gebüsch bei einem Feuer saßen, kam wieder ein Löwe, packte einen der Leute, schleppte ihn durch's Feuer, und riß ihm ein Stück aus dem Rücken. Einer aus dem Haufen gab Feuer, ohne jedoch zu treffen; der Löwe ließ nun sein sterbendes Opfer fallen, und brüllte durch das Feuer nach den Männern hin, so daß sie es nicht wagten, den Schuß zu wiederholen. Die Bestie nahm sodann ihre Beute wieder auf, und ging damit von dannen.

Durch diese Unglücksfälle erschreckt, sammelte sich der ganze Stamm in einem einzigen Verhau, und schickte Abends einen der Sklaven nach Wasser aus. Dieser hatte kaum den Teich erreicht, als er von einem Löwen ergriffen wurde. Sein Hülferuf war vergeblich; er wurde fortgeschleppt durch die Wälder, und am andern Tage fand man nur noch seinen Schädel, der durch die rauhe Zunge des Löwen glatt geleckt war.

Nachdem auf diese Weise in drei Tagen drei Menschenleben verloren gegangen waren, zog der Häuptling mit allen seinen Leuten auf die Jagd, um nur noch Löwen zu erlegen. Sie verfolgten die Spur des einen, welcher den Sklaven fortgeschleppt hatte, und fanden bald zwei Löwen, von denen sie den kleineren tödteten. Nachdem sie sodann ihr Frühstück eingenommen hatten, zogen sie dem andern nach, in welchem sie denjenigen erkannten, der mit dem Manne davongegangen war.

Sie folgten der Bestie nach einem mit Schilf bewachsenen Platze, wo sie sich verschanzt hatte. Das Schilf wurde sofort angezündet, und der Löwe herausgetrieben. Er erhielt bei dieser Gelegenheit eine schwere Schußwunde, und schien sich eben flüchten zu wollen, als er plötzlich wieder umkehrte, und unter lautem Gebrüll durch den Rauch und das brennende Schilf schoß. Das Ungeheuer brach unter die Jäger, und

packte den Bruder des Häuptlings am Rücken; im Nu waren dessen Rippen herausgerissen, und die Lunge bloßgelegt.

Der Häuptling eilte seinem sterbenden Bruder zu Hülfe; aber sein Gewehr versagte. Er warf es deßhalb weg, und packte in seiner Verzweiflung den Löwen am Schwanze. Dieser ließ sein andres Opfer los, und wandte sich gegen den Häuptling, dem er mit einem Schlage seiner Vordertatze ein großes Stück Fleisch aus dem Arme schlug; dann führte er einen zweiten Streich, und streckte ihn zu Boden. Der Häuptling stand augenblicklich wieder auf; aber der Löwe packte ihn jetzt am Knie, warf ihn abermals nieder, hielt ihn fest, und zerfleischte ihm den linken Arm.

Verstümmelt und blutend rief der Häuptling mit schwacher Stimme seinen Leuten zu, sie sollten das Thier von hinten schießen. Diese thaten es, und jagten dem Löwen eine Kugel durch das Gehirn. Da auf dieser unglückseligen Jagd jeder Tag ein Menschenleben gekostet hatte, so wurde sie aufgegeben, und die Jäger zogen, nachdem sie ihre umgekommenen Gefährten beerdigt, traurig nach Hause, indem sie ihren verwundeten Häuptling abwechselnd trugen.

So muthig der Löwe in der Regel der Gefahr entgegengeht, so wird er doch bisweilen von panischem Schrecken ergriffen. Ein Buschmann verfolgte einst eine Zebraherde, und es war ihm eben gelungen, eines der Thiere mit einem Pfeile zu verwunden, als er bemerkte, daß ein Löwe mit ihm auf dasselbe Wild Jagd machte. Letzterer schien es sehr übel zu nehmen, daß ein Unbefugter sich einen Eingriff in sein Jagdrecht erlaubte, und war augenscheinlich geneigt, den Buschmann als Wilddieb zu züchtigen, als dieser noch zu rechter Zeit einen Baum entdeckte, und hurtig hinaufkletterte. Der Löwe ließ die Zebraherde ziehen, und dachte nur daran, den Frevler zu bestrafen. Denn er ging um den Baum herum, brüllte hin und wieder, und sah mit funkelnden Augen nach dem Buschmann in die Höhe.

Endlich legte er sich unter dem Baume nieder, und hielt daselbst die ganze Nacht durch Wache. Der Buschmann beobachtete ebenfalls seinen Feind; zuletzt aber wurde er, da er sich sehr müde fühlte, vom Schlafe überwältigt, und fing an zu träumen. Es kam ihm nämlich vor, als ob der Baum, auf dem er saß, umstürzte, und er in den Rachen des Löwen hinunterfiele. Entsetzt fuhr er zusammen, verlor darüber seinen Halt, und fiel von dem Aste herab mit seinem vollen Gewicht auf den Rücken des Löwen. Ueber diese unerwartete Begrüßung sprang das Thier mit lautem Gebrüll auf, schüttelte den Buschmann ab, und lief davon, so schnell es konnte; der Buschmann dagegen half

sich, sobald er seine Besinnung wieder gewonnen hatte, auf die Beine, und ergriff in einer andern Richtung die Flucht.

96.

Ignatius *).

Welch froher Aufruhr herrscht in allen Straßen,
Welch Lustgewühl in Antiochien?
Er kommt, er kommt, der große Römerkaiser!
Im hohen Pomp erscheint Trajan.
Und alles strömt zu seines Thrones Stufen,
Und fordert Gnade oder Recht.
Der Kaiser hört, und fällt den Urtheilsspruch.

Mit ernster, drohender Geberde
Tritt jetzt ein Oberpriester auf, und spricht:
In deinem weiten Reiche, Herr,
Ist keine ungesundre Pflanze,
Kein größres Uebel als das Christenthum.
Hier lebt ein Mann, der diese Pest verbreitet.
Vernimm ihn selbst; er heißt Ignatius.

Der Kaiser winkt. Ignatius erscheint
Mit heitrem Blick, demüthig wie Johannes,
Der einst sein Lehrer, stets sein Vorbild war.
Bist du ein Christ? fragt ihn mit finsterm Auge
Trajan, auf seinen Herrscherstab gestützt.
Was ist dein Glaube? sprich! Der fromme Hirt
Blickt ruhig auf den Richter, und versetzt:

Es gibt nur Einen Gott, der Himmel, Erd' und Meer
Und alles, was darinnen ist, erschuf.
Es gibt nur Einen Christus; dieser
Ist Gottes eingeborner Sohn, das Heil der Welt.
Er hat auch mich Unwürdigen
Berufen in Sein gnadenvolles Reich.

Der unter Pontius Pilatus schmählich
Am Kreuze starb, erwiderte Trajan,

---

*) Er wurde um das Jahr 70 von den Aposteln zum Bischof von Antiochien, der Hauptstadt Syriens, gewählt, auf Trajans Befehl im Jahre 115 nach Rom geführt, und dort im folgenden Jahre von Löwen zerrissen.

Den meinest du, bethörter Greis? —
Den meine ich, entgegnete der fromme Mann,
Der meiner Sünden Last am Kreuze trug,
Der mir den Weg zum wahren Leben wies.

Führt ihn nach Rom! spricht unmuthsvoll der Kaiser;
Dort diene er den Bestien zur Speise!
Mit Freudigkeit wirft sich Ignatius
Auf seine Knie, und danket innig Gott,
Befiehlt die jetzt verwaiste Kirche Ihm,
Dem König aller Könige, und strecket
Den Banden willig seine Hände dar.
Der Ruf des frommen Mannes ging voraus.
Rom ward bewegt; und tiefbetrübte Schaaren
Von Christen strömten eilig ihm entgegen.

Ihr Anschlag war gefaßt. Sie wollten ihn,
Den treuen Hirten, von dem blut'gen Tod
Befreien. Aber der Mann Gottes trat
Abmahnend unter sie, und sprach: Nicht also,
Geliebte Brüder! Gottes Will' geschehe!
Und liebt ihr mich von Herzen, wie ich glaube,
O so beraubet mich des hohen Glückes
Ja nicht, für unsre gute, große Sache
Mit Jesu Christo glaubensvoll zu sterben.

So kamen sie nach Rom. Und als die Mauern
Der fürchterlichen Weltgebieterin
Vor ihnen standen, sammelt er die Christen
Noch einmal um sich her. Sie warfen sich
Zur Erde nieder. Tausend Thränen flossen;
Und ringsum herrschte kummervolle Stille.
Da flehte mit empor gehobnen Händen
Der Gottgeweihte: Herr, erbarme Dich,
Und hemme die Verfolgung Deiner Kinder.
Gib Deiner Kirche Frieden, und erhalte
Ihr schönstes Gut, die brüderliche Liebe.
Da ward er von der Wache weggerissen,
Und in das große, laut aufjauchzende
Amphitheater eingeführt. Hier stand
Der edle Greis von aller Welt verlassen.
Sein Auge blickte ruhig auf zum Himmel.

Die Löwengrube wurde aufgethan;
Zwei Ungeheuer stürzten grimmig auf ihn los,
Zerrissen ihn, und stillten ihren Hunger.

Der Abend sank. Die Sonne ging zur Ruhe.
Mit stummen Zähren sammelten die Christen
Die heiligen Gebeine für die Brüder
Zu Antiochien.

97.

Der Tiger.

Der Tiger ist die schönste aller Katzen. Wie schön und fein ist sein Kleid! wie schön sind seine Bewegungen — lauter Wellen! Er greift den Menschen nicht an, bis er etwa durch die Erfahrung inne geworden, wie leicht er ihn überwältigen kann. Weiß er aber dieses einmal, so packt er ihn am liebsten an; denn das Menschenfleisch schmeckt ihm am besten. Er ist schwerer zu zähmen als der Löwe; doch hat man auch schon Tiger an Wagen gespannt. Im Käfig ist er Anfangs ein schreckliches Thier. Wie stolz bewegt er sich in dem engen Gefängniß in gewaltigen Wendungen hin und her, und schlägt mit dem starken Schwanze seine Lenden! Hat er sich auch einmal niedergelegt, so erhebt er sich doch augenblicklich wieder, wie zum Kampfe bereit, sobald sich ihm jemand naht; er schaut den Menschen mit glühenden Augen an; tritt er noch näher, so streckt er rasch seine Tatze durch's Gitter, und ergreift und zerreißt die Kleider desselben. Jede Drohung, ihn zu züchtigen, macht ihn nur wilder.

Der asiatische Tiger, auch Königstiger, und von seinem schwarzgestreiften Fell der gestreifte Tiger genannt, ist größer als der Löwe, wohl so groß wie ein Rind, und so ungeheuer stark und kühn, daß er mitten aus einer Gesellschaft bewaffneter Menschen mit einem Sprung einen herausholt, und damit fortläuft. Ja er hat sich schon, trotz aller Flintenschüsse, an ganze Reiterschaaren gewagt, und einen aus ihrer Mitte vom Pferde herabgerissen. Selbst auf einem Schiff ist man vor ihm nicht sicher; denn er schwimmt vortrefflich. Doch hat ihn einmal, da er sich an eine Gesellschaft schlich, ein junges Frauenzimmer durch das schnelle Aufmachen ihres rothen Sonnenschirmchens so erschreckt, daß er furchtsam fortlief; und als einmal ein Engländer bei einer Tigerjagd von einem Elephanten gerade auf den Rücken eines Tigers fiel, erschrak das Raubthier eben so sehr als der Engländer. In einem Kriege gegen Persien hatte sich ein russischer Trompeter auf die Erde gelegt, und war eingeschlafen. Glücklicher Weise erwachte er gerade in dem Augen-

blick, als ein Tiger ihn angreifen wollte. In der Angst faßte er seine Trompete, und stieß hinein: da entfloh die Bestie.

Der Tiger hält sich gern an den Flüssen auf, lauert in Gebüschen, und springt unter furchtbarem Gebrüll auf Büffel, Hirsche, wilde Schweine und andre Thiere, welche an seinem Versteck vorbeigehen. Erreicht er sie im Sprung, so schlägt er seine Klauen und Zähne tief in's Genick, so daß auch das stärkste Thier zu Boden stürzen muß. Darauf saugt er das Blut aus, und schleppt den Leib in's Gebüsch, um sich daran satt zu fressen. Nicht bloß aber den Thieren stellt er nach; sondern er schleicht sich auch in dem hohen Grase ganz nahe an die Dörfer, und lauert auf die Menschen, welche vorbeigehen. Das Tigerweibchen wirft vier Junge; und die Tiger würden gar sehr überhand nehmen, wenn es nicht zum Glück so eingerichtet wäre, daß solche böse Thiere immer in Feindschaft mit einander leben, und sich selbst unter einander aufreiben. Denn der alte Tiger frißt öfter seine eigenen Jungen. Dennoch ist die Zahl dieser reißenden Thiere in manchen Gegenden so groß, daß man von einem Manne weiß, welcher in seinem Leben 360 Tiger erlegt hat.

Man hat viele Beispiele, daß Menschen plötzlich von Tigern angegriffen und fortgeschleppt worden sind. Im Jahre 1792 schiffte ein gewisser Herr Monro mit mehr als zehn Begleitern an eine wüste Insel, um daselbst auf die wilden Thiere Jagd zu machen. Er that dieß bis Nachmittags um 3 Uhr, und setzte sich sodann mit seinen Jagdgenossen ermüdet neben einem Gebüsch nieder, wo sie ein Feuer anmachten. Nicht lange, so drang ein furchtbares Gebrüll, wie ein Donner, in ihre Ohren, und in demselben Augenblick sprang ein Tiger auf Herrn Monro, nahm ihn in seinen Rachen, und lief mit ihm durch das dickste Gebüsch fort. Ihm folgte eine Tigerin. Die Jagdgefährten des unglücklichen Monro waren vor Schrecken außer sich; doch schoßen sie auf den Tiger; und einige Augenblicke darauf kam Herr Monro wieder zurück. Kaum hatte man ihn in den Kahn gebracht, und war von der Insel weggefahren, so kam die Tigerin voll Wuth an's Ufer. Herr Monro war von den Krallen und Zähnen des Tigers so zugerichtet, daß er nach 24 Stunden starb.

Ein andersmal ging ein gewisser Herr Johnson mit einem Freunde auf die Jagd. Er war von einigen Dienern begleitet, welche alle mit Flinten und Säbeln bewaffnet waren. Einmal waren die Bedienten mit dem Wagen und den vier Ochsen vorausgefahren. Plötzlich hörten die Herren ein furchtbares Gebrüll, und gleich darauf ein gellendes Angstgeschrei. Sie gaben ihren Pferden die Sporen, und erreichten ihre Bedienten in dem Augenblick, als ein Tiger mit Dildar, dem

Diener Johnsons, im Rachen über einen Hügel lief. Die andern erzählten, der Tiger sey plötzlich auf Dildarn gesprungen, habe ihn am Schenkel gepackt, und sey mit ihm, den Kopf auf der Erde schleifend, so schnell davon gelaufen, daß sie sich gar nicht hätten wehren können. Herr Johnson sprengte dem Tiger sogleich mit geladener Flinte nach. Die Spur, welche mit dem Blute und den Haaren Dildars bezeichnet war, ging eine halbe Stunde weit fort. Plötzlich sah Herr Johnson etwas unter einem großen Busche liegen. Er ritt hin, fand aber nicht den Tiger, sondern nur die blutigen Reste Dildars.

Einmal hielt sich eine Tigerin an einer Straße auf, welche zwischen zwei hohen Bergen durchgeht. Sie erwürgte täglich einen oder zwei Menschen, so daß die Regierung demjenigen eine Belohnung versprach, welcher die Tigerin tödten würde. Umsonst. Ein vornehmer Engländer, der von acht Eingebornen in einer Sänfte getragen wurde, kam an den Ort, wo das Unthier lag. Als es die Träger bemerkten, wollten sie nicht weiter gehen. Weil sie aber der Engländer nicht gleich verstand, so setzten sie die Sänfte nieder, und liefen fort. Nun erst merkte der Engländer die Gefahr, und machte sich auch aus dem Staube. Ein Officier marschirte mit vierzig Mann auf der Straße. Als er mit seinen Soldaten mitten zwischen den zwei Bergen war, erblickte er die Tigerin. Weil er aber glaubte, er dürfe auf sie nicht Feuer geben lassen, so kehrte er um, und fragte auf seinem Posten an, ob er schießen lassen dürfe. Dieses wurde ihm erlaubt. Er marschirte also wieder ab, fand aber die Tigerin nicht mehr. Sie würgte nachher wie zuvor, bis ein indischer Fürst eine große Jagd anstellte, und das Unthier vertreiben ließ.

Zuweilen kann man den Tiger zurückschrecken, wenn man ihn fest und steif ansieht. Ein englischer Officier ging von dem Lager weg in ein Buschwerk, und traf daselbst ganz unerwartet einen Tiger an. Er hatte keine Flinte, und wagte es nicht, den Tiger mit dem bloßen Degen anzugreifen. Was that er? Er blieb stehen, und sah den Tiger unverwandt an. Das Thier wurde unruhig, schlich auf die Seite, und suchte den Officier von hinten anzugreifen. Dieser aber machte rechtsum, und sah den Tiger abermals unverwandt an. Der Tiger sprang in's Gebüsch, und schlich wieder von einer andern Seite herbei. Sogleich kehrte sich der Officier gegen ihn. Nach Verfluß einer Stunde schlich sich das Raubthier davon, und der Officier entkam.

Weil die Tiger den Menschen so sehr gefährlich und so zahlreich sind, so stellen die indischen Fürsten bisweilen große Treibjagen auf sie an. 20,000 bis 60,000 Mann werden zu Fuß und zu Pferd gegen diese grimmigen Thiere aufgeboten. Vornehme Leute reiten dabei auf Elephanten, da sich der Tiger vor dem Elephanten fürchtet. Ehe die Jagd an-

geht, stellt man hohe Garne auf, und macht auf große Bäume oder Pfähle Schießhäuschen, in welche sich die besten Schützen setzen, um auf die Tiger zu schießen. Sobald alles in Bereitschaft ist, zündet man das dürre Gras und Gebüsch an, und treibt die wilden Thiere unter Lärmen, Schreien, Trommeln und Schießen gegen die aufgestellten Garne. Da werden sie entweder gefangen oder erschossen. Trotz dem ist aber die Zahl der Tiger in Ostindien noch jetzt so ungeheuer, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer um ihretwillen verlassen werden müssen.

98.

Die Tigerin und das Hündlein.

Der Gouverneur der großen Handelsstadt Saigon (in der hinterindischen Provinz Kambodscha) hatte dem nordamerikanischen Kapitän White eine 5 Fuß lange und 3 Fuß hohe Tigerin zum Geschenk gemacht. Dieser ließ ihr jeden Tag einen Hund vorwerfen; denn dergleichen Thiere sind dort sehr wohlfeil zu haben. Der Hund wurde lebendig in den Käfig gelassen; und das Raubthier spielte Anfangs mit ihm, wie die Katze mit einer Maus. Bald aber wurden die Augen der Tigerin funkelnd; sie schlug sich mit dem Schwanz, ergriff den Hund im Genick, zerbiß ihm die Adern, und saugte ihm das Blut aus. Während der Hund so von ihrem Maule herabhing, ging sie im Käfig auf und ab, und schlug sich mit dem Schwanz.

Eines Tages wurde wieder ein junger Hund in den Käfig geworfen; der erhob ein Geheul, und fiel in der Verzweiflung die Tigerin an, sprang an ihr empor, und biß sie in die Schnauze. Dem Raubthiere schien der ohnmächtige Grimm des kleinen Dings Spaß zu machen. Statt das Hündlein zu zerreißen, spielte sie mit ihm. Bald kauerte sie sich nieder; bald legte sie sich der Länge nach auf die eine Seite, und wehrte mit der Pfote das erbitterte Thierchen ab, bis dasselbe sich müde getobt hatte. Dann fing die Tigerin an ihrem Gefangenen schön zu thun, und bemühte sich, durch allerlei Künste ihm Vertrauen einzuflößen. Dieß gelang ihr endlich auch; sie schliefen nebeneinander ein, und waren von der Zeit an unzertrennliche Freunde. Die Tigerin schien für das Hündchen die Zärtlichkeit einer Mutter zu fühlen. Durch eine kleine Oeffnung, die man in dem Käfig anbrachte, ging das Hündchen ohne Scheu aus und ein. Später machte man öfters den Versuch, daß man erst einen fremden Hund vor das Gitter des Käfigs hielt und, wenn die Tigerin ihre Tatzen nach ihm ausstreckte, ihr Pflegkind hinwarf. Sie schoß auf dasselbe zu, erkannte aber sogleich den Betrug, und schmeichelte dann ihrem Gesellschafter desto zärtlicher.

99.

Der Tiger und das Krokodil.

Auf einem schmalen Wege, wo zur rechten Hand ein hohes Gebirg emporstieg, und zur linken der Ganges floß, ging ein Wanderer. Plötzlich sah er vom Berg herab einen grimmigen Tiger auf sich zueilen. Um ihm zu entgehen, wollte er geradezu in den Strom sich stürzen, und durch Schwimmen sich retten, so gut er könnte, als aus diesem — ein Krokodil emporfuhr. Voll Todesangst sank der Wanderer zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung, und fiel dem Krokodil in den Rachen.

100.

Der Tiger und das Reh.

Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne.
Ersieht er dich, so bist du kalt!
So sprach ein Reh zu seinem Sohne.
Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?
O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt; sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder gleich; sein Rachen raucht vom Blute.
Der Bär ist so erschrecklich nicht;
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe.
Gut, unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen Herrn.
Er ging hinweg; sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich,
Und sprach: Das ist er nicht. Der Tiger raucht vom Blute,
Und ist abscheulich, fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich,
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O, solchen Tigern geh' ich nach,
Hob er mit Kühnheit an zu schreien.
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

Man thut zwar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein der Tugend,

Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt.
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

101.

Der Kampf mit dem Panther.

Der Missionar Johann Heinrich Schmidt wurde, nachdem er zehn Jahre im kalten Labrador als Lehrer der Heiden gewirkt hatte, zu den Hottentotten nach Afrika geschickt, um diesen das Evangelium zu verkündigen. Dort kam er eines Tages in große Lebensgefahr durch einen Panther, den man dort auch Tiger nennt, von dem er sich aber durch sein schön geflecktes Fell unterscheidet, während der asiatische Tiger mit schönen Querstreifen geziert ist. Wir wollen ihn selbst erzählen lassen:

Die Wölfe hatten seit einiger Zeit dem Vieh unsrer Hottentotten bei Groenekloof großen Schaden zugefügt, und es wurde daher beschlossen, durch eine gemeinschaftliche Jagd diese Raubthiere zu vertilgen oder wenigstens zu verjagen. Da der nun selige Missionar Bonatz und ich unsre Leute mehrmals zu diesem nützlichen Werke aufgemuntert hatten, so fanden wir es zweckmäßig, sie auch zu begleiten. Obgleich wir aus Vorsicht auch bewaffnet waren, so faßten wir doch den Vorsatz, keinen Antheil an der Jagd zu nehmen. Denn es ist immer unrecht, wenn sich der Mensch einer Gefahr aussetzt, ohne einen Beruf dazu zu haben; und insofern mag meine Geschichte den jungen Lesern auch zur heilsamen Warnung gereichen.

Als wir in der Lauskloof angelangt waren, stiegen wir von den Pferden, und banden sie an einen Baum; die Hottentotten aber begaben sich in den Wald. Kaum hatten sie sich von uns getrennt, so hörten wir schon mehrere Schüsse fallen; und bald lief ein Wolf, der verwundet worden war, an uns vorbei, und rettete sich in das nächste Dickicht, das von geringem Umfang war. Dieses wurde nun von den Männern umstellt. Als einer von denen, die im Gebüsch waren, rief, daß er die Wolfsspur bemerkt habe, so ging Philipp Moses, der erwählte Anführer des Zugs, welcher gerade bei mir stand, ebenfalls in den Busch. Und nun konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, gegen meinen Vorsatz, ihm nachzufolgen. Ich verließ mich eben darauf, daß die Wölfe am Tage den Menschen nicht gefährlich sind.

Aber kaum war ich bei Moses angekommen, so wurden wir zu unserm Schrecken einen Tiger gewahr. Erst wollte er die Flucht nehmen. Aber durch das Geschrei der Männer, die an der entgegengesetzten Seite des Busches standen, und von dem Tiger nichts wußten,

wurde er erschreckt und wild gemacht; und er eilte mit gewaltigen Sätzen wieder rückwärts über das Gebüsch, worauf wir ihn einen Augenblick aus dem Gesicht verloren.

Die Geschwindigkeit und die Kraft des Tigers vermehrte in mir den Eindruck der Furcht, den schon der Name eines solchen Thieres einflößt. Ich eilte also zu Moses und sagte: Laßt uns hinausgehen; hier ist Gefahr. Er antwortete mir: Ja wohl, wir wollen es thun; und in der Meinung, mich zu schützen, fügte er bei, ich möchte nur dicht hinter ihm bleiben.

Noch nicht zwanzig Schritte waren wir gegangen, so machte das wüthende Thier einen Sprung von zwanzig Fuß auf Philipp Moses, packte ihn mit seinen Fangzähnen im Gesicht, legte die beiden Vordertatzen auf seine Schultern, und riß den untersetzten Hottentotten nieder. Er fiel auf den Tiger; dieser hielt aber mit Beißen und Brummen wüthend an.

Der Eindruck davon, wie der Tiger, gleich einem Vogel aus der Luft, sich auf meinen Begleiter stürzte, und ihn zu Boden riß, bleibt mir unvergeßlich. Es war mir ausgemacht, daß, wenn Gott uns nicht hülfe, wir beide des Todes seyen, und ich rief von ganzem Herzen Ihn um Seinen Beistand an.

Zu fliehen und meinen Beschützer im Stich zu lassen, wäre mir unmöglich gewesen. Erst wollte ich Gebrauch von meinem Gewehr machen; ich sah aber bald ein, daß ich dem Thiere keinen sichern Schuß beibringen könnte, ohne den Mann tödtlich zu verwunden. In der Furcht, ihn in den Klauen und unter den Zähnen des Raubthiers fürchterlich umkommen zu sehen, faßte ich den schnellen Entschluß, meine Flinte wegzuwerfen, den Tiger bei dem Hals oder den beiden Ohren zu packen, und ihn so lange zu halten, bis uns die Männer von der andern Seite des Busches würden zu Hülfe gekommen seyn. Allein in dem Augenblick, als ich ihm ganz nahe kam, verließ der Tiger schnell den Mann, den er durch sein Beißen bereits kampfunfähig gemacht hatte, und fuhr so wüthend auf mich zu, daß mir nur noch Zeit blieb, mein Gesicht durch Vorhalten des linken Arms zu schützen. Diesen faßte er mit seinem grimmigen Rachen beim Ellenbogen; und da war nun kein andrer Rath, als mit meiner rechten Hand die Kehle des Tigers zusammenzudrücken, und ihn dadurch, wo möglich, zu entkräften. Aber wir standen am Abhange des Berges; und das Gras war glatt. Der arme Moses that, was er konnte, um mir zu helfen. Er suchte dem Tiger einen Schuß beizubringen. Allein er blutete so stark im Gesicht, daß er gar nichts sehen konnte. Auch lief das Blut stromweise auf's Gewehr und auf die Zündpfanne. Er weinte vor Betrübniß, daß er mir nicht beistehen konnte. Ich erhielt mich auf den

Beinen, so lange es nur immer möglich war, damit mich das Thier nicht im Gesichte packen konnte. Dabei hoffte ich jeden Augenblick, die andern Männer würden zur Hülfe herbeieilen. Aber ehe sie kommen konnten, mußte ich der Kraft des Thieres nachgeben, und sank mit ihm zu Boden.

Ein Glück war es, daß sich im Fallen meine Knie gerade auf den Bauch des Thieres stemmten. Aber mit einem seiner Vorderfüße arbeitete er so gewaltig gegen mein Gesicht, daß ich den Hals fahren lassen mußte, um den Fuß zu fassen. Weil nun dadurch sein Kopf frei wurde, so ließ er auch meinen linken Arm fahren, und kam mit seinem Rachen ganz nahe an mein Gesicht.

War der Kampf bisher schon gefahrvoll genug gewesen, so wurde er es von diesem Augenblicke an noch mehr. Ich empfand aber auch gerade jetzt die Hülfe und den Beistand Gottes auf eine ganz besondre Weise. Dadurch gestärkt, ergriff ich den Tiger mit meinem verwundeten Arm, von dem das Blut herabfloß, wieder bei dem Hals. Und nun schrie ich aus allen Kräften um Hülfe, weil es mir unmöglich schien, das rasende Thier, das aus aller Macht sich wehrte und brüllte, länger zu halten.

Ein sechzehnjähriger Knabe hatte durch das Gebüsch gesehen, wie der Tiger mich anpackte, und wie ich, um mein Gesicht zu schützen, mit meinem Arm so schnell in die Höhe schlug, daß mein Hut weit hinter mich flog. Er wußte aber vor Furcht und Schrecken nicht, was er thun sollte. Andre mögen sich auch gefürchtet haben; oder sie wußten nichts von der Gefahr. Aber auf mein Geschrei eilten nun mehrere herbei. Einer stellte sich dicht zu mir hin, legte das Ende seines Gewehrs auf meinen Arm, und schoß das Thier durch's Herz.

Nun war der Kampf vorbei. Ich war aber von dem Schrecken und der Anstrengung ganz erschöpft. Es stellten sich auch gleich große Schmerzen in meinem Arm ein. Wir zogen uns zurück; ich saß auf meinem Pferd; und mein College Bonatz gab dem Moses, welcher noch immer stark blutete, das seinige. Die Hottentotten schafften den erlegten Tiger heim.

So traurig und niedergedrückt ich mich auch auf dem Heimwege fühlte, so war mein Herz doch voll Dankbarkeit gegen den treuen Heiland, der uns geholfen, und unser beider Leben aus der Todesgefahr errettet hatte.

Bei der Untersuchung zu Hause fand sich, daß mir das Thier mit seinen Fangzähnen zwölf Wunden am Arm und am Ellenbogen beigebracht hatte. Sie gingen zum Theil tief in den Knochen hinein; und eine Klaue hatte mir den Nagel des Daumens gespalten.

Die Bisse eines Tigers, der in der Wuth ist, sind im höchsten Grade gefährlich. Die Mittel, die in den ersten Tagen angewendet wurden, waren daher nicht hinreichend, meinen Arm und mein wallendes Blut vor

Entzündung zu schützen. Diese stieg mit jeder Stunde, so daß der entfernte Arzt, als er endlich am sechsten Tage anlangte, einige starke Aderlässe nöthig fand. So wurde ich von dem im höchsten Grade entzündeten Blut befreit. Der Arzt sagte, daß mir zwölf Stunden später nicht mehr zu helfen gewesen wäre. Ich sank nun aber in eine solche Schwäche und Ohnmacht, daß ich meistens ohne Bewußtseyn war.

Meine liebe Frau und die übrigen Missionare haben in dieser Zeit Tag und Nacht viele Mühe, Kummer und Sorge mit mir gehabt, und nichts gespart, was zur Erleichterung meiner Schmerzen dienen konnte. Nie werde ich ihre Liebeserweisungen, so wie die treue Sorgfalt und Hülfe, die mir der Arzt bewiesen hat, vergelten können.

Anfangs befürchtete man, daß eine Lähmung in meinem Arm zurückbleiben würde. Aber der treue Hüter meines Lebens hat auch diesen Schaden von mir abgewendet. Nach sechs Wochen war ich so weit hergestellt, daß ich wieder anfangen konnte meine Geschäfte zu verrichten. Es blieb mir nichts als die Narben, die ich mit in's Grab nehmen werde.

Moses, dessen Gesicht so übel zugerichtet war, legte das Netz des Tigers auf dasselbe; und dieses einfache Mittel wirkte so gut, daß er viel schneller und leichter als ich wieder hergestellt wurde. Er behielt aber auch große Narben auf seiner Nase.

Wenn ich in spätern Jahren über diese Geschichte nachdachte, so mußte ich mich oft fragen: Wie kam es doch, daß wir beiden Missionare unsre Nachbarn auf dieser Jagd begleiteten, da es uns doch sonst nie eingefallen war, an einer Jagd Theil zu nehmen? Es war aber doch die Liebe, die uns bewog, sie zu begleiten. Man sah die Sache nicht für so gefährlich an; und im schlimmsten Falle hofften wir ihnen doch einige Hülfe zu leisten.

Das Fell des Tigers wurde ausgekocht und ausgestopft, und dann im Freien zum Trocknen an der Sonne aufgehängt. Aber die Missionare hatten in jenen Tagen zu viele Sorgen mit mir, um sich dieses Fells zur rechten Zeit zu erinnern. Es kam ein starker Regenguß und darauf große Sonnenhitze; das Fell verdarb, und die Haare fielen aus. Es sollte nicht seyn, daß aus diesem Balg ein Triumphzeichen gemacht würde. Zur Erinnerung an Gottes Güte und Barmherzigkeit bedarf es auch eines solchen Wahrzeichens nicht. Ein anderes Fell habe ich übrigens mitgebracht. Nach demselben kann man schließen, daß der afrikanische Tiger allerdings kleiner ist als der bengalische. Er ist eine Art Panther. Doch ist er so lang, daß, wenn er auf den hintern Füßen steht, er mit den Vorderpfoten gut an die Achseln eines großen Mannes reichen kann.

Die Gegend der Lauskloof ist auch jetzt noch nicht so bevölkert, daß sich die wilden Thiere ganz zurückgezogen haben. Noch im Jahre 1838

wurde ein halbjähriger Tiger nahe bei der Stelle, wo ich den Kampf bestand, von einigen Hunden, die ein Knabe bei sich hatte, getödtet. Zum Glück für ihn waren die alten Tiger nicht in der Nähe; sonst würde der Knabe schwerlich mit dem Leben davon gekommen seyn.

102.

Die junge Heldin.

James Watson, wohnhaft zu Watson im Staate New-York, ging Sonnabends den 27. Juli 1839 mit seiner Frau aus, und ließ sein Haus unter der Obhut seines ältesten Kindes, einer zwölfjährigen Tochter. Gegen Mittag hörte diese das kleinste ihrer Geschwister, einen Säugling, welcher schlafend im nächsten Zimmer lag, ängstlich schreien. Sie sprang hinzu, und öffnete die Thüre: da sah sie, wie ein Panther, mit dem Kind im Maule, zum offenen Fenster hinaussprang. Das Mädchen folgte ihm alsbald auf demselben Wege, und auf ihr Geschrei liefen auch die andren Kinder zur Hausthüre hinaus, laut heulend dem Raubthiere nach. So verfolgten sie es bis zu einigen Querstangen, welche das angebaute Land vom Walde trennten. Die zwölfjährige Heldin war nur noch etwa zehn Fuß von ihm entfernt: da ließ der Panther das Kind fallen, sprang über die Stangen, und verschwand im Gesträuch. Das Kind, nur wenig verletzt durch die Zähne der Bestie und durch das Schleifen über Kraut und Sand, befand sich vollkommen wohl. So segnet Gott die Liebe, die für andre das Leben wagt.

103.

Muth bringt Sieg.

In der Umgegend von Algier zeigten sich im Anfang des Jahres 1844 häufig Pantherthiere, die sich des tiefen Schnees wegen aus dem Atlasgebirge dorthin flüchteten. Ein Eingeborner, der eine solche Bestie traf, ließ dieselbe, obwohl er keine andre Waffe als ein Pistol bei sich hatte, ruhig herankommen, und in dem Augenblick, wo sie ihn mit ihren gewaltigen Tatzen umriß, feuerte er ihr den Schuß in die Brust, und streckte sie todt zu Boden.

104.

Der Panther und der Leopard.

Kein Schelm will Schelmen ähnlich sehen.
Man sah den Panther und den Leopard
Einst vor Chronions*) Throne stehen.

---

*) Zeus, der höchste Gott der Griechen, war ein Sohn des Chronos, daher auch Chronion oder der Chronide genannt.

Herr, sprach der Leopard, es ist schon oft geschehen,
Daß, wenn vom Panther hier ein Mord begangen ward,
Auf mich der Argwohn fiel. — Das ist auch meine Klage,
Rief jener aus; man kennt die Mordbegier
Des Leopards; er ist des Waldes Plage.
Darum, o Herrscher, bitten wir,
So schlossen sie zugleich, den einen von uns beiden
In einen andern Balg zu kleiden.
Warum, versetzte Zeus, hat das Gerücht
Das fromme Zebra nie mit euch vermengt?
Auch dieß ist bunt. Geht, geht! man irret nicht,
Wenn man euch alle beide hängt.

105.

Der Leopard und das Eichhorn.

Ein Eichhorn, das auf seiner Fahrt
Von Baum zu Baum zephyrisch hüpfte,
Verlor den Kopf; sein Fuß entschlüpfte:
Es fiel auf einen Leopard,
Der in dem Schatten einer Eiche
Der Ruhe pflegte. Der Gigant
Fuhr brüllend auf. Bereits halb Leiche
Vor Schrecken, fiel der Arrestant
Auf seine Knie, bat um Gnade,
Und machte sich gar winzig klein
Vor seiner Hoheit. „Arme Made!
Rief dieser, den die Todespein
Des Zwergs zur Huld bewog, dein Leben
Ist mein; ich schenke dir's; allein
Zuvor mußt du Bescheid mir geben,
Warum du stets so fröhlich bist,
Indeß mich Prinzen von Geblüte
Der Ueberdruß und Mißmuth frißt?"
„Herr! sprach das Eichhorn, deine Güte
Macht Wahrheit mir zur Pflicht; doch hier
Spricht sich's nicht gut; ich quetschte mir
Bei meinem schweren Fall die Lunge.
Laß mich in's Freie." — „Nun, es sey!"
Versetzt der Prinz, und gab es frei.
Das Eichhorn maß mit einem Sprunge
Den Baum, und sprach vom höchsten Ast;

„Du wolltest mein Geheimniß wissen.
Hier ist's: ein Gut, das du nicht hast,
Das deinesgleichen stets vermissen,
Erhält mein Herz bei heiterm Muth."
„So nenne mir dieß edle Gut."
„Es heißt: ein ruhiges Gewissen."

106.

Die Unze.

Die Unze oder Tigerkatze, auch der kleine Panther, in Amerika aber Jaguar genannt, ist von der Größe eines Metzgerhundes, nur etwas länger, und an Muskeln und Knochenbau weit stärker. Sie hat längere Haare und einen längeren Schwanz als andre Tigerarten, und ihr grauweißliches Fell ist nur gegen den Bauch hin gestreift; auf dem Rücken hat es schwarze, augenförmige Flecken. Sie ist leichter als die andern Arten dieses Geschlechts an den Menschen zu gewöhnen, und wird von den Muhamedanern in Syrien häufig gezähmt, und zur Gazellen-Jagd abgerichtet. Der Jäger zieht ihr eine Kappe über das Gesicht, und setzt sie hinter sich auf's Pferd. Wenn er eine Gazelle erblickt, so nimmt er dem Raubthier die Kappe ab; dieß schleicht sich zu dem Wild hin, springt zu, und reißt ihm die Augen aus. Mißlingt der Sprung, so schleicht die Unze beschämt zum Jäger zurück. Da die Muhamedaner alles Fleisch, von welchem das Blut nicht abgeflossen ist, als unrein betrachten, und deßwegen von keinem Thier essen, welches durch einen Schuß getödtet ist, so muß eine solche Jagd bei ihnen den Vorzug vor der Jagd mit Schießgewehren behalten, so lange bei ihnen der Koran gilt.

Im wilden Zustande hält sich der Jaguar gern am Saume der Wälder, an den Ufern der Flüsse und Teiche auf. Daselbst liegt er im Schilfrohr und im hohen Grase versteckt. Auf seinen Raub geht er am liebsten in mondhellen Nächten, auch in der Morgen- und Abend-Dämmerung aus, weil er zu dieser Zeit am besten sieht. Das Sonnenlicht blendet ihn; daher zieht er sich nach Aufgang der Sonne gewöhnlich in seine Schlupfwinkel zurück.

In unbewohnten Gegenden zerreißt er Wasserschweine, fängt jedoch auch Sumpfvögel und Fische, indem er sie mit den Krallen aus dem Wasser zieht. Findet er eine Schildkröte, so wendet er sie um, daß sie ihm nicht davon laufen kann, häckelt dann mit seinen langen, spitzigen Klauen das Fleisch nach und nach aus den Schalen heraus, und läßt das leere Gehäuse liegen. An die Krokodile wagt er sich selten oder gar nicht, und thut wohl daran. Das Krokodil liegt gewöhnlich

am Ufer eines Flusses, und faßt den Jaguar, wenn er zum Trinken dahin kommt, beim Kopf, wogegen dieser ihm die Klauen in die Augen schlägt. Meistens soll der furchtbare Kampf damit endigen, daß das Krokodil den Jaguar in's Wasser hinabzieht und ersäuft.

In bewohnten Gegenden greift der Jaguar die Pferde, Füllen, Maulesel, Kühe und Kälber an, springt ihnen auf den Rücken, beißt ihnen die Adern am Halse ab, schleppt sie in ein Gebüsch, und frißt sich satt. Kann er seine Beute nicht auf einmal fressen, so kommt er am folgenden Tage wieder, und frißt davon. Ist aber das Fleisch stinkend geworden, so rührt er es nicht weiter an.

In unbewohnten Gegenden scheut sich der Jaguar vor dem Menschen, und weicht ihm aus; aber in bewohnten fällt er Menschen so gut an als Thiere. Ein Knabe und ein Mädchen von acht und neun Jahren spielten mit einander vor einem Dorfe in Südamerika. In dem hohen Grase schlich sich ein junger Jaguar zu ihnen hin. Nachdem er eine Weile um sie herumgehüpft war, schlug er den Knaben erst sanft mit einer Tatze auf den Kopf, dann aber stärker, daß es zu bluten anfing. Das Mädchen aber erwischte einen Baumast, schlug auf das Thier los, und trieb es fort. Wahrscheinlich hatte der Jaguar mit den Kindern spielen wollen, wie die Katze mit einer Maus.

Der Missionar Schulz erzählt: Der Sohn eines maronitischen Priesters auf dem Libanon ging eines Abends durch das Gebüsch nach Haus, als er plötzlich eine Tigerkatze erblickte. Sie sprang gerade auf den Jüngling los; doch kam ihr dieser zuvor, und schoß sie mit seiner Flinte gerade durch die Stirne. Aber kaum war sie erlegt, da rannte eine zweite Tigerkatze auf den jungen Menschen los. Er faßte sein langes Messer, welches er an der Seite hatte, so daß, da das Ungethüm auf ihn losspringt, ihm das Messer in den Bauch geht. So war auch der zweite Feind überwunden. Im Schrecken ließ er ihm das Messer im Bauche stecken, und eilte fort. Aber etliche hundert Schritte weiter kam eine dritte Unze. Er hatte nichts mehr bei sich als die ungeladene Flinte; mit dieser stellte er sich in der Verzweiflung so, daß er dem Raubthier, indem es auf ihn zustürzte, mit der Flinte die Stirne einschlug. Dabei aber zerbrach die Flinte, und er war nun völlig entwaffnet. In diesem Zustande kam er nach Hause. Die Aeltern sahen bald an ihm, daß ihm etwas Schweres müsse begegnet seyn; und da er ihnen den ganzen Vorgang erzählt hatte, gingen sie am andern Morgen hinaus, und zogen den getödteten Thieren die Haut ab. Der Sohn aber legte sich, und starb nach drei Tagen an den Folgen des Schreckens.

Nicht bloß auf dem Lande ist der Jaguar dem Menschen gefähr-

lich, sondern auch auf dem Wasser; denn er schwimmt vortrefflich, selbst über große Flüsse. Drei Männer fuhren in einem Kahn auf einem Fluß. Da kommt ein Jaguar geschwommen. Sie schießen auf ihn. Verwundet schwimmt er auf den Kahn zu, um sich zu rächen. Die drei Männer schlagen mit Rudern und Flintenkolben auf ihn los. Umsonst. Er steigt in den Kahn. Die Männer springen in's Wasser, und schwimmen an's Land, während sich der Jaguar in den eroberten Kahn setzt, und sich forttreiben läßt, bis ihn andre Jäger angreifen. Da springt auch er in's Wasser, und schwimmt davon.

Obgleich man das Fell des Jaguars wegen seines üblen Geruches nur zu Fußdecken gebrauchen kann, so wird er doch fleißig gejagt, besonders um seiner Raubsucht willen. Manche Jäger wickeln um ihren linken Arm ein Schafsfell, nehmen in die rechte Hand einen zwei Fuß langen Dolch, und gehen so mit einigen Hunden auf den Jaguar los. Während ihn die Hunde anbellen, reizt ihn der Jäger mit drohenden Geberden zum Zorn. Der Jaguar springt auf ihn los, richtet sich empor, sperrt den Rachen auf und brüllt. Nun hält ihm der Jäger den Arm mit dem Schafsfell hin, und stößt ihm den Dolch in die linke Seite. Sobald er stürzt, fallen die Hunde über ihn her, und tödten ihn vollends. Auf diese Weise erlegte ein Indianer über 100 Jaguare, wurde aber endlich doch von einem erwürgt.

107.

Ein Alphabet von Sprüchwörtern.

Wer im Alter will jung seyn, der muß in der Jugend alt seyn. — Bald gethan, ist wohl gethan. — Jedes Dach hat sein Ungemach. — Eilen macht oft Heulen. — Je höher geklommen, je schwerer der Fall. — Gaben macht der Wille gut. — Jedes Haar hat seinen Schatten, und jede Ameise ihren Zorn. — Je stärker getrunken, je schwächer geworden. — Die Kart' und die Kanne macht manchen zum armen Manne. — Leihen macht Freundschaft; Mahnen macht Feindschaft. — Machst du's gut, hast du's gut; machst du's schlecht, geschieht dir Recht. — Böser Nachbar, täglich Unglück. — Wer mit Ochsen fährt, kommt auch zum Markt. — Ein ersparter Pfennig ist zweimal verdient. — Schöpfe an der Quelle. — Zur Rach ein Schneck, zur Wohlthat ein Vogel. — Sammt am Kragen, Hunger im Magen. — Am jüngsten Tag wird offenbar, wer hier ein guter Pilgrim war. — Uebel gewonnen, übel zerronnen. — Verheißen macht Schuld. — Waghals brach den Hals. — Die Zeit verdeckt und entdeckt alles.

108.

Die wilden Thiere Indiens.

Ein russischer Graf wurde während seines Aufenthaltes in der indischen Stadt **Benares** mit seinen Begleitern, einem Arzt und einem Steuermann, Namens Stolpe, von einem Fürsten jenes Landes zu einem Thiergefecht eingeladen. Das grausame, aber allerdings auch interessante Schauspiel fand am Ende einer Vorstadt, unfern des majestätischen Stromes Ganges Statt. Ein viereckiger, mehr als 600 Fuß im Umfang haltender Platz ist hier mit einer 20 Fuß hohen Mauer umgeben. Rings um die Mauer sind große Schanzen oder Erdwälle aufgeschüttet, unter welchen Kammern oder gemauerte Keller hinlaufen. Zwei zwanzig Fuß hohe Thore führen in den Hof. Auf der Höhe der Mauern und Erdwälle waren viele Bänke angebracht, auf welchen Tausende von Menschen des Kampfes harrten. Der muhamedanische Fürst aus dem Norden Indiens, welcher den Bewohnern der großen und prächtigen Stadt das Fest gab, kam endlich gegen Mittag, und ließ das Zeichen zum Beginn des Schauspiels geben.

Aus einem der Keller, deren Thüren alle auf den Hof herausgingen, wurde von den Knechten ein schöner männlicher **Leoparde** herausgelassen. Das Thier sprang in mächtigen Sätzen hervor, rannte einige Zeit scheu auf dem Platz umher, um einen Ausweg zu suchen, ging sodann nach der Mitte des Raumes, und betrachtete von da aus mit glühenden Augen die vielen Zuschauer. Als er sah, daß er von allen Seiten umringt war, stieß er ein kurzes Gebrüll aus, und legte sich trotzig in der Mitte des Hofes nieder. Die Knechte gingen jetzt zu einem der großen Thore, und ließen einen Mann ein, der eine Koppel mächtiger **Schäferhunde** führte. Als diese den Leoparden erblickten, so stürzten sie sogleich auf ihn los, und fielen ihn bellend an. Der Leoparde sah sich in Gefahr; aber er wußte sich zu helfen. Er ließ den Hunden Zeit, ihm nahe zu kommen, und legte sich knurrend zum Sprunge bereit, indem er zuweilen eine Vordertatze erhob, um einen hitziger andringenden Feind zurückzuweisen. Plötzlich schnellte er sich sechs Fuß hoch in gerader Linie über die ihn umstellenden Hunde weg, und in einem Augenblick hatte er eine Ecke erreicht, wo er sich brüllend legte, um seine Feinde zu erwarten.

Das Thier sah prächtig aus; es sträubte die Haare empor, und schlug mit seinem Schweife die schön gefleckten Seiten. Den großen Rachen öffnend, kroch es zuweilen, wie eine Katze, mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts, um einem der immer hitziger werdenden Hunde einen Streich mit der gewaltigen Tatze zu versetzen. Allein diese waren

zu klug, als daß sie sich einzeln der Wuth ihres Feindes entgegengestellt hätten. Sie zogen sich entweder zurück; oder ein schneller Sprung zur Seite brachte sie aus dem Bereich ihres gefährlichen Gegners. Dieser kannte aber seinen Vortheil auch zu gut, als daß er die Ecke verlassen hätte, in welcher er sich so nachdrücklich zu vertheidigen vermochte; und die Hunde wagten es nicht, ihn hier anzugreifen.

Die Zuschauer begnügten sich jedoch nicht mit einem solchen unblutigen Ausgang der Sache. Sie fingen an durch Gemurmel und Geschrei ihren Unwillen kund zu geben; und die Knechte schienen nur auf das Zeichen des Fürsten zu warten, um einen Versuch zu machen, die Thiere an einander zu bringen. Kaum war dieses gegeben, als sie auch sogleich ein brennendes Holzstück herbeischleppten, und bei der Ecke, wo der Leoparde lagerte, hinabwarfen, um ihn aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben. Das geängstigte Thier stieß ein gellendes Geschrei aus, und verlor bei dem Anblick des Feuerbrandes, der neben ihm niederstürzte, allen Muth. Es wagte einen Sprung, der es jedoch nicht über seine grimmigen Feinde hinweg, sondern mitten unter sie hinein trug. Die Hunde packten ihn sogleich, und es entspann sich ein furchtbarer Kampf. Die sechs großen, starken Hunde hingen würgend an dem Leoparden, der sich gegen diese Ueberzahl seiner blutgierigen Gegner kaum vertheidigen konnte. Zwei von ihnen erlagen zwar seiner Wuth im Augenblick; einige Schläge seiner mächtigen Tatzen hatten die Hunde getödtet; aber die übrigen packten ihn unterdessen so fest, daß er nicht mehr im Stande war, sich der starken Vorderfüße zu bedienen. Es blieb ihm also nichts übrig, als zu beißen und sich an der Erde zu wälzen, um seine Widersacher, die wie Eisenzangen festhielten, los zu werden. Doch alle seine Mühe war vergebens. Endlich ermattete er; und der Fürst gab ein Zeichen, dem häßlichen Kampf ein Ende zu machen. Die Knechte traten in den Hof, und begoßen die Thiere reichlich mit Wasser aus einem kleinen Teiche. Die Hunde ließen darauf sogleich los, und schleppten sich mühsam zu dem Teiche, wo sie ihren Durst löschten. Die todten Thiere schaffte man weg. Mehr Mühe kostete es, den Leoparden in seine Kammer zu bringen. Er flüchtete in großen Sprüngen vor den Knechten, die ihn mit Feuerbränden und Spießen verfolgten. Endlich bemerkte er die offne Thüre seines Kellers, und kroch heulend hinein.

* * *

Der erste Aufzug des Drama's war vorüber; er schien aber den grausamen Sinn der Menge nicht sehr befriedigt zu haben. Jetzt wurde das Zeichen zu einem andern Theile des Schauspiels gegeben. Nachdem sich der Rauch verzogen hatte, und alle Knechte von dem Kampf-

platze abgetreten waren, hörte man das Toben und Brüllen eines Büffels, der durch Stacheln zur Wuth gereizt wurde. Plötzlich wurde die Thüre seines Behälters geöffnet; er stürzte herein, sprang rasend herum, und wurde von allen Seiten mit lautem Beifallsgeschrei empfangen.

Der Büffel, ein mächtiges Thier, viel größer als unser zahmer Stier, sah nirgends einen Feind. Er wühlte mit den Hörnern in der Erde, und scharrte mit den Füßen. Jetzt aber wurde eines der Gemächer, aus welchem man schon lange ein greuliches Geheul gehört hatte, von zwei Männern geöffnet, welche oben auf der Mauer bei einem Seile standen. Man hatte nämlich durch einen Ring, welcher die eiserne Querstange der Thüre festhielt, einen eisernen Bolzen gesteckt; und dieser konnte durch das Seil herausgezogen werden. Sobald der Bolzen aus dem Mauerring hervorsprang, war die nur angelehnte Thüre durch nichts mehr gehalten, und ging auf. Mit majestätischem Sprung und gräßlichem Geheul stürzte ein gewaltiger Tiger hervor. Ein lang anhaltendes Freudengeschrei begrüßte das furchtbare Raubthier.

Der Büffel brüllte, und erwartetete seinen Gegner mit zur Erde gebeugtem Kopfe. Es währte nur einen Augenblick; ein einziger gewaltiger, aber nicht wohlberechneter Sprung brachte den Tiger zu dem Büffel; er erreichte aber nur den Kopf desselben, nicht den Rücken; und das mächtige Rind warf seinen Feind zwölf Fuß hoch in die Luft.

Das Jubeln des Volkes übertönte das grimmige Brüllen des Tigers, als er mit schwerem Falle vor die Füße seines Widersachers niederschlug, der mit gesenkten Hörnern auf ihn stürzte. Aber der Büffel erreichte den Tiger nicht. Mit unglaublicher Geschwindigkeit rollte sich dieser auf die Seite, und entrann. Die Zuschauer brachen abermals in ein donnerndes Beifallsgeschrei aus, als sie den Tiger vor dem wüthenden Stiere flüchten sahen. Doch die Sache wendete sich schnell.

Der Tiger war nicht verwundet, sondern durch den Sturz nur etwas betäubt. Mit der Besinnung kehrte seine Wuth zurück. Ein hoher, majestätischer Sprung trug ihn über den Büffel hinweg; und ehe dieser sich zu wenden vermochte, saß ihm der Tiger auf dem Nacken, zerfleischte mit den Zähnen das Genick, und zerriß mit den Tatzen den Leib des Büffels, daß die Gedärme herausfielen, und der riesige Ochse sterbend zusammensank. Ohne auf das Geschrei der Menge zu achten, schleppte der Tiger, den man vier Tage hatte hungern lassen, seine zuckende Beute in seinen Kerker. Etliche Knechte traten aus einem andern Gemache, schlichen vorsichtig heran, warfen die Thüre zu, und verschlossen dieselbe wieder mit dem eisernen Zapfen. Die siegreiche Bestie konnte sich an ihrem kolossalen Raube in Ruhe satt fressen.

* * *

Der Platz wurde von neuem gereinigt, die Stellen, welche der Büffel aufgerissen hatte, oder wo sich Blut befand, mit frischem Sande bestreut, und dann in der Mitte des Hofes ein Baumstamm mit blätterlosen Aesten aufgestellt. Darauf trug man in einem Kasten einen jener starken und bösartigen Affen herbei, die bei uns unter dem Namen Pavian bekannt sind. Die Heimath des Pavians sind die heißesten Gegenden Afrika's; dort mußte man diesen Affen gefangen, und dann nach Bengalen gebracht haben.

Nachdem die Knechte einige Prügel auf die Erde geworfen hatten, gaben sie dem Pavian die Freiheit, und eilten mit dem Kasten zum Thor hinaus. Der Affe hüpfte zähnefletschend auf dem Platze herum; dann versuchte er an den Mauern empor zu klettern; allein sie waren zu glatt. Darauf setzte er sich unter den Baum, ergriff einen der Prügel, und biß hinein.

Nun ließen die Wächter aus einem Gemach einen Leoparden los, der noch größer und schöner war als der früher gesehene. Die prächtig gefleckte Katze, welche man sehr lange hatte hungern lassen, sprang sogleich auf den Pavian los. Aber dieser hatte seinen Feind noch zu rechter Zeit gesehen, und kletterte, mit dem Prügel im Maul, rasch an dem Baum hinauf. Der Leoparde lief brüllend um denselben herum, wobei ihn der Affe nicht aus den Augen ließ, und mit wildem Geschrei, mit drohenden Geberden und beständigem Zähnefletschen das wüthende Thier noch mehr reizte.

Der Leoparde schien unentschlossen zu seyn, was er thun sollte. Er betrachtete den Baum, sah rings um sich her. Endlich fuhr er auf den Stamm zu, und kletterte mit der Gewandtheit einer Katze hinauf.

Die nun folgende Scene erregte bei allen Zuschauern ein tobendes Gelächter. Der Affe ließ seinen Verfolger nicht ganz herankommen, sondern begrüßte das schöne Fell desselben mit einer so derben Tracht von Schlägen, und bearbeitete besonders den Kopf mit so wohlgeführten, nachdrücklichen Hieben, daß der Leoparde alle Lust verlor, seinen Angriff weiter fortzusetzen. Er rutschte langsam und mit dem Kopfe schüttelnd am Stamm herunter; und der Affe verfolgte ihn mit beständigen Schlägen und einem gellenden Geschrei. Ein ungeheurer Jubel erhob sich über die entschlossene und tapfere Vertheidigung des Pavians, der triumphirend und mit den possirlichsten Geberden auf dem Baume herumhüpfte. Der Leoparde dagegen schien sich vor Scham in eine Ecke verkriechen zu wollen. Er wurde von den Wärtern in seine Zelle gejagt, und dort unter dem fortwährenden Beifallsgeschrei der Zuschauer eingeschlossen. Mehr Mühe kostete es, den Affen einzufangen. Man hielt ihm süße Früchte vor; aber er wollte lange nicht kommen. End-

lich kletterte er doch herunter, und wurde in dem Kasten wieder fortgetragen.

* * *

Der Abend kam heran; und nun sollten die letzten und interessantesten Theile des Schauspiels aufgeführt werden. Die beiden Thore wurden geöffnet, und zwei Elephanten von ungewöhnlicher Größe von ihren Karnak's (Wärtern) hereingebracht, und zu beiden Seiten des Hofes aufgestellt. Durch das Zurufen ihrer Führer gereizt, begannen die Thiere vor Kampflust zu schreien; und nach kurzer Zeit gingen sie wüthend auf einander los. Das Splittern ihrer zusammenstoßenden Zähne, das Donnern des Erdbodens, der unter den Stößen ihrer kolossalen Füße erzitterte, die fürchterlichen Schläge, welche sie einander mit ihren Rüsseln versetzten, ihr gräßliches Geschrei, dazu das Brüllen der in den Käfigen eingesperrten Bestien, — alles das machte einen solchen Eindruck, daß die Zuschauer in Angst geriethen.

Der stärkere der beiden Elephanten trieb seinen schwächeren Gegner zurück, und dieser stürzte in den Teich, der sich in der Ecke des Hofes befand. Allein er raffte sich bald wieder auf, und begann, durch den Zuruf seines Führers ermuthigt, von neuem den Kampf. Weil aber der andre Elephant am Rande des Teiches stehen blieb, und die beiden Thiere einander nicht mehr mit Rüsseln und Zähnen erreichen konnten, so sogen sie die Rüssel voll Wasser, und bespritzten einander. Endlich stieg auch das stärkere Thier in den Teich, und vertrieb seinen Feind aus demselben. Da ihre Wuth immer mehr zunahm, so würden sie sich einander aufgerieben haben, wenn nicht zuletzt der Fürst ein Zeichen gegeben hätte, sie zu trennen. Die Führer, welche, trotz der augenscheinlichen Lebensgefahr, ihre Thiere nicht verlassen hatten, warfen ihnen jetzt starke Seile um die Hinterfüße; und durch die vereinte Anstrengung vieler Menschen wurden die vor Wuth schäumenden Kolosse auseinander gebracht, ehe einer von ihnen schwer verwundet war. Der schwächere ließ sich gerne von dem Platze treiben; aber das siegreiche Thier konnte man lange nicht besänftigen; auch war es so erhitzt, daß es höchst gefährlich schien, sich ihm zu nahen. Endlich brachte es der Wärter durch Schmeicheleien dahin, daß es sich wegführen ließ.

* * *

Statt seiner erschienen nun drei Elephanten des Fürsten, welche zur Jagd abgerichtet waren*). Sie wurden neben einander gestellt,

---

*) Elephanten, welche zur Jagd auf den Tiger verwendet werden sollen, müssen dazu erzogen werden; auch kann man nur starke männliche Elephanten dazu brauchen. Der

gerade vor das Gewölbe, in welches sich der **Tiger** mit dem getödteten Büffel zurückgezogen hatte*). Die Knechte öffneten die Thüre des Gewölbes, und eilten dann hinweg. Nur einer blieb zurück, versteckte sich aber hinter die Thüre, und warf von da aus den auf der Mauer stehenden Männern das Seil zu, an welches der eiserne Kloben gebunden war. Diese banden Feuerbrände daran, welche sie durch Hin- und Herschwingen in das Gewölbe zu schleudern suchten. Der Tiger erhob beim Anblick der brennenden Holzstücke ein fürchterliches Geheul, und fuhr heraus. Der hinter der Thüre versteckte Knecht schlich nun eilig in das leere Gemach, warf die Thüre zu, und verriegelte sie von innen. In demselben Augenblick gaben die Führer den Elephanten ein Zeichen, und munterten sie zum Angriff auf, worauf sie alsbald unter furchtbarem Geschrei auf den Tiger losgingen. Dieser kehrte um, und wollte sich in seine Kammer flüchten; aber der Knecht schob innen die Riegel vor.

Als der Tiger sich den Rückzug abgeschnitten sah, eilte er in ein Eck, und erwartete dort mit grimmigem Gebrüll den Angriff seiner drei mächtigen Feinde. Diese aber wagten es nicht, das Thier in der Ecke anzugreifen; und der Tiger machte Miene, dem ersten, welcher ihm nahen würde, auf den Rücken zu springen. Da zündeten die Knechte einen Bund Stroh an, und warfen ihn auf das Raubthier herab, welches sein Versteck verlassen mußte, und schreiend auf den nächsten Elephanten losstürzte. Der aber hatte den Rüssel hoch emporgehoben, und traf den Tiger mit einem so fürchterlichen Schlage, daß er zu Boden stürzte, und wie todt liegen blieb. Der Elephant schritt heran, um ihn mit seinen Füßen zu zertreten, als plötzlich der Tiger wieder aufsprang, und zwischen den Beinen des ersten Elephanten hindurch auf den Rücken des andern sprang. Dieser stieß ein Angstgeschrei aus, und warf sich zu Boden, um des fürchterlichen Feindes, der ihm das scharfe Gebiß in das Genick einsetzte, los zu werden. Das aber war-

---

Elephant scheut den Tiger; selbst der Anblick eines todten Tigers ist ihm zuwider. Um ihn zum Kampfe mit dieser greulichen Katze zu ermuntern, läßt ihn sein Führer Anfangs auf ein Tigerfell treten, und es mit den Stoßzähnen zerreißen. Sodann verbirgt man einen Knaben in dem Fell, oder, wenn man den Elephanten wirklich zum Angriff kommen lassen will, ein lebendiges Kalb, welches er dann zertritt. Endlich lernt er auch einen lebendigen Tiger angreifen. Einen todten Tiger will er durchaus nicht auf seinem Rücken tragen. Dieß kommt wohl daher, daß er sich gegen den Tiger nicht vertheidigen kann, wenn ihm derselbe auf den Rücken gesprungen ist.

*) Wenn der Tiger seine Beute ungestört verzehren kann, so steckt er erst den Rachen in den Leib derselben, und schlürft das warme Blut ein; dann zerreißt er sie, und frißt vom Fleisch, was ihm beliebt.

tete der Tiger nicht ab; er ließ den zweiten Elephanten los, und sprang gegen den dritten an, der seinem Gefährten zu Hülfe kam. Die Karnaks flüchteten vor dem Grimme des Tigers; aber der Fürst, welcher seine Elephanten in Gefahr sah, dem Tiger zu unterliegen, rief ihnen drohend zu, sie sollten ihre Pflegbefohlenen nicht verlassen. Der zuletzt angefallene Elephant aber, obwohl der schwächste unter den dreien, wußte sich selber zu helfen. Das kluge Thier zog den Rüssel zwischen die Zähne zurück, faßte damit den anspringenden Tiger, und schleuderte ihn hoch in die Luft. Der harte Sturz raubte dem Tiger abermals die Besinnung; und der erste Elephant trat auf ihm mit seinen plumpen Füßen herum. Der furchtbare Schmerz weckte die Bestie aus der Betäubung. Er biß den Elephanten wüthend in den Fuß, so daß er sich schreiend zurückzog. Aber jetzt faßte ihn wieder der Rüssel eines andern Elephanten, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt an die Erde, daß er ohne Regung liegen blieb. Die Füße der Elephanten vollendeten das grause Geschäft, und zerstampften ihn. Aber auch zwei von ihnen waren schwer verwundet; und trotz des ungleichen Kampfes hatte der Tiger sein Leben sehr theuer verkauft.

Die Dämmerung brach jetzt an, und die Zuschauer verließen die Plätze, auf denen sie mit den wilden Thieren um die Wette geschrien und gebrüllt hatten. Die beiden verwundeten Elephanten ließen ihre Wuth an dem getödteten Feind aus, durchbohrten ihn mit ihren Zähnen, und warfen ihn noch einige Male in die Höhe. Endlich schien ihre Rachgier befriedigt zu seyn, und sie ließen sich gerne von ihren Karnaks die Wunden verbinden. Derjenige, welcher den Biß in den Vorderfuß erhalten hatte, war für längere Zeit zum Dienst unbrauchbar. Bei dem andern zeigten sich zwar am Genick tiefe Bisse und schmerzhafte, durch die Krallen des Tigers verursachte Risse; doch ließen dieselben durchaus keine nachtheiligen Folgen erwarten. Dennoch verrieth dieser die meiste Scheu vor dem Tiger, und wollte vor dem Leichnam fliehen, so oft an demselben ein Glied bewegt wurde. Die Karnaks erklärten einstimmig, dieses Thier sey zu jeder ferneren Jagd untauglich; und der Fürst gab Befehl, noch einige Versuche mit dem eingeschüchterten Elephanten anzustellen, wenn sich aber seine Furcht durchaus nicht beseitigen ließe, sollte man ihn als Lastthier verkaufen. (Dieß soll auch späterhin geschehen seyn.)

* * *

Als der russische Graf mit seinen Begleitern sich von dem indischen Fürsten beurlaubte, lud sie dieser zu einer Tigerjagd ein. Der Graf nahm die Einladung an, und fand sich mit seinem Arzt und dem Steuermann Stolpe nebst zwei Bedienten am folgenden Tage Abends

um 10 Uhr an dem von dem Fürsten bezeichneten Platze, vor einem Thore von Benares ein. Hier waren bereits mehr als 150 Menschen versammelt, welche das gefährliche Abenteuer mitbestehen wollten oder mußten. Der Fürst bestieg seinen Lieblingselephanten; auf einem andern nahm der Graf mit dem Arzt und dem Steuermann Platz. So ging der Zug, die Elephanten voran, hinein in die grüne, wohlbebaute Ebene von Benares.

Nach Verfluß von sechs Stunden kamen die Jäger an die ersten Hügel des Gebirges, welches die Flußthäler des Ganges und des Jumna von einander scheidet. Die Hügel waren mit stachlichtem Gestrüpp bewachsen, und konnten, da sich nirgends Wege fanden, nur mit großer Anstrengung erstiegen werden. Als man die Höhe erreicht hatte, übersah man eine weite Ebene, die sich im Hintergrunde allmählich gegen die Berge erhob. Hie und da standen Ruinen alter Gebäude, zwischen dem Gesträuch auch einzelne verkrüppelte Kokos-, Sago- und Areka-Palmen, auch etliche große Brodfruchtbäume, lauter Ueberreste von der frühern Cultur dieser Gegend.

Auf einem freien Platze machte die Karawane Halt, und bereitete sich zum Frühstück. Die Diener fingen an den Platz zu reinigen; da stieß einer einen lauten Schmerzensruf aus, und streckte die rechte Hand schaudernd von sich. Ein fast fußlanges, schwarzes Insekt hielt sich mit den Füßen und einer Art von Scheren an die Hand des Menschen geklammert. Die Dämmerung gestattete nicht, genau zu sehen, was es war; und ehe man eine Fackel herbeibringen konnte, hatte er das giftige Gewürm bereits weggeschleudert. Aber die Folgen seiner Verwundung zeigten sich schnell an ihm. Man brannte zwar die Wunde aus, legte Erde darauf, und der russische Arzt gab ihm Eau de Luce, eine mit Kalk aus Salmiak gezogene Säure, welche das beste Mittel gegen den Biß der Schlangen und den Stich der Skorpione und Tausendfüße seyn soll. Dennoch fiel der Mensch, nachdem seine Hand und bald auch sein ganzer Arm hoch angeschwollen war, in Convulsionen; und die Zähne wurden ihm so heftig zusammengepreßt, daß man sie nur mit Gewalt öffnen konnte. Der arme Bursche litt unsägliche Qualen, und wurde wahrscheinlich erst lange nachher ganz wieder hergestellt.

Der Fürst befahl den Dienern, zu Pferde zu bleiben, bis der Tag völlig angebrochen seyn würde. Jetzt sah man auf dem ziemlich kahlen, mit großen Steinen bestreuten Platz eine Menge von Skorpionen und Tausendfüßen umherkriechen. Die giftigen Insekten hatten zum Theil eine fürchterliche Größe. Man sah welche, die einen Fuß lang waren. Die Tausendfüße haben eine besonders abschreckende Gestalt. Ihr lang-

gestreckter, einer ungeheuren Raupe ähnlicher Körper, die beiden abscheulichen Freßzangen und der geschwinde Lauf, alles gibt dem gefährlichen Geschmeiß ein höchst widerliches Ansehen.

* * *

Man hatte eiligst den Platz verlassen, nachdem die Diener eine große Menge des giftigen Gewürms vernichtet hatten, und traf jetzt auf einige Abgeordnete der Treiber, arme Soudras und Parias*), welche das gefahrvolle Geschäft um einen geringen Lohn übernommen hatten. Sie waren schon sämmtlich an ihre Posten vertheilt; und der Fürst billigte alle ihre Anordnungen. Die Jäger wurden nun in Haufen von je 20—25 Personen an den Ausgang der Gebüsche gestellt, und jedem Haufen ein oder zwei Elephanten beigegeben. Diese witterten schon die Nähe ihrer Feinde, und waren nur mit Mühe auf die angewiesenen Punkte zu bringen.

Die Treiber zündeten hie und da das Gesträuch durch hineinge-

---

*) Diese bilden die geringste Kaste in Indien. Im Gesetzbuch des Menou heißt es von ihnen: „Niemand soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel gibt, der reiche sie ihnen in Scherben. Ihre Kleider sollen die Mäntel der Verstorbenen seyn, ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihre Zierathen verrostetes Eisen. Keiner darf zur Nachtzeit in einer Stadt gesehen werden. Sie sollen unstät von einem Orte zum andern ziehen." — Sie wohnen in Hütten, so ärmlich und klein, daß man kaum hineinkommen kann. Man meidet die Begegnung mit ihnen; ja man scheut sogar ihren Athem. Wenn ein Paria mit einem Hindu spricht, so muß er die Hand vor den Mund halten. — Gewöhnlich liegen ihre Dörfer in sumpfigen, oder durch Wälder und Bergklüfte unzugänglichen Thälern. Nähert man sich ihnen, so entfliehen diese elenden, nackten, schmutzigen, fast ganz schwarzen Menschen mit großem Geschrei; denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, wenn sie andern Menschen in's Angesicht schauen. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Höhlen; dann wirft man ihnen, wie den Thieren, Reis hin oder andre Speise.

Auffallend ist es, daß die Bewohner Indiens, welche so grausam gegen ihre Brüder sind, so viel Mitleid mit unvernünftigen Thieren beweisen. Sie bauen sogar Verpflegungshäuser für alte und kranke Thiere. Ein solches findet sich z. B. in Surate für kranke Kameele, Ochsen, Affen, Schildkröten ꝛc. Aber dieß erklärt sich aus ihrem Glauben an eine Seelenwanderung. Sie meinen, in jedem Thiere sey die Seele eines abgeschiedenen Menschen. Die Wohlthaten, welche sie den Thieren erzeigen, gelten also eigentlich verstorbenen Menschen. Darum ist es in Indien gefährlich, gewisse Thiere zu tödten. Dieß erfuhr einmal ein Franzose, welcher allein auf die Jagd ging, und nahe bei der Wohnung eines Hindu einen Falken erschoß. Der Hindu drang alsbald wüthend auf ihn ein, schrie: Du hast meine Mutter getödtet; du mußt sterben! und suchte den Fremdling zu ermorden. Dieser aber hatte Witz und Geistesgegenwart genug, den Tobenden zu beruhigen, indem er ihm einen Papagei zeigte, den der Falke so eben getödtet hatte, und sprach: Dieser Papagei war meine Großmutter; und ich mußte ihren Tod an dem Falken rächen.

worfene Raketen und Schwärmer an. Dazu schlugen sie Trommeln und schrien, so laut sie konnten. Dazwischen hörte man den Knall der Flinten. An allen Orten stiegen Rauchsäulen gen Himmel; und der starke Wind jagte ein Feuermeer über die Ebene. Die in den Gebüschen verborgenen Thiere geriethen in Furcht, die stärkeren in Wuth. Flüchtend vor dem Lärm, der ihren Schlupfwinkeln, namentlich dem verfallenen Gemäuer, immer näher kam, zogen sie sich mehr und mehr nach der Seite herüber, wo die Jäger mit gespannten Büchsen auf sie warteten. Man hörte ihr gräßliches Geheul, welches dem Rande des Gestrüpps immer näher kam. Die Elephanten wurden unruhiger. Eine Menge Wild brach aus dem Walde hervor. Man ließ die armen, geängstigten Thiere entrinnen, und wartete auf größere und gefährlichere Gegner, die denn auch nicht lange ausblieben.

Plötzlich rief der Karnak, der unten zwischen den Füßen des Elephanten stand, er sehe einen Tiger, der sich zum Sprung bereit mache. Es war ein mächtiges Thier, welches sich nach Art der Katzen auf den Bauch legte, und mit dem gelenkigen Schwanze sich die beiden Seiten schlug. Die glühenden Augen fest auf den Elephanten gerichtet, auf welchem der Graf mit seinen beiden Begleitern saß, sprang es mit einem furchtbaren Satz heulend aus dem Gebüsch hervor, gerade auf den Elephanten los.

Festen Fußes erwartete dieser seinen grimmigen Feind. Den Rüssel zum schweren Schlage gehoben, ließ er den Tiger heranspringen, ohne vom Platze zu weichen. Der Graf feuerte nach dem Raubthier in dem Augenblick, wo es zum Sprung ansetzte; nach ihm schoßen auch der Arzt und der Steuermann. Allein keiner mußte es gefährlich getroffen haben; denn mit dem dritten Sprung war es schon vor dem Elephanten. Da fiel ein schwerer, schmetternder Schlag des Rüssels. Der Tiger stürzte zur Erde. Aber ehe der Elephant Zeit zum zweiten Schlage hatte, oder sich wenden konnte, war der Tiger unter einem betäubenden Geheul wieder auf den Beinen, und sprang dem Elephanten auf den Rücken, so daß er den Grafen, der entsetzt sich aufrichtete, mit der Tatze erreichen konnte. Er machte Miene, einen Schlag nach ihm zu führen. Doch Stolpe kam ihm zuvor; er hatte den Säbel gezogen, und that mit Anstrengung all seiner Kraft einen Hieb nach dem an den Hals des Elephanten sich anklammernden Tiger.

Dieß alles war die Sache eines Augenblicks. Man muß sich noch dazu denken, daß der Elephant, als er den Tiger auf seinem Rücken wußte, sogleich scheu wurde, vor Angst schrie und sich zu Boden warf, um seinen Feind zu zerquetschen. Stolpe stürzte besinnungslos neben dem Tiger zur Erde. Der Graf hatte sich auf der andern Seite vom Rücken

des Elephanten geflüchtet; und der Arzt war ihm, unfreiwillig, in diesem Rettungsversuch vorangegangen; er war nämlich herabgestürzt.

Als der Steuermann einige Zeit nach seinem schweren Falle wieder zu sich kam, spürte er eine heftige Betäubung und große Schmerzen im Kopfe. Auch die Schulter that ihm sehr wehe. Er sah, daß seine Kleider zerfetzt waren, Haut und Fleisch bis auf den nackten Knochen zerrissen; und nun erst erinnerte er sich an den furchtbaren Gegner, mit welchem er in Kampf gerathen war. Seine Betäubung nahm jedoch in diesem Augenblick wieder so überhand, daß er abermals die Besinnung verlor.

Als er wieder erwachte, sah er den Arzt vor sich stehen, der von seinem verwundeten Gesicht immer neue, nachquellende Blutstropfen abzuwischen hatte, und eben im Begriff war, dem Freunde über die zerrissene Schulter einen Verband zu legen. Seitwärts bemühte sich der Karnak, den Elephanten zu beruhigen, der noch immer Lust zeigte, die Flucht zu ergreifen. Der Graf stand rechts hinter einem Baum, und hielt mit den übrigen Jägern die Büchse bereit.

Nun, jetzt macht er doch die Augen wieder auf! hörte Stolpe den Doktor frohlockend rufen; es hat also mit der Wunde nicht viel zu bedeuten; die Bestie hat ihm mit ihren höllischen Krallen bloß ein tüchtiges Loch in die Haut geschlitzt. — Allerdings, mein lieber Doktor, sprach der Steuermann; es wird hoffentlich weiter nichts auf sich haben; doch habe ich genug an diesem Loch in meiner Haut. — Sieh da, mein tapferer Freund, sagte der Arzt sehr erfreut, du bist ja wieder bei Besinnung; wie befindest du dich? — Ziemlich schlecht; mein Kopf muß in den Rachen des Tigers gerathen seyn; so schmerzt er mich. — Nicht doch, Stolpe; du fielst zwar etwas hoch und unsanft zur Erde; aber es ist kein Schaden an deinem Kopfe zu entdecken.

Stolpe sprang jetzt auf, und sah verstört nach allen Seiten. Der Doktor errieth, was sein Freund suchte, und zeigte ihm den todten Tiger, der von den Füßen des Elephanten zerstampft war. Stolpe's Hieb hatte dem Raubthier den Kopf zerspalten, so daß es sogleich sterbend zur Erde gefallen war. Doch hatte es ihn noch mit der Tatze erreicht, und durch einen Schlag die Schulter verletzt und zerrissen. Er legte den zerrissenen Rock wieder an, war aber nicht im Stande, thätig an der Jagd Antheil zu nehmen.

Es wurden siebzehn Tiger, fünf Leoparden, zwei Karakals, dazu eine Menge Hirsche, Schweine, Antilopen, Gazellen und andres Wild erlegt. Aber auch eilf Menschen waren verwundet, und drei getödtet worden. Einen Diener und einen Paria hatten die wilden Thiere zerrissen; und als die Parias nach der Jagd die Plätze durchsuchten, wo das

Feuer am meisten gewüthet hatte, fanden sie in einem Haufen glühender Asche einen verbrannten menschlichen Leichnam.

* * *

Der Fürst näherte sich jetzt mit den Jägern den Ruinen, um diese zu durchsuchen und zu säubern. Eine halb eingestürzte Treppe von Granit führte zu einer Erhöhung, auf welcher sich hohe Säulen und Wände zeigten, mit sonderbaren Bildern und Zeichen bemalt. Sowohl rechts als links von diesen großartigen Ruinen befinden sich viereckige, mehrere hundert Fuß breite und lange Teiche, mit Mauern von Granit eingefaßt. Diese Teiche waren zum Theil von Rotang und andern Rohrgattungen überwachsen; aber in der Mitte glänzte noch ein schöner, heller Wasserspiegel. Die Quader, aus welchen die etwa acht Fuß hohen Mauern bestanden, waren glänzend polirt, als wenn sie erst gestern unter den Händen der Arbeiter gewesen wären. Auch die Treppen zeigten eine bewundernswerthe Glätte.

Das alte Gebäude war ein längliches Viereck mit acht majestätischen Thoren. Jedes dieser Thore besteht aus vier Säulen; und jede Säule ist von der andern zwölf Fuß entfernt. Im Inneren des Tempels, der mehr als 150 Fuß lang und fast 80 Fuß breit ist, war ein dichter Wald gewachsen. Hundertjährige Bäume hatten den Boden zersprengt, und die Steinplatten, mit welchen er einst belegt gewesen war, auf die Seite und übereinander geschoben. Es herrschte hier eine feierliche Stille; und wenn auch eine Menge von Raubthieren in den Umgebungen gehaust hatte, den Tempel selbst schien keines zu seinem Schlupfwinkel gewählt zu haben. Nirgends sah man Knochen oder andre Reste, wie sie die Tiger von ihrem Fraße übrig lassen. Nichts Lebendes ward hier erblickt; und nur die Gewebe ungeheurer Spinnen, mit Beinen, die länger als ein Schuh waren, und mit einem Körper, welcher die Größe eines Gänse-Ei's hatte, hingen hie und da zwischen den stachlichten Stämmen der Waldbäume.

Durch dieses Dickicht sich hindurchzuarbeiten, hätte nur äußerst mühsam und mit dem Verluste der Kleider geschehen können. Die Parias hatten jedoch bald einen Weg gefunden, auf welchem man zu dem allerheiligsten Theile der Pagode, wo einst das Götzenbild gestanden, gelangen konnte. Man folgte ihnen, und schritt außen auf der Treppe weiter, die sich rings um das viereckige Tempelgebäude zog. Endlich erblickte man eine mit prachtvoller Bildhauer-Arbeit verzierte Nische, auf deren Boden niedriges Gras wucherte. Man sah noch einige von den rothen Granitplatten, mit welchen er belegt war. Eine tiefe Stille herrschte auch hier, nur von dem Rauschen der Bäume unterbrochen, deren Wipfel der Wind schüttelte; und aus der Ferne hörte man das

Krachen und Prasseln der Flammen, die in den dürren Gebüschen fortwütheten.

Einige arme Parias waren bis zu der Nische durchgedrungen, eilten aber plötzlich, mit allen Zeichen eines großen Schreckens, zurück, und zeigten zitternd nach der Nische. Die Jäger schritten vorsichtig näher: da bot sich ihnen ein eben so schrecklicher als interessanter Anblick dar. Eine kleine Vertiefung von 2—3 Fuß, welche mit weichem Gras und Moos überwachsen war, und vielleicht zum Fundament des Götzenbildes gedient hatte, beherbergte eine jener entsetzlichen Amphibien, welche, obwohl in der Art sehr von einander verschieden, bloß nach ihrer furchtbaren Größe mit dem gemeinschaftlichen Namen Riesenschlangen benannt werden. Das hier liegende Thier mußte wenigstens eine Länge von 25 Fuß haben; und sein Umfang war dem eines ausgewachsenen Menschen gleich. Das gräßliche Geschöpf hatte wahrscheinlich erst vor kurzer Zeit einen ungeheuern Fraß zu sich genommen; denn es lag regungslos still, in eine mächtige Spirale zusammengewunden, gleich einem dicken Ankertau auf dem größten Linienschiff. Das Ungethüm war keineswegs häßlich. Die eiförmigen Flecken auf dem Rücken waren goldgelb, oder röthlich, mit Weiß eingefaßt; andere waren kastanienbraun, mit schwarzen oder hochrothen Punkten, so daß sie die Gestalt von Augen hatten, wie sie auf dem Pfauenschweif glänzen. Alles war so symmetrisch geordnet, daß es das Ansehen eines Kunstwerks hatte. Der Leib der Schlange war aschgrau und mit Schwarz marmorirt.

Das Thier schien jetzt aus seinem Schlummer zu erwachen; es richtete den Kopf empor, welcher dem Kopf eines Hühnerhundes glich, und sah die Jäger, welche, etwa 15 Schritte von ihm entfernt, auf einer umgestürzten Säule standen. Sogleich begann es sich vorwärts zu bewegen, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß es nur dem Doktor, der seine Büchse schon angelegt hatte, gelang, ihm eine Kugel beizubringen. Die Schlange fühlte sich verwundet, und stieß ein durchdringendes Zischen aus, indem sie rachgierig den Kopf erhob, um nach ihrem Feinde zu sehen. Doch jetzt begann das Schießen von allen Seiten. Die Bewegungen des Ungeheuers wurden aber so gewaltsam, daß man genöthigt war, den inneren Raum des Tempels zu verlassen, und nur von außen zuweilen noch Schüsse nach ihr zu senden. Tödtlich verwundet, kämpfte die Riesenschlange noch eine ganze Stunde; endlich lag sie still und sterbend in den Mauern, die sie bisher beherrscht, und in denen außer ihr kein andres Geschöpf gewohnt zu haben schien. Jetzt wagte man wieder, zu ihr hinein zu gehen, doch nur furchtsam und vorsichtig; denn sie bewegte sich noch immer; und

das Leben schien nur zögernd aus ihrem langgestreckten, riesigen Leibe zu entfliehen.

Als sie endete, verbleichten die lebhaften Farben ihrer Haut; doch war diese auch jetzt noch so schön, daß der Fürst den Parias befahl, sie dem Thiere abzuziehen. Darauf ließ er die Elephanten zu den Teichen treiben, um sie mit dem reinen und frischen Wasser derselben zu tränken. Alligatoren zeigten sich nicht darin.

Die Gegend um den Tempel war weithin mit Ruinen bestreut. Vor alten Zeiten mochte hier eine Stadt gestanden seyn. Aber die Gebäude, welche die Pagode umgaben, waren aus keinem so dauerhaften und den Stürmen der Zeit und des Wetters so fest und unzerstörbar trotzenden Stoffe geformt; sie lagen in Schutt; und nur wenige Spuren bewiesen, daß hier ehedem Menschen gewohnt hatten. Was noch davon stand, mußte bald dem übermächtigen Einfluß einer zerstörenden Vegetation unterliegen.

Die steigende Hitze gebot jetzt Ruhe. Erst als am Nachmittag kühlere Lüfte wehten, setzte sich der ganze Trupp der Jäger in Bewegung, um nach Benares zurückzukehren, wo man nach einem anstrengenden Marsch am Morgen des nächsten Tages wieder eintraf.

109.

Dort und hier.

Es hat aus der Naturgeschichte des Nachbars Heinrich mir
Gelesen seltsame Berichte von fremder Länder Zier,
Von Thieren, Vögeln, Bäumen, so schön, so groß!
Die seh' ich nun in allen Träumen, daß es mich fast verdroß.

Dort sind nicht grau die Papageien, wie hier die Nachtigall;
Doch auch nicht lieblich ist ihr Schreien, wie meiner Freundin Schall.
Und bunt, wie jene Schreier, sind hier im Keim
Die Vögel auch, so lang als Eier das Nest sie hält geheim.

Dort blühen purpurn ganze Bäume, wie hier der türk'sche Klee,
Indeß der Lenz auf Gartenräume hier streut einfärb'gen Schnee.
Doch hab' ich hier auch selber geseh'n die Flur
Voll bunter Bäume, roth und gelber, ein wenig später nur.

Nach goldnen Früchten möcht' ich langen die Palmen dort hinan;
Doch silbern ringeln sich die Schlangen, und droh'n mit gift'gem Zahn.
Unschuldige Blindschleichen, die Thau ihr trinkt,
Vor euch brauch' ich nicht zu entweichen, wo mir die Brestel winkt.

Und von der wilden Thiere Rotten erscheinen Jahr um Jahr
Hier einige, um sich verspotten zu lassen ohne Fahr.
Es hat der Bär im Tanze mir kaum behagt,
Noch minder mit dem Wickelschwanze der Aff mir zugesagt.

Ich will mich trösten, daß mit Brüllen und Heulen Wald und Schlucht
Hier Wolf und Löwe nicht erfüllen, wenn man die Himbeer sucht.
Sie haben sich, bezwungen vom Menschenbund,
Hier zahm zu uns in's Haus verdungen, geschrumpft als Katz' und Hund.

Es ist ihr Stolz, mit mir zu spielen; sie lecken mir die Hand.
Und was betrifft die andern vielen, die's hier nicht gibt im Land:
Ist die Naturgeschichte doch dazu da,
Wo ich im Winter oft beim Lichte die Tafeln mir besah.

110.

Der Elephant.

Die Gestalt des Elephanten, des größten aller Landthiere, ist eben nicht die schönste. Der unförmliche, drei Zentner schwere Kopf, die großen Ohrlappen, die einem erwachsenen Menschen von den Füßen bis zu den Schultern reichen, der fast ganz steife Hals, die lange Nase und die plumpen Füße, deren Sohlen eine fast ellenlange Fährte zurücklassen, machen mit den kleinen Augen und dem unbedeutenden Schwanze kein anmuthiges Ganzes aus. Doch hat diese fürchterliche Fleisch- und Knochen-Masse bewundernswerthe Eigenschaften. Die kleinen, aber ausdrucksvollen Augen haben Wimpern, welche, wie bei dem Menschen, dem Affen und dem Strauß, mit Haaren besetzt sind. Das Gehör des Elephanten ist fein und scharf. Die Ohrlappen, welche er wie einen Fächer bewegen kann, dienen ihm, die Augen auszuwischen, und sie vor Staub und Insekten zu bewahren. Sein Rüssel, der aus mehreren Tausenden kleiner Muskeln besteht, ist eigentlich eine verlängerte Oberlippe oder Nase, welche das Thier bis auf drei Ellen ausstrecken und auf eine einziehen, auch nach allen Richtungen drehen und wenden kann. In demselben sind die Gänge zum Riechen und Athmen. Mit dem fingerförmigen Anhange des Rüssels kann er die kleinsten Geldstücke aufheben, die verflochtensten Knoten auflösen, Blumen pflücken, Schlüssel im Schloß umdrehen, Riegel zurückschieben, Pfropfen aus den Flaschen ziehen, Düten öffnen, ja sogar Buchstaben malen. Daß die Werkzeuge zum Athemholen so lang sind, ist für ein so schwerfälliges Thier, dem öfteres Baden Bedürfniß ist, eine große Wohlthat, weil

es sonst leicht im Wasser ersticken würde. Der Schwanz ist mit Borsten besetzt, und endigt sich in einen Büschel von Haaren oder vielmehr Stacheln, die wie Eisendraht sind, und von den Hindu's als Tabakräumer benützt werden. Der ganze Schwanz wird als Fliegenwedel, auch als Haarputz gebraucht. Der Elephant hat nur zehn Zähne, von denen die beiden Hauzähne an der oberen Kinnlade eine Länge von etlichen Schuhen, und eine Schwere von 50—200 Pfunden erreichen. Sie sind dem Thiere selbst so beschwerlich, daß es gern in die Mauern seines Gefängnisses Löcher bohrt, um die Zähne auflegen zu können. Mancher Elephant wird 120 Zentner schwer. Die haarlose, schwielenvolle Haut gleicht fast der Rinde einer alten Eiche, und bedarf des öfteren Badens und Waschens, damit sie nicht aufspringt und sich abschält. Hie und da, besonders hinter dem Kopfe, in den Ohren und am Innern der Füße, sind starke Borsten. Unter der ersten, fingerdicken Haut hat er eine sehnichte Fleischhaut. Aber so gut und dicht auch dieses Kleid ist, so schützt es ihn doch nicht vor Mückenstichen. Er macht tausend Versuche, diese lästigen Gäste abzuwehren. Bald schlägt er sie mit dem Rüssel, bald mit den Ohren todt; bald runzelt er seine Haut in eine Menge Falten, um sie zu zerquetschen; bald verfertigt er Fliegenwedel aus Zweigen und Strohbüscheln; bald bestreut er, nach dem Bade, die empfindlichsten Stellen mit Sand.

Die Erde zittert unter seinem G a n g e; doch hat er, ungeachtet seiner Schwere, einen raschen Trab, und holt einen Menschen leicht ein. Da er sich aber nicht schnell umzukehren vermag, so kann man ihm durch Seitenwendungen entgehen. Wenn man in der Gesellschaft eines Elephanten einen Fluß zu passiren hat, so ladet man ihm alles Gepäck auf, und die Menschen hängen sich an seinen Schwanz und seine Ohren. Mit dieser ganzen Last schwimmt er glücklich hinüber, indem er den Rüssel in die Höhe hält.

Seine N a h r u n g besteht aus Wurzeln, Blättern, zartem Holz, Obst, Korn, Reis. Fleisch genießt er nie. Das größte Feld können einige Elephanten in wenigen Stunden zu Grunde richten. Sie zertreten noch mehr, als sie fressen, obgleich sie zu einer einzigen Mahlzeit wohl 150 Pfund brauchen. Man sucht sie daher durch Feuer, welches sie sehr fürchten, von den Feldern abzuhalten. Beim Fressen im Walde suchen sie sich sorgfältig die reinen und frischen Blätter aus; ehe sie das Gras in's Maul stecken, machen sie erst etwas größere Büschel zusammen. Ihre Erhaltung in der Gefangenschaft ist sehr kostbar und mühsam. Sie haben nicht nur einen gewaltigen Appetit, sondern fordern auch täglich drei Bäder, wobei sie immer den Rüssel füllen und sich selbst begießen. Ihr größtes Vergnügen ist, unterzutauchen,

sich im Wasser zu wälzen und zu spielen. Fehlt ihnen das Wasser, so bedecken sie sich mit frischem Laub, Gras u. dgl.

Die Stärke dieses Thieres ist ungeheuer. Einen Baum sammt der Wurzel auszureißen, ist ihm leicht. Man hat einen gesehen, der zwei zusammengebundene Kanonen, ein Gewicht von 6000 Pfund, 500 Schritte weit trug. Ein andrer transportirte schweres Geschütz über Berge, indem er hinten mit dem Kopfe an dem von Ochsen gezogenen Wagen schob, mit dem Knie aber von Zeit zu Zeit die Lavette stützte. Man hat Elephanten gebraucht, um Galeeren an's Land zu ziehen, und dann sie wieder flott zu machen. Mit einem Stoße durchbohrt der Elephant einen Löwen, macht in die stärkste Mauer eine beträchtliche Bresche oder Sturmlücke; und auf seinem Rücken trägt er einen Thurm mit gepanzerten Männern.

Weiße Elephanten werden sehr hoch geschätzt und gewissermaßen heilig gehalten. Manche von ihnen sollen ein Alter von 300 Jahren erreicht haben. Sie haben im Palaste ihres fürstlichen Besitzers ein prächtiges Zimmer mit vergoldeten Gesimsen, werden von Mandarinen, vornehmen Beamten, bedient, und bekommen ihr Fressen in goldenen Gefäßen. Will der König von Pegu einen Spazierritt machen, so gehen seine vier weißen Elephanten voraus, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Gibt er Audienz, so führt man sie vor; sie machen ihm ihre Reverenz, indem sie den Rüssel aufheben, das Maul aufsperren, drei Laute hören lassen und niederknien. Der König erwidert ihre Complimente mit allem Respect. Nachher führt man die heiligen Elephanten in ihren Stall, gibt ihnen aus goldenen Gefäßen zu fressen, und wäscht sie aus einer ungeheuren silbernen Schüssel, oft zweimal des Tags. Dabei stehen sie unter einem Himmel, der von acht Dienern getragen wird, um sie gegen die Sonne zu schützen. Gehen sie zur Tränke, so marschiren drei Trompeter vor ihnen her. Den Titel: Herr der weißen Elephanten, ziehen indische Fürsten jedem andern vor, und haben schon oft blutige Kriege darüber geführt.

Vor der Erfindung des Feuergewehrs wurden die Elephanten häufig zum Kriegsdienste gebraucht. (S. 1. Makk. 1. u. 6.) Schon durch den Schrecken, welchen ihr Anblick unter Menschen und Thieren verbreitete, halfen sie ihren Herren zum Siege. Aber man band ihnen zuweilen auch Säbel an die Rüssel und Füße, und jagte sie dann unter die Feinde. Auch ließ man sie in Thürmchen oder hinter einer Brustwehre Soldaten tragen, oder leere Behältnisse, um in diese die Gefangenen zu werfen, die sie mit dem Rüssel machten. In der Schlacht bei Arbela im Jahre 331 vor Christus hatte der persische König Darius Codomannus 15 Elephanten, welche aber seinen tapferen

Gegner, den Macedonier Alexander den Großen, doch nicht hindern konnten, zu siegen. — Der indische König Porus, welchen derselbe Alexander bald darauf überwand, hatte einen Elephanten, von dem schier Unglaubliches erzählt wird. Als dieses Thier sah, daß sein Herr durch eine Menge von Wunden ganz entkräftet war, kniete es langsam nieder, um ihn abzusetzen, und zog mit seinem Rüssel die Pfeile aus dem Körper desselben. Da es aber wahrnahm, daß sein Herr gar zu viel Blut verlor und ohnmächtig wurde, hob es ihn wieder auf seinen Rücken, und trug ihn in's Lager.

Seleucus Nikator von Babylon und Baktrien erhandelte von einem indischen Fürsten, gegen Abtretung von Land, 500 Elephanten, mit welchen er den Antigonus schlug. — Demetrius, der Sohn des Antigonus, verlor 20 Elephanten in Macedonien gegen Pyrrhus, den König von Epirus, i. J. 289 v. Chr. Dieser führte sie i. J. 280 nach Italien, wo sie einen unglaublichen Schrecken in dem römischen Heere verbreiteten, und dessen Niederlage bewirkten. Dennoch wollten die Römer den von Pyrrhus angebotenen Frieden nicht annehmen, sondern verlangten, er sollte zuerst Italien räumen. Um indeß die Auslösung der Gefangenen zu bewirken, schickten sie den Fabricius zu ihm. Da der König von der Armuth dieses Mannes hörte, aber auch von dem Ansehen, in welchem er zu Rom stände, wollte er ihn durch Anerbietung großer Reichthümer für seine Dienste gewinnen. Fabricius aber wollte lieber ein armer, freier Römer bleiben, indem er bei seinem unbescholtenen Namen und bei seiner Arbeitsamkeit, die ihm das Nothwendige verschaffte, sich glücklich fühlte. Am folgenden Tage redete der König wieder mit ihm: da trat plötzlich ein Elephant hinter einem Vorhang vor, und umfaßte mit seinem Rüssel den Kopf des Römers. Dieser aber wandte sich ruhig zu dem König und sprach: So wenig gestern dein Geld mich locken konnte, schreckt mich heute dein Thier.

Als Pyrrhus später mit gewaffneter Hand in Argos eindrang, bekam einer von seinen Soldaten, welcher auf einem Elephanten saß, eine gefährliche Verwundung, und stürzte hinunter auf die Erde. Der Elephant bemerkte bald, daß er im Getümmel seinen Herrn verloren hatte, und schlug den ganzen Haufen auf's schrecklichste auseinander, bis er ihn wieder gefunden. Dann hob er ihn mit seinem Rüssel auf, setzte ihn auf seine Zähne, und kehrte mit ihm nach der Stadt zurück.

In der Schlacht, in welcher der römische Feldherr Regulus gefangen wurde, durchbrachen die karthagischen Elephanten das Fußvolk der Römer, und zertraten einen großen Theil desselben, wodurch die römischen Soldaten so muthlos wurden, daß sie in Sicilien zwei Jahre lang es nicht wagten, sich mit dem Hasdrubal und seinen 140 Elephanten

zu messen. Hasdrubal gab, damit nicht die Elephanten im Schrecken und in der Verwirrung das eigene Heer zertraten, den Führern derselben einen Meisel mit einem Hammer, womit sie die Elephanten, wenn sie wild geworden waren, durch einen Schlag in das Rückenmark hinter dem Kopfe augenblicklich tödten konnten. Endlich aber gelang es dem Cajus Metellus, die meisten karthagischen Elephanten zu fangen und nach Rom zu führen, wo er sie von Taglöhnern mit stumpfen Spießen durch den Zirkus treiben ließ, um seinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenstand ihrer Furcht beizubringen.

Cäsar ließ einst zur Belustigung der Römer 20 Elephanten mit 500 Menschen kämpfen. Zur Ehre dieser Thiere und zur Schande der Menschen wird berichtet, daß jene edlen Geschöpfe erst durch tausend Kunstgriffe zu einem so grausamen Schauspiele gereizt werden mußten. Derselbe Cäsar ging zuweilen bei Nacht mit 40 Elephanten aus, die Fackeln tragen mußten.

Zu der Zeit des Kaisers Nero ließ ein römischer Ritter einen abgerichteten Elephanten auf dem Seile tanzen. Auch hatte man damals etliche dieser ungeschlachten Thiere gelehrt, paarweise geordnet, und männlich und weiblich angeputzt, einen Tanz aufzuführen, nicht bloß nach dem Takte, sondern mit Bewegungen, die dem Charakter der Musik angemessen waren. Darnach lagerten sie sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel, und nahmen aus goldenen und silbernen Bechern und Schüsseln bedächtig ihre Mahlzeit ein, mit Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes. — Kaiser Galba ließ, wie Suetonius erzählt, etliche Elephanten so abrichten, daß einer sich krank stellen, und von vier andern in der Sänfte tragen lassen mußte.

Harun al Raschid, der berühmte Kalife von Bagdad, schickte dem deutschen Kaiser Karl dem Großen, zum Beweise seiner Hochachtung, von den Gewanden, Gewürzen und andern Kostbarkeiten des Morgenlandes das auserkorenste zum Geschenk, dazu auch den einzigen Elephanten, den er damals selber besaß. Dieser Elephant, welcher Abulabaz, der Verwüster, hieß, setzte durch seine ungeheure, nie gesehene Größe das Abendland in Erstaunen, und war Karls besonderer Liebling*).

*) Unter den übrigen Geschenken war ein köstliches Zelt, auch eine Uhr aus Messing, auf welcher sich, von Wasser getrieben, ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben so viel ehernen Kügelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen, und durch ihren Fall die Stunden anzeigten, wobei zugleich Reiter, nach der Zahl der Stunden, sich an den aufspringenden Fenstern zeigten. Gewiß ein sehr kunstreiches Werk für die damalige Zeit. Karl erwiderte diese Geschenke mit spanischen Pferden und Mauleseln, mit friesischen Mänteln, die man in jenen Ländern selten und nur um hohe Preise bekam, endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen und Tiger damit zu jagen.

Manchen Fürsten des Morgenlandes leisteten abgerichtete Elephanten ehemals auch Scharfrichtersdienste; sie köpften Verbrecher, oder räderten sie durch Tritte, langsamer oder schneller, je nachdem man es von ihnen verlangte. (III. Makk. 5.)

Beim Schiffbau sind sie sehr nützlich. Eine Menge Balken und Bretter, welche wohl zwanzig Männer nicht von der Stelle bewegen könnten, schleppt ein einziger Elephant an dem Ende des Strickes, mit dem sie zusammengebunden sind, an den bestimmten Ort. Liegt ein Balken im Wege, so hebt er ungeheißen mit dem Fuß das vordere Ende auf, und hilft so hinüber. Stößt er mit dem Balken, den er zieht, an etwas an, z. B. an einem großen Stein, wo ein Ochse mit dummer Ruhe stehen bliebe: so sieht er sich um, woran es liegt, kehrt im Nothfall um, und umgeht den Stein, oder legt seinen Fuß als eine Art von schiefer Ebene hin, und schiebt daran die Last hinauf. Große Tonnen trägt er mit aller Vorsicht; und wenn er sie irgendwo hinlegt, so stellt er einen Stein vor, damit sie nicht weiter rollen. Hat er Waarenballen an einen Ort hinzutragen und auf einander zu schlichten, so thut er dieß mit solcher Bedachtsamkeit, daß er mit dem Rüssel den Ballenhaufen prüft, ob alle Ballen gut auf einander liegen, und die schlecht gelegten wieder aufhebt, und besser zurecht legt. Man darf ihm alles anvertrauen, ohne zu besorgen, daß es naß oder sonst beschädigt werde.

Auch Kinder hat man ihm schon anvertraut. Einst ging in Indien der Wärter eines Elephanten, welcher zum Fortschaffen des Armeegepäcks gebraucht wurde, mit seinem Weibe in den Wald, um Aeste und Laub zum Futter für ihn zu holen. Sie banden ihn so lange an einen in die Erde geschlagenen Pfahl, und ließen unter seiner Aufsicht ein kleines Kind zurück, das noch nicht laufen konnte. Der Elephant war treu in seinem Amte, und wehrte nicht nur von dem Kinde alle Unfälle ab, sondern zog es auch ganz sanft mit dem Rüssel wieder in seine Nähe, wenn es weiter fort kriechen wollte, als der gefesselte Aufseher reichen konnte. Denn außer dem ihm gesteckten Kreise hätte er freilich das Kind nicht mehr beschützen können.

Bei dieser anmuthigen Geschichte fallen mir etliche andre ein, die einige Aehnlichkeit mit derselben haben, und die ich meinen lieben Lesern nicht vorenthalten will. In einer indischen Stadt hatte ein Elephant von einer Gärtnersfrau, so oft er über den Bazar (Markt) bei ihr vorbei zur Tränke getrieben wurde, immer eine Hand voll frischer Kräuter erhalten. Einmal gerieth dieses Thier in Wuth, riß sich los, und rannte über den Markt. Alle Leute flohen; auch jene Gärtnerin lief fort, ließ aber in der Angst ihr kleines Kind zurück. Der Elephant stürzte gerade auf die Stelle zu, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte. Als er aber das arme Kind

erblickte, ward er ruhig, hob mit seinem Rüssel den zitternden Kleinen auf, und setzte ihn unversehrt auf das Dach einer benachbarten Krambude.

Ein Elephantenführer auf der indischen Halbinsel Dekan hatte seinem Thier, um es zu einer ungewöhnlichen, schweren Arbeit aufzumuntern, eine Flasche Rum vorgehalten und zur Belohnung versprochen, aber hernach sein Wort gebrochen. Dafür tödtete ihn der betrogene Elephant. Da lief die Frau zu dem wüthenden Ungeheuer hin, und warf ihm ihre beiden Kinder mit den Worten zu: Bestie, hast du den Vater gemordet, so nimm auch uns das Leben. Alsbald wurde der Elephant stille, faßte den älteren Knaben sanft mit seinem Rüssel, setzte ihn auf seinen Nacken, und duldete hinfort keinen andern Führer als diesen.

Ein Maler wünschte, einen im Thiergarten zu Versailles befindlichen Elephanten in einer ungewöhnlichen Stellung zu zeichnen, nämlich mit aufgesperrtem Maul und emporgehaltenem Rüssel. Um das Thier in dieser Stellung zu erhalten, mußte ihm der Junge des Malers Früchte zuwerfen. Als aber dieser, um das Obst zu sparen, den Elephanten öfters betrog, und auf den Befehl seines Herrn nur so that, als wollte er ihm etwas in's Maul werfen, wurde er endlich böse, und als wüßte er, daß der Maler der Urheber der ihm zugefügten Schmach war, ließ er, statt sich an dem Knaben zu rächen, seinen Zorn an dem Meister aus, nahm Wasser in seinen Rüssel, und bespritzte die angefangene Zeichnung, so daß sie ganz unbrauchbar war.

Noch schlimmer erging es mit diesem sonst so sanftmüthigen Thiere einem andern Menschen, der sich etliche Male geberdete, als wollte er ihm etwas in's Maul werfen, und ihn damit nur neckte. Der beleidigte Elephant ertrug den Spaß nicht lange, sondern packte den muthwilligen Menschen mit seinem Rüssel, und warf ihn so gewaltig nieder, daß er zwei Rippen zerbrach, riß ihn dann unter seine Füße, zertrat ihm ein Bein, und stieß, als wollte er ihn Todesangst leiden lassen, seine beiden Zähne mit großer Gewalt neben ihm in die Erde.

Derselbe Elephant wollte nicht gern an seinem Standort angefesselt seyn; er löste daher die Schnalle eines großen, doppelten Riemens auf, den man ihm um das Hinterbein gebunden hatte. Der Wärter fesselte ihn auf's neue, umwand den Riemen und die Schnalle mit Stricken, und machte eine Menge Knoten darüber. In der Nacht aber löste das Thier mit großer Geduld alle die Knoten auf, ohne weder die Stricke noch den Riemen zu zerreißen, öffnete dann die Thüre, riß eine Mauer nieder, und besuchte die andern Gefangenen im Thiergarten.

Einmal ärgerte ein Soldat einen Elephanten dadurch, daß er ihm nicht aus dem Wege gehen wollte; und das Thier konnte sich für den Augenblick nicht rächen. Als es aber bald darauf den unhöflichen Men-

schen an einem Flusse sitzen sah, umfaßte es ihn mit dem Rüssel, tauchte ihn einige Male in's Wasser, und setzte ihn dann wieder ganz sanft auf die Erde hin.

Plutarch erzählt von einem Elephanten, dem sein Führer in den für ihn bestimmten Reis öfters Erde und Steine mischte, damit er eher satt würde. Das witzige Thier rächte sich dadurch, daß es in das Essen seines Herrn auch einmal eine tüchtige Portion Sandes warf.

Ein Bauer gab einem Elephanten von Zeit zu Zeit einige Feigenblätter. Einmal jedoch wickelte er aus Muthwillen einen Stein in die Blätter, und reichte ihn dem Elephanten hin. Dieser ließ den Stein aus dem Munde fallen, und ging mit seinen Kameraden zur Tränke. Als er aber auf dem Heimwege den Bauern vor seiner Hausthüre sah, ging er von der Seite auf ihn zu, packte ihn mit seinem Rüssel, warf ihn zu Boden, und trat ihn so, daß er seinen Geist aufgab.

So grausam aber auch ein gereizter Elephant werden kann, so weiß man doch von einem, welcher mitleidiger war als der Fürst, welcher auf ihm ritt. In einer indischen Stadt war einmal eine ansteckende Krankheit. Als nun der Fürst auf seinem Elephanten spazieren ritt, brachten die Leute viele Kranke und Sterbende in die Hauptstrasse, um den Fürsten zum Mitleid zu bewegen. Aber der Fürst achtete nicht auf die Kranken, und ritt zu. Was that der Elephant? Er zertrat wohl die armen Kranken? O nein. Vielen half er auf; andre schob er mit dem Rüssel auf die Seite; und über die übrigen schritt er so vorsichtig weg, daß er keinem etwas zu Leide that.

Ein junger Elephant in Ostindien war in einer Schlacht am Kopfe verwundet worden, und wollte sich nicht verbinden lassen. Der Wärter wußte aber der Mutter des jungen Thieres begreiflich zu machen, worauf es ankomme; und diese faßte sogleich das Junge mit dem Rüssel, hielt es trotz seines gewaltigen Schreiens fest, bis es verbunden war, und wiederholte dieß täglich, bis die Wunde geheilt war.

Forbes, in seinen Denkwürdigkeiten des Morgenlandes, rühmt die Gelehrigkeit eines Elephanten, auf welchem er Reisen in Ostindien gemacht. Er erzählt: Wenn ich anhielt, um eine Ansicht zu genießen oder aufzunehmen, so blieb er unbeweglich stehen, bis mein Entwurf vollendet war. Wenn ich reife Mango's (eine ostindische Baumfrucht) wünschte, die zu hoch waren, als daß ich sie erreichen konnte, so las er den vollsten Ast aus, brach ihn mit dem Rüssel ab, reichte ihn dem Führer für die Gesellschaft in der Haudah (dem einem Kutschkasten ähnlichen Sitz auf dem Rücken), und nahm das, was man ihm davon reichte, mit ehrerbietigem Dank an, indem er seinen Rüssel dreimal emporhob, und seine Freude durch ein gewisses Murmeln ausdrückte.

Wenn der Haudah ein Ast in den Weg kam, so schlang er seinen Rüssel um denselben, und brach ihn, wenn er auch noch so groß war, mit leichter Mühe ab. Oft riß er auch einen Zweig mit Laub ab, und schwenkte ihn mit dem Rüssel um sich her, um die Fliegen abzuwehren. Gewöhnlich stattete er während des Frühstücks einen Besuch an der Thüre des Zeltes ab, um Zucker oder Früchte zu bekommen, und sich der Lobreden und Schmeicheleien zu erfreuen, die er verdientermaßen erhielt.

Solche Erzählungen von gezähmten Elephanten liest und hört man wohl gern. Empörend aber ist die Grausamkeit, welche oftmals bei Elephanten-Jagden geübt wird. Die Hottentotten fangen sie auf zweierlei Art. Ein ganzer Kraal (Dorf) zieht aus; und einer von ihnen wirft dem ihnen aufstoßenden Elephanten eine vergiftete Hassagay in den Leib. Dann ist es artig anzusehen, was sie für wunderliche Sprünge machen, wenn das verwundete Thier auf sie zuläuft, um ihnen das Leben zu nehmen. Sie laufen bald gerade fort, bald auf die Seite, und drehen sich so lang und viel herum, bis sie zu ihren Kameraden kommen, welche nun gleichfalls auf das Thier einen Spieß werfen, und dann von ihm verfolgt werden. Das treiben sie so lange, bis das Thier müde wird und flieht. Sie folgen ihm dann von ferne nach; denn sie wissen wohl, daß das Gift bald wirken, und ihnen der Braten nicht entgehen wird. Bisweilen aber müssen sie dem Elephanten mehrere Tage nachlaufen, bis er fällt. Die Hottentotten sagen, es sey lustig anzusehen, was das verwundete Thier für tolle Sprünge macht, wenn es die Hassagay im Leibe empfindet, und den langen Stock sieht. Es fährt entsetzlich umher, um sich desselben zu entledigen; endlich wälzt es sich so lange, bis der Stock abgebrochen ist, was aber natürlich den Schmerz nicht mindert, sondern nur den Elephanten abmattet, und den Jägern Zeit gibt, ihn noch öfter zu verwunden.

Auch in Gruben fangen die Hottentotten die Elephanten. In der trockenen Jahreszeit gehen diese Thiere truppweise hinter einander zu den Bächen, wodurch schmale Wege entstehen. Die Hottentotten machen dann auf einem solchen Wege ein etwa 8 Schuh tiefes und 4 Schuh breites Loch, mit einem zugespitzten Pfahl in der Mitte, und bedecken es mit Zweigen und Sand. Der Elephant, auch wohl das Nashorn, die Antilope und andere Thiere stürzen hinein, und spießen sich. Dann kommt der ganze Kraal, und verzehrt das Thier auf der Stelle.

In Ceylon fängt man die Elephanten auch mit Schlingen von starkem, ungegerbtem Leder. Sobald man nämlich ein solches Thier aufgefunden hat, so greifen es einige zum Schein von vorn an, und bemühen sich, es in ein Gehölz zu locken, wo hohe und dicke Bäume

stehen. Einer von ihnen folgt unterdessen dem Elephanten mit der Schlinge in der Hand, wirft ihm dieselbe mit großer Geschicklichkeit um einen Hinterfuß, windet das andre Ende des Strickes hurtig um einen Baum, und befestigt es mit einem Haken. Der Elephant macht mit Anstrengung aller Kräfte einen Ruck, um den Strick zu zerreißen. Gelingt ihm aber dieß nicht auf das erste Mal, so gibt er sich gefangen. Dann werden ihm andre starke Stricke oder Ketten an die Hinterbeine und um den Hals gelegt; und zwei dazu abgerichtete Elephanten, die man Seelenverkäufer nennt, nehmen ihn in die Mitte. Wenn der Gefangene nicht mit fort will, so halten sie seinen Rüssel mit den ihrigen, und schlagen ihn mit ihren Zähnen, deren Spitzen abgesägt sind. Nach und nach aber wird er durch sein fruchtloses Sträuben so ermüdet, und findet sich durch die Liebkosungen, welche ihm die Seelenverkäufer mit ihren Rüsseln machen, auch durch das ihm von Zeit zu Zeit gereichte Futter und durch die öftere Abkühlung mit Wasser, das man über ihn gießt, so geschmeichelt, daß er in wenigen Tagen zahm wird.

Die kühnsten Elephanten-Jäger sind wohl die Abyssinier. Zwei Männer setzen sich auf ein Pferd, und zwar nackt, damit sie nicht an Aesten hängen bleiben; der vordere hält den Zaum, der hintere ein breites Schwert. Sie reiten auf den Elephanten los mit großem Geschrei, und wenden, wenn er sie verfolgt, sich hin und her; zur gelegenen Zeit aber rutscht der hintere herunter, und versetzt dem Elephanten einen Hieb in die Fersenflechse, worauf das Thier stehen bleiben muß, und sodann von andern Reitern mit Wurfspießen und Lanzen durchbohrt wird. Der Jäger springt wieder auf's Pferd; und sie reiten einem andern nach, wobei sie jedoch oft von Aesten, welche der laufende Elephant zurückschnellen läßt, herunter geschleudert werden. Auch schlägt manchmal der Elephant das Pferd mit dem Rüssel zu Boden; und in der trockenen Jahreszeit hat die Erde so tiefe Risse, daß es leicht stürzt. Dabei geht mancher Jäger zu Grunde. Das Fleisch des erlegten Elephanten schneidet man in lange Streifen, wie Zügel, und trocknet diese an Bäumen, um sie zur Speise während der Regenzeit aufzuheben. Um die kostbaren Elephantenzähne aus den Kiefern zu ziehen, werden die letzteren am Feuer geröstet, bis der hintere, hohle und werthlose Theil des Zahns fast ganz verzehrt ist. Dann lassen sie sich leicht herausnehmen. (Auf dieselbe Weise erlegen die Abyssinier auch Nashörner und Büffel.)

D. Sparrmann aus Schweden fand, auf seiner Reise vom langen Thale nach Sizikamma im November 1775, die Strohhütten der Hottentotten mit großen, langen Stücken Elephantenfleisch bedeckt, das in

3 — 4 Finger dicken und klafterlangen Streifen geschnitten war. Einige davon waren um die Hütten herumgewickelt; andere hingen von einer zur andern. Das Fleisch sollte auf diese Weise getrocknet werden. Männer, Weiber und Kinder thaten nichts als schlafen, rauchen*) und solches Fleisch schmausen, welches aber einen Geruch und ein Aussehen hatte, daß einem alle Lust zum Einbeißen verging. Der getödtete Elephant war von zwei Bauern zu Pferde gejagt worden, und hatte sich nicht eher um sie bekümmert, als bis sie ihm auf etwa 80 Schritte nahe gekommen waren. Hierauf war der eine Bauer vom Pferd gesprungen, hatte es aber am Zaume gehalten, war dann auf die Knie gefallen, und hatte den Lauf auf den Ladstock gelegt und Feuer gegeben, als der Elephant 50 Schritte weiter gewichen war. Kaum war er wieder auf dem Pferde, so war der Elephant dicht hinter ihm, und brüllte so fürchterlich, daß es ihm durch Mark und Bein ging, und das Pferd aus allen Kräften davon lief. Er lenkte es endlich auf eine Anhöhe, bekam dadurch einen Vorsprung, und sein Kamerad Gelegenheit, einen Schuß von der Seite anzubringen. Der Elephant ging nun auf diesen los, der aber auch eine Anhöhe hinauf ritt. Die dritte Kugel suchte das Thier noch zu rächen; die vierte aber benahm ihm allen Muth; gleichwohl stürzte es erst nach der achten. (Man kann mit einer einzigen Kugel einen Elephanten tödten, wenn man das Herz trifft oder ein großes Blutgefäß; um jenes zu treffen, zielt man nach dem Ohrzipfel. Nach dem Kopf zu schießen, ist vergeblich, weil das Hirn zu klein ist.)

Manchmal wagt es ein einziger Reiter, die Elephanten anzugreifen. Die jüngsten pflegen sogleich zu fliehen; einer der ältesten aber, der die größten Zähne hat, und den eben deßhalb der Jäger zu bekommen wünscht, wendet sich gegen ihn. Allein er ermüdet bald, nimmt Reißaus, wird verfolgt; und wenn er dann nur in die Hüfte getroffen wird, so muß er hinken, und bekommt hernach einen Schuß nach dem andern. Je größer übrigens ihre Zähne, und je älter sie demnach sind, desto schwerfälliger sind sie auch, und können nur langsam entfliehen. Ja bei heißem Sonnenschein sind sie oft so matt, daß manche Hottentotten es wagen, zu Fuß hinzuschleichen, und nach ihnen zu schießen. Auf der Flucht gehen sie gern auf größere Flüsse zu, und schwimmen hinüber, wobei sie nichts mehr von sich sehen lassen als den Rüssel.

---

*) Die Exkremente des Elephanten taugen nicht viel zur Düngung der Felder, weil lauter Unkraut daraus wächst. Sie werden aber zuweilen von den Europäern aufgehoben und getrocknet, damit sie etwas zu schmauchen haben, wenn ihnen der Tabak ausgeht. Man versichert, daß sie gar nicht übel schmecken.

„Damit ihr euch aber den Kampf mit dem Riesen unter den Landthieren nicht zu leicht denket, will ich zwei Geschichten erzählen von Menschen, die in solchen Kämpfen unterlegen sind. Im Kaffernlande, wo es noch immer eine große Menge solcher Thiere gibt, nahmen zwei Männer, Namens Müller und Prinz, an einer Elephantenjagd Theil. Sie hatten sich von den andern Jägern etwas entfernt, als sie auf die Spur eines großen Elephanten stießen, und bald darauf auch das Thier selbst am Abhang eines kahlen Berges entdeckten. Wenn man einen Elephanten an einem solchen Orte trifft, so muß man den Berg hinaufsteigen, damit man oberhalb des Thieres ist, und im Nothfalle nach dem Gipfel zu fliehen kann, wohin der unbeholfene Riese nicht so leicht zu folgen vermag. Diese Vorsicht wurde von Prinz vernachlässigt, welcher zu früh, als sie den Elephanten noch über sich am Berge hatten, aus ziemlicher Ferne nach ihm schoß. Das verwundete Thier stürzte vom Berge herab auf sie zu, während sie ihre Pferde aus aller Macht anspornten, um die Höhe des Berges zu gewinnen. Da er aber, durch den günstigen Boden unterstützt, so schnell wie ein Pferd zu laufen im Stande war, kam er ihnen bald nach, und schlug mit seinen Zähnen nach Müllers Schenkel, da dieser ihm von den beiden Fliehenden am nächsten war. Müller hielt jetzt seinen Tod für unvermeidlich, da er sich vergebens alle Mühe gab, sein ganz erschöpftes Pferd in Galopp zu setzen. Er sah das Thier mit heftigem Schnauben seinen gewaltigen Rüssel über sein Haupt erheben. Der Streich traf aber nicht ihn, sondern seinen Begleiter; und im Augenblick sah er ihn vom Pferd heruntergerissen und in die Luft geschleudert. Kaum seiner Sinne mächtig, setzte er seine Flucht fort. Endlich schaute er sich um, und sah das Pferd seines unglücklichen Freundes ohne Reiter laufen, ihn selbst aber am Boden liegen, und den Elephanten mit fürchterlicher Wuth auf ihm herumstampfen. Das scharfsichtige Thier hatte wohl erkannt, welcher von beiden es verwundet, und nahm seine Rache an ihm allein. Müller suchte die übrige Jagdgesellschaft auf, und sammelte mit ihr die verstümmelten Ueberreste ihres Gefährten zum Begräbniß. Allein sie wurden bald von dem Elephanten in die Flucht gejagt, der aus einem nahen Dickicht hervorstürzte, um seine Wuth noch einmal an dem Leichnam auszulassen. Während er aber damit beschäftigt war, wurde er von den wieder herbeieilenden Jägern erschossen.

In demselben Lande ging einst ein Europäer mit seiner Flinte aus, um einen Elephanten zu erlegen, der überaus große Zähne hatte, und also einen bedeutenden Gewinn versprach. Da ihm aber der Schuß übel gerieth, und keine Bäume in der Nähe waren, auf welche er sich hätte retten können, so lief ihm der Elephant nach, schlug den Rüssel

um ihn herum, hob ihn auf, warf ihn gewaltsam zu Boden, und trampelte auf seinem Leibe herum, so daß bald nichts mehr davon zu sehen war als kleine, dünne Fetzen.

Das ist entsetzlich! werdet ihr sagen, und von dem bösen, rachsüchtigen Thiere nichts mehr zu hören verlangen. Zum Schlusse nur noch eines. Für die Bewohner von Siam ist es ein großes Vergnügen, einen Elephanten mit einem Krokodil kämpfen zu sehen. Der Elephant bemüht sich, das Krokodil entweder gegen die Erde todt zu quetschen, oder es mit den Zähnen zu durchbohren, oder es in die Luft zu schleudern, und dann beim Herabfallen zu zerstampfen.

111.

Was müssen da für Bäume steh'n,
Im Lande, wo die großen
Elephanten darunter geh'n,
Ohne oben anzustoßen.

112.

Der Schneider und der Elephant.

Zu Surate in Ostindien ward ein Elephant zur Tränke getrieben, und kam an dem Hause eines Schneiders vorüber, der saß an der Thüre, und hatte Aepfel neben sich stehen. Als der Elephant die Aepfel sah, stand er stille, streckte seinen Rüssel aus, und holte einen nach dem andern weg. Der Schneider wollte die Aepfel lieber selbst essen; und als der Rüssel wieder kam, stach er mit seiner Nadel hinein. Der Elephant sagte: Prrrrm! und ging weiter zur Tränke, trank sich satt, und nahm einen Rüssel voll Wasser mit zurück. Und als er wieder an den Schneider kam, stellte er sich gerade vor ihn hin, blies ihm das Wasser in's Gesicht und über den ganzen Leib, und ging weg.

Die Herren Menschen könnten von dem Elephanten etwas lernen, und sollten, wenn sie sich ja einmal rächen wollten, ihren Rüssel, wie er, nur voll Wasser nehmen; das wäre nicht ganz geschenkt, und Arme und Beine blieben ganz. Sie dünken sich ja doch mehr als Elephanten zu seyn, und sind es auch.

113.

Der gezähmte Elephant.

Elephant, du hast so große Gewalt; wohl hundert Menschen bezwängst du bald, und lässest dir doch von uns Kindern allen das Anseh'n und das Fragen gefallen, thust alles, was dein Herr befiehlt, und freust dich, wenn er mit dir spielt.

Ich weiß nicht, wie es ist zugegangen; aber sie haben mich gefangen. Da denk' ich, ihr Menschen seyd nur klein; doch müßt ihr wohl viel klüger seyn. Auch Essen und Trinken bekomm' ich vom Herrn; drum hab' ich ihn lieb, und gehorch' ihm gern.

114.

Seltsame Geschichte von dem Prinzen Assad, dem Sohne Harun al Raschid's.

Assad's Schiff schwamm auf dem indischen Meere
Hurtig vorwärts. Alle Segel schwollen;
Glücklich schien die Fahrt. In weniger Tage
Frist erhob sich ein geringes Eiland,
Grün und flach, vor ihrem Blick. Sie steigen
Dort an's Land, weil eben Meeresstille
Eingetreten war; sie nehmen alles
Kochgeräth mit sich, und schüren Feuer.
Aber plötzlich schreckt ein heftiger Erdstoß,
Also schien's, sie auf; und ihren Irrthum
Seh'n sie voll Entsetzen: was ein Eiland
Allen dünkte, war ein ruhig schlafend
Hingestreckter, ungeheurer Wallfisch.
Nach und nach durch jenes Feuers Hitze
Wach geworden, dehnt er seines Leibes
Riesenmasse, schleudert ab die Mannschaft,
Stürzt ergrimmt sich auf das Schiff, zerschlägt es,
Daß die Trümmer nach den Wolken flogen;
Dann verfolgt er seine stolze Reise.

Zween Matrosen bloß, mit ihnen Assad,
Retten schwimmend auf das öde Wrack sich.
Ohne Hoffnung, zwischen Tod und Leben,
Bringen dort die Nacht sie zu. Der tiefste
Friede lag wie brütend auf dem Wasser.
Gegen Morgen aber blies der Wind sie
Heftig an. Zu ihrem Glück erhalten
War das Steuer; und so gut sie konnten,
Lenkten sie's, das mastenlose Fahrzeug
Fürder treibend. Einige Fässer Weines
Lagen noch im untern Raum, und karge
Lebensmittel. Doch der Wind beharrte
Günstig. Assad saß am Steuerruder;
Seine zwei Gefährten aber schöpften
Unablässig aus dem Wrack das Wasser.

Als zu grau'n begann der zweite Morgen,
Sah'n sie Land in duftiger Nebelferne.
Doch das Fahrzeug war zu leck; und jeder
Augenblick schien ihres Lebens letzter.
Endlich zeigt sich einer Barke weißes
Segeltuch. In ihre Hände klatschen
Alle drei vor Freuden unwillkürlich.
Jene Barke nähert sich; sie rufen.
Bald am Steuer zeigt ein alter Mann sich,
Silberhaarig; aber vorne standen
Zwei gebräunte, lockige Knaben, welche
Mit Harpunen nach den Fischen warfen.
Als das Wrack sie gewahrten, griffen diese
Schnell zum Ruder; und in kurzer Frist sieht
Sammt den Freunden sich gerettet Assad.
Gegen Abend langt er an im Hafen
Einer kleinen, handelsthätigen Seestadt.
Bald verdungen jene zween Matrosen
Ihren Dienst an einen reichen Fischer,
Der mit korkbehangenen Netzen ausfuhr.
Assad aber, auf den Rath des alten
Mannes, dem er schuldig war das Leben,
Ging am andern Morgen nach der Wohnung
Eines Kaufmanns, welcher wohlbegütert
Wie ein Fürst in jenem Städtchen herrschte.
Herr, begann er, Mißgeschick und Schiffbruch
Warfen mich an dieß Gestad, den Fremdling.
Noth bezwingt die Besten; nicht des Bettlers
Loos verdien' ich; aber euch, dem Reichen,
Der der Menschenhände viel beschäftigt,
Biet' ich meinen jugendlichen Arm an.
Lange strich das bärtige Kinn der Kaufmann,
Sinnend hin und wieder; dann versetzt er:
Weißt du Pfeil und Bogen wohl zu führen?
Ihm erwiderte drauf der Sohn des Harun:
Als ich einst mich besserer Tage rühmte,
War die Jagd mein auserwählt Vergnügen;
Unter allen meinen Freunden aber
Kam als Bogenschütze keiner gleich mir.
Eine Probe gelt' es, sprach der Kaufmann.
Jene Waldungen gegen Westen dienen

Oft zum Aufenthalt Elephantenschwärmen.
Dort begib dich morgen hin; versuche
Dein Geschick und deine Kunst. Erlegst du
Wirklich einen, schneide dann die beiden
Vorderzähn' ihm aus, und bringe diese
Mir zurück; und vom Gewinne jeder
Jagd bewahr' ich dir getreu die Hälfte.
Als zu grau'n begann der nächste Morgen,
Nahm den Bogen auf die Schulter, schnallte
Sich den Köcher um der Sohn des Harun.
Durch die Haide streift er nach der öden,
Riesigen Waldung, halb in Gram verloren,
Wenn er dachte seiner fernen Heimath,
Halb im Kraftgefühl der Jugend fröhlich,
Freien Schritts auf Gottes Erde wandelnd,
Seinen Lebensunterhalt erwerbend.
Völlig elend ist der thätige Mensch nie;
Und Natur in ihrer wilden Schönheit
Stärkt die Seele selbst dem leidenvollsten.
Wie er dieß im Geist erwägt, da sieht er
Aus dem Dickicht zween Elephanten annah'n,
Ihre Rüssel hin und her bewegend,
Und den Boden, daß es dröhnte, stampfend.
Hinter einem Myrtenbusch verbirgt sich
Unser Jäger; auf des Bogens Rinne
Legt den Pfeil er, zielt und trifft das Unthier:
Dieses stürzt und brüllt; das andere flüchtet.
Als das Leben aus der schwerverletzten
Körperlast gewichen war, beraubt sie
Ihres Elfenbeins der freudige Jüngling.
Triumphirend kehrt er heim; und seinen
Herrn beschenkt er mit der stolzen Beute.
Manche Woche strich vorbei; das Glück blieb
Stets dem Jäger hold; und gleich dem eignen
Sohn behandelt ihn der greise Kaufmann.
Aber als er eines Morgens wieder
Durch die Wälder schweifte, kommt entgegen
Ihm ein Schwarm der riesigen Ungethüme.
Hurtig stürzt in's tiefste Dickicht Assad.
Eins jedoch der klugen Thiere scheint ihn
Wahrzunehmen, und verfolgt behend ihn.

Ihm entflieh'n durch Schnelligkeit der Füße,
War undenkbar; aber es klimmt der Jüngling
Rasch empor an einer schlanken Palme.
Wie ein Vogel auf den Vogelsteller,
Blickt er schelmisch aus dem sichern Gipfel
Auf das grimmige Thier herab; und dieses
Blickt den Jüngling wieder an mit großen,
Klugen Menschenaugen. Endlich sägt es
Voll geschäftiger Rührigkeit und eifrig
Mit den Zähnen ab den Stamm der Palme.
Diese kracht; und ihre Krone zittert
Wie der Wimpel eines Schiffs; und Assad
Glich dem Seemann, der im höchsten Mastkorb
Nistet, wenn der Sturm im Wachsen; jede
Welle schreckt ihn; und er sieht im Geist schon
Eine kommen, die herunterschleudernd
Taucht in's Meer ihn, das bacchantisch aufschwillt.
Doch zum Glücke für den kecken Jäger
Brach der Baum allmählich, neigte langsam
Seine Wipfel niederwärts; und Assad,
Mit verwegenem Sprung, berührt den Boden
Unversehrt. Allein das Thier ergreift ihn
Mit dem Rüssel; ihn erhebend setzt es
Ihn als Reiter auf den breiten Rücken.
Drauf im Trabe jagt es fort; und endlich
Sieht der Prinz in einem wiesigen Thal sich,
Welches baumfrei mitten in öder Wildniß
Wie von Wäldern lag umzäumt. Das Unthier
Wirft den Reiter ab, und eilt von dannen.
Staunend blickt der Prinz umher; und staunend
Sieht die Erde rings er mit Gebeinen
Uebersät und weißgebleicht; er sieht sich
Am Begräbnißort der mächtigen Thiere,
Wo sie hinzuschleppen ihre Todten
Pflegten. Aufgehäuft zu ganzen Hügeln
Lag das Elfenbein. Es bürdet Assad
Eine Last sich auf, so viel die Schulter
Tragen mochte. Pfeil und Bogen aber
Wirft er weg; denn keiner Jagd bedurft' es
Fürder mehr. Er pflanzt die Todeswaffen
Als ein Denkmal auf, den klugen Thieren

Als ein Zeichen seines Danks. Die Stelle
Prägt er wohl sich ein, bezeichnet seinen
Weg mit Steinen, bis derselbe wieder
Ihn zurückführt nach bekannteren Plätzen;
Dann im Sturmschritt eilt zur Stadt der Jüngling.
Hocherfreut empfängt der greise Freund ihn.
Täglich neue Schätze bringt er diesem,
Neuen Reichthum ihm zurück. Der Kaufmann
Theilt die Hälfte seines Guts mit Assad.
Aber Assad suchte nicht Bereichrung;
Nur so viel behält er, um ein Fahrzeug
Auszurüsten. Seine glühenden Wünsche
Treiben nach der Vaterstadt zurück ihn.
Eine Ladung Elfenbeins befrachtet
Seinen Schiffsraum. Frohe Tage wünscht er
Seinem Herrn und Vater. Der erwidert:
Lebe wohl! Wo keines Wiedersehens
Ferne Hoffnung schimmert, schmerzt der Abschied.
Doch getrost! Ich preise jene glücklich,
Deren Küste dich empfängt, und deren
Freunde deine Freunde sind; es wuchert
Glück und Segen, wo du weilst, o Jüngling!
So der Greis. Die Anker sind gelichtet;
Aus dem Hafen schwebt das Schiff; die Segel
Werden aufgezogen. Sanfte Lüfte
Weh'n in Assad's jugendliche Locken.
Aber als die zweite Nacht herbeikam,
Wölkt der Himmel schwer sich an; die Sterne
Leuchten einsam durch gehäufte Nebel;
Dann verlöschen alle. Finster schwärzt sich
Jede Purpurwoge; heftige Windsbraut
Peitscht die Fluth; und aus der fadenlosen
Tiefe rollen ungeheure Donner.
Wetterleuchtend zuckt die Luft; die Wellen
Wälzen meilenlang beschäumte Kämme,
Wie ein Heer zur Schlacht gereiht, dem Schiffskiel
Dumpf entgegen; dieser steigt, gehoben
Durch den aufgethürmten Schwall, zu Berge.
Trotzend länger nicht der riesigen Obmacht,
Eilt die Mannschaft todesmatt und triefend
Nach dem untern Raum des Schiffs, es möge

Nun zerschmettern oder nicht zerschmettern.
Lange wirft es hin und her sich unstät;
Aber als der erste Morgenschimmer
Dunkelroth im wolkigen Osten aufging,
Legte die See sich; heftig blies der Wind noch,
Doch geregelt. Auf's Verdeck begibt sich
Schnell der Steuermann; allein mit Grausen
Schlägt er vor die Stirne sich und jammert:
Wehe, weh uns! alles ist verloren!
Unaufhaltsam jagt der tückische Wind uns
Zum Magnetberg jene Strömung nieder.
Nah'n wir diesem, löst das ganze Fahrzeug
Ohne Frist sich auf; und jede Klammer,
Jeder Eisenstift, und was Metallnes
Sonst das Schiff zusammenhält, es trennt sich
Aus den Fugen, durch den mächtigen Zauber
Jenes Klippensteines angezogen.

Jammernd hört die ganze Schaar die Botschaft.
Alles strengt sich an; es bietet Assad
Alles auf, durch Ruderkraft das Fahrzeug
Abzulenken, das der sausende Nordwind
Pfeilgeschwind in schräger Lage fortjagt.
Rein und heiter war die Luft geworden;
Jene kahle Klippe stand im klarsten,
Schroffen Umriß vor den Blicken Assad's:
Eine schmale Felseninsel war es,
Steil und pflanzenlos, ein Herd der Sonne.

Sieh, und plötzlich wich das ganze Fahrzeug
Aus den Fugen seines Bau's, und theilte
Seinen mächtigen Busen. Nicht mit Krachen
Barst es; friedlich öffnete sich's und langsam,
Wie die Flügel eines Thors sich öffnen.
Bretter flutheten, Ruder, Maste, Segel,
Weit zerstreut, wo mancher rüstige Schwimmer
Sicherm Untergang entgegenkämpfte.

Assad, schwimmend zwischen kantigen Klippen,
Schwebte zwischen Tod und Leben. Jeden
Augenblick droht ihm der Fels Zerschmettrung,
Dessen schneidende, durch die Fluth zerfressne,
Scharfe Spitzen hindern jede Landung.
Aber, droht der tückische Fels Gefahr ihm,

Mehr Gefahr noch droht das uferlose,
Tiefe Bett des Oceans. Die Beute
Doppelter Drangsal, wählt der hoffende Jüngling
Schmerzensvolleren, aber ungewissern
Untergang. So wählt ein wunder Krieger,
Statt des Todes, den Natur herbeiführt,
Oft Verstümmlung durch die Hand des Arztes,
Die vielleicht ein qualenvolleres Ende,
Doch der Rettung Möglichkeit zugleich beut.
Rings umschwimmt das kleine Felseneiland
Spähend Assad; und zuletzt entdeckt er
Ein Gestrüpp von immergrünen Eichen,
Dessen wehende Zweige nach der Fluth sich
Senkten windbewegt. Mit raschem Sprunge
Faßt er einen starken Ast, und schwingt sich
Auf den Fels. Der Insel flachen Gipfel,
Bald erreicht er kletternd ihn und mühsam.
Aber ach! wozu so vieler Arbeit
Schweiß und Kampf? Auf einer schmalen Klippe
Steht er hoffnungslos; er sieht das weite,
Blaue Meer, und hört es heftig branden;
Doch er sieht kein Menschenschiff. Das Eiland
Bietet nichts als wilde Myrten; nirgend
War ein Obdach, nirgend eine Quelle,
Während schonungslos die Sonnenpfeile
Seine Scheitel treffen, seine Fersen
Ihm der heiße Boden sengt; und dennoch
Schwellt noch Hoffnung seinen jungen Busen.
Sieh, da fällt, indem er sinnend wandelt,
Ihm in's Aug' ein hohes, kreidiges Felsstück.
Aber als er näher tritt, erkennt er
Statt des Steins ein weißes, ungeheures
Ei, das Ei des Vogels Rock. Verwundert
Staunt er's an, und will's zuletzt zerschlagen,
Nahrung draus zu saugen. Plötzlich aber
Fällt ein keckes Wagestück in seine
Stets erfinderische, wache Seele.
Horch, und kaum war sein Gedank' im Werden,
Als er über sich ein lautes Schwirren
Hört, und eine Wolke schien den Himmel
Einzuschleiern. Doch der Vogel Rock war's,

Der die mächtigen Riesenfittiche senkte.
Assad wirft zu Boden sich; der Vogel
Setzt sich brütend auf das Ei. Bedächtig
Kriecht heran der athemlose Jüngling;
Mit dem seidenen Gürtel knüpft er fest sich
An die Klau'n des Flügelungeheuers.
Dieses hebt sich über eine Weile
Leicht empor, und schneidet durch den Aether:
Eine lustige Reise für den Vogel,
Eine bange für den Sohn des Harun,
Ueber's Meer und über Länderstrecken.
Endlich schwebt das Ungethüm in langen
Kreisen über einer Schlucht; es neigt sich
Allgemach, und dann berührt's den Boden.
Mit der letzten Kraft ermannt sich Assad,
Leise lösend seine seidne Binde.
Doch der Vogel hascht sich eine Beute,
Die er ausgespäht von oben; wieder
Schwingt er hoch sich dann, und war verschwunden.
Seiner kaum bewußt und todtenähnlich
Lag der Jüngling, bis ein tiefer Schlaf ihn
Ueberfällt, der ihn erquickt und rettet.
Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
War das tiefe Thal der Diamanten,
Durch der Felsenwände jähsten Abfall
Unzugänglich jedem Erdensohne.
Nur mit List beraubt der Mensch und spärlich
Diese Thalschlucht ihrer Schätze: große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
Jährlich nieder in's Gethal die Hirten;
Diese Beute lockt das Raubgevögel,
Die empor sie fischen; doch am Fleische
Bleiben einzelne Diamanten kleben;
Lärmend jagen dann die Junggesellen
Jenen Thieren ihren reichen Fang ab.
Dieß das Thal, in dem erwachend Assad
Um sich blickt; er sieht die wundervollen,
Prächtigen Steine, deren Werths er kundig.
Mit den schönsten füllt er froh die beiden
Aermel an; doch abermals erkennt er
Einer fruchtlos angestrebten Rettung

Wahnversuch; die schroffen Wände bilden
Einen Kerker um den Sohn des Harun.
Nahrung spendet ein Johannisbrodbaum
Kärglich ihm, der aus dem Felsen aufsproßt.
Hülfe sieht er nirgends. Traurig setzt er
Unter'n Schatten sich, und fährt verzweifelnd
Mit der Rechten nach der Stirn; da blitzet
In das Aug der zauberkräftige Ring ihm.
Konnt' ich dich, so ruft er aus, vergessen,
Mächtiger Talisman der Fee Melinda?
Ewige Kurzsicht ist das Loos des Menschen!
Während ich hier nach Juwelen suchte,
Trug den schönsten ich am eignen Finger,
Der allein mich retten kann. Zu sparen
Bis zum Augenblick der höchsten Noth ihn,
So befahl die Geberin des Ringes;
Und ich that's. Jetzt aber schlägt die Stunde
Seiner Kraft und Wirksamkeit. Er sprach es;
Um den Zeigefinger dreht den Ring er:
Möcht' ich rasch und augenblicks, so ruft er,
Steh'n am Thor der Vaterstadt! Er hatte
Kaum vollendet, als er stand am Thore.

115.

Die unglückliche Karawane.

Ueber Thäler und Berge fort
Wälzte brausend von Ort zu Ort
Sich ein wanderndes Menschenmeer.
Da erblickte das Handelsheer
Abends in einem Waldbereich
Einen geschirmten, friedlichen Teich,
Einen lieblichen, luftigen,
Kühlschattigen, blumenduftigen,
Bewohnt von Wasserlilien
Und Seerosen-Familien,
Besucht von buntem Geflügel,
Bespülend lustige Hügel,
An Feuerhölzern und Futter reich.
Den hellen, kalten, labenden Teich
Erblickten die Reisematten,
Und sehnten sich in die Schatten.
Mit des Führers Genehmigung

Ging da zur Waldrast Alt und Jung.
Die müden Thier' entschirrt, entfrachtet,
Gesiedelt ward und übernachtet.
Aber in stummer Mitternacht,
Als keiner der müden mehr gewacht,
Rannte vom Berg mit Schnaufen
Ein Waldelephanten-Haufen,
Um den Durst in dem Strom zu letzen,
Den sie mit träufelndem Schaum benetzen.
Als nun die wilden, wuthentbrannten
Witterten ihre zahmen Verwandten,
Die Karawanen-Elephanten,
Stürzten, diesen das Leben zu rauben,
Jene heran mit Schäumen und Schnauben.
Kein Einhalt war dem Ungestüme
Der wildandringenden Ungethüme.
Wie, losgerissen vom Bergeswipfel,
Auf's Thal einstürzende Felsengipfel —
Die Wälder zerbrechend, rannten
Also die Elephanten;
Und dort das schlafende Menschenheer
Zertraten sie ohne Gegenwehr.
Da, aufgeschüttert, mit Schrecken wach,
Floh, wer entfloh, mit Weh und Ach,
Durcheinander Herr und Gesind,
Greis, Mann und Kind,
Von Nacht, von Furcht und vom Schlafe blind.
Mit furchtbarem Angstgeschreie,
In's Dichte oder in's Freie,
Liefen sie, stürzten und rannten
Vor den schnaubenden Elephanten:
Von den Rüsseln diese zerbrochen,
Von den Zähnen jene durchstochen,
Von den Füßen andre zerstampft,
Von deren Blute der Boden dampft, —
Ein sich in eigener Menge
Erstickendes Fluchtgedränge,
Ein halbreitend-halbgehender Troß,
Fußgänger zwischen Kameel und Roß,
Einander selbst in's Verderben zerrend,
Sich die Wege der Rettung sperrend:

Welche auf Bäume kletternd,
Welche in Klüfte schmetternd,
Welche an Stämme prallend,
Welche in's Wasser fallend.
Also von den zum Verderben gesandten
Ward, von den wüthenden Elephanten,
Auf vielerlei Art in einer Stunde
Vernichtet und gerichtet zu Grunde
Die ganze reiche Handelsrunde.
Da im Getös, das die Welt erschreckte,
Furcht vor dem Ende der Welt erweckte,
Hörte man Stimmen, die riefen
Denen, die achtlos liefen:
„Ei, das ist eine Schreckensnacht!
Seyd nur auf euer Heil bedacht.
Hier liegt, was wollt ihr denn laufen?
Ein zertretener Perlenhaufen.
Ich sag' es ohne Haß und Feindschaft,
Nehmet! hier ist Gütergemeinschaft.
Thoren! ich sag' es abermals,
Was lauft ihr über Kopf und Hals?
Nehmt hier, eh sie verdarben,
Die Steine von allen Farben.
Wer das nimmt, und sich retten kann,
Der ist morgen ein reicher Mann."
Wer da nun zu nehmen geweilet,
Der ward vom Verderben ereilet.
Und als es Tag geworden war,
Da brachen der zertretenen Schaar
Ueberbleibsel vom Schreckensort
Auf, und setzten die Reise fort,
Leid um Verlorne tragend,
Um Brüder, Väter, Söhne, Freunde klagend.

116.

Das Nashorn.

Nach dem Elephanten ist das Nashorn (Rhinoceros) das gewaltigste unter den Säugthieren. Es hat auf der Nase ein oder zwei große, lange, oben sehr scharf zulaufende Hörner, die aber nicht auf dem Knochen, sondern nur an der Haut angewachsen sind, und sich mit dieser hin und her schieben lassen. Mit diesem schrecklichen Gewehr kann es Menschen und

Thieren den Leib aufhauen, daß die Eingeweide herausfallen. Der hungrige Tiger wird weit lieber den Elephanten angreifen als das Nashorn, welches, den Kopf ausgenommen, überall unverwundbar ist; will er aber den Kopf anpacken, so ist er in Gefahr, aufgeschlitzt zu werden. Bäume, welche ihm im Wege stehen, Steine, denen es nicht ausweichen mag, räumt es mit diesem Horn gar geschwind hinweg, und schleudert sie ungeduldig hinter sich zurück. Der nicht allzugroße Kopf gleicht dem eines Schweines; die Augen sind im Verhältniß zu der Größe des Thieres sehr klein. Seine Oberlippe kann es schnell hin und her bewegen, verlängern und verkürzen, auch um einen Stock oder Finger winden, und ihn damit festhalten. Sie hat demnach einige Aehnlichkeit mit dem Rüssel des Elephanten, und dient ihm namentlich dazu, das Gras auszureißen, und große Büschel daraus zu machen, weil das, was es auf einmal ausreißen kann, ein viel zu armseliger Bissen für einen so großen Rachen wäre. Die Ohren stehen aufgerichtet, und sehen den Schweinsohren gleich. Es kann dieselben fallen lassen und wieder aufrichten. Sie sind der einzige Theil seines Leibes, an welchem Haare oder vielmehr Borsten sitzen, wenn man den Schwanz ausnimmt, der am Ende mit einem Borstenbüschel versehen ist. Die Füße sind kurze, plumpe Säulen. Den ganzen Leib umgibt ein undurchdringlicher Panzer, dem weder die Zähne des Löwen, noch die Krallen des Tigers, weder die Säbelklinge von Damaskus, noch das Blei des Jägers etwas anhaben kann. Dieser Panzer besteht aus einem dicken, schwarzgrauen oder braunen Leder, das wie ein weiter Mantel in großen Falten um den Leib geworfen, und mit harten, knotigen Auswüchsen besä't ist. Dagegen ist die Haut zwischen den Falten sehr weich. Die Lebensdauer dieses Thieres mag 80—100 Jahre betragen. Viele Afrikaner essen sein Fleisch, welches mit dem Schweinfleisch Aehnlichkeit hat, und brauchen das Fett statt der Butter. Aus der Haut macht man Schilde, Panzer, Spazierstöcke, Peitschen ꝛc.

Zuweilen wird es wie toll. Dann rennt es fort; und wenn keine Steine oder Bäume im Wege sind, an denen es seine Wuth auslassen kann, so wühlt es, in vollem Laufe, Furchen in die Erde, und wirft dieselbe grunzend in die Höhe. Doch wird es nicht leicht ohne Veranlassung so sehr toben. Gar still und sanft war das, welches i. J. 1739 aus Bengalen nach London kam. Aber wenn man es schlug, oder ihm das Futter nicht ganz pünktlich brachte, so ward es entsetzlich böse. Es sprang dann aufwärts, rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer, und das mit einer Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, die man dieser schweren Masse kaum zugetraut hätte. Allein es war auch gleich wieder gut, sobald das Fressen kam. Dieses war allerdings so beschaffen, daß die Leere im Magen nach der Verdauung ziemlich fühlbar seyn mußte. Es bekam

alle Tage eine große Menge Heu und frisches Gras, welches letztere es sehr liebte, dazu 7 Pfund Reis, mit 3 Pfund Zucker vermischt. Der Transport bis London hatte 11,000 Gulden gekostet. Einmal war ein Nashorn in Deutschland, welches täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brod bekam, und 5000 Pfund wog. In Paris war ein junges Nashorn, welchem alle Tage 168 Pfund Futter gereicht wurden.

Unerträglich soll ihm der Anblick eines rothen Kleides seyn. Man sagt, es stürze über den Menschen, an dem es diese Farbe wahrnimmt, wüthend her, und schleudere ihn in die Luft, um ihn dann mit dem Horn zu zerreißen, oder mit den Füßen zu zertreten. Man fängt das Nashorn in Gruben, auch in Hütten, die mit Fallthüren versehen sind, und in die man ein zahmes Nashorn einsperrt, um die wilden zum Besuch zu locken. Für die Menschen ist es ein großer Vortheil, daß dieses Thier nur gerade vor sich hin sehen kann, und daß also der Verfolgte nur auf die Seite springen darf, um seiner Wuth zu entgehen. Sein Gehör aber ist vortrefflich; und es hat die Gewohnheit, bei dem geringsten Geräusch scharf zu horchen, und nach der Gegend hinzublicken, wo es herkam. Für Leute, die in der Nacht reisen, ist das Nashorn das gefährlichste Thier, weil es auf jedes Geräusch mit blinder Wuth herbeistürzt. Man hat Beispiele, daß solch ein Ungeheuer bei Nacht einen Wagen überfallen, und ihn sammt den vorgespannten Ochsen fortgeschleppt und zertrümmert hat.

Doch auch am Tage darf man sich vor ihm in Acht nehmen. Ein Beamter aus der Stadt Batavia ritt einmal mit zwei Begleitern in den Wald, und stieß an einem sumpfigen Ort auf ein Nashorn mit seinem Jungen. Dieses stand auf, führte langsam das Junge weiter in das Dickicht, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer von seinen Begleitern die Verwegenheit, dem Thiere nachzureiten, und ihm mit einem Säbel auf den Rücken Hiebe zu geben, die aber, wegen der dicken Haut, nur einige weiße Streifen zurückließen. Das Thier ertrug sie geduldig, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war; dann wendete es sich plötzlich mit furchtbarem Grunzen und Zähneknirschen gegen den Reiter, und zerriß ihm einen Stiefel in Fetzen. Es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht klüger gewesen wäre als sein Herr. Es sprang zurück und floh aus allen Kräften, das Nashorn hinterher, Bäume und alles, was ihm hinderlich war, mit schrecklichem Krachen niederschmetternd. Als das Pferd den Secretär und dessen andern Gefährten erreicht hatte, ging das grimmige Thier auf diese los, welche sich aber, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, klüglich hinter zwei große Bäume, kaum zwei Schuh von einander, flüchteten. Das Thier, in seiner Dummheit, wollte schlech-

terdings dazwischen hindurch, und die Bäume zitterten wie Rohr vor den Stößen seiner Stirne; doch waren sie so dick und stark, daß sie seinen Anläufen widerstanden, und dadurch den Leuten Zeit gaben, ihm einige tödtliche Schüsse beizubringen.

Der Schwede Sparrmann erzählt von einem Hottentotten, welcher im December 1774 an der Gränze der Kafferei bei der Quelle Quammadaka zwei Nashörner erlegte, und zwar jedes durch einen einzigen Schuß mitten in die Lunge. Das kleinere war 11 ½ Schuh lang, 7 hoch, im Umfang 12 Schuh. Die großen, panzerartigen Falten fehlten diesen Thieren; die Haut war zwar 1 ½ Zoll dick; doch gingen Kugeln, und selbst Spieße durch. Die Hottentotten pflegen zu den schlafenden Nashörnern und Elephanten hinzuschleichen, und ihnen mit ihren Spießen schnell einige Wunden beizubringen. Dann gehen sie etliche Tage der Spur nach, bis sich das Thier verblutet hat. Meistens vergiften sie jedoch ihre Spieße, um den Tod zu beschleunigen. — Im Februar 1775 sah Sparrmann an der genannten Quelle ein Weibchen nebst seinem Jungen, welches schon die Größe eines Ochsen hatte, aber dennoch sich nach allen Bewegungen der Mutter richtete. Das Alte bekam in der Entfernung von 15 Schritten einen Schuß in den Unterkiefer, worauf es etwas wankte, stark schnaubte, und auf die Jäger zuging. Diesen klopfte das Herz gewaltig; denn sie mußten fürchten, auf der Flucht einem andern Rhinoceros unter die Füße zu gerathen. Einer von den Hottentotten aber, die mit Sparrmann reisten, hatte den Muth, noch einmal Feuer zu geben, worauf die beiden Thiere an ihnen vorbeistürzten, und etwa 90 Schritte von ihnen auf freiem Felde stehen blieben und lauschten. Das Alte bekam noch einen Schuß; darauf rannten sie schnaubend in das Dickicht und entkamen, da es bereits dunkel wurde.

Der Franzose Le Vaillant, welcher in den achtziger Jahren zweimal durch die Kap-Kolonie reiste, stieß einmal am Fischfluß im Lande der Koraken an der Gränze der Kafferei auf ein Paar Nashörner, welche ganz ruhig in einem Mimosen-Walde neben einander standen, mit der Nase gegen den Wind, wie gewöhnlich, um auszuwittern, ob es geheuer sey. Von Zeit zu Zeit schauten sie auch hinter sich, um zu sehen, ob sie von allen Seiten sicher seyen. Man suchte unter den Wind zu kommen, oder sie von hinten anzugreifen, als ein Eingeborner sich ausbat, sie beschleichen zu dürfen, während die Jäger sich vertheilten, und ein Hottentotte die Hunde hielt. Er zog sich ganz aus, rutschte mit einer Flinte, wie eine Schlange, sehr langsam auf dem Boden fort, und hielt stille, sobald sie sich umschauten. Er sah dann aus wie ein Steinblock. Sein Kriechen dauerte über eine Stunde; endlich kam er hinter ein Gebüsch von Wolfsmilch, etwa 200 Schritte von den Thieren. Nun stand er auf

und sah sich um, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären; dann legte er an, wartete aber, bis sich eines umsah, weil er den Kopf treffen wollte. Er verwundete das Männchen, welches einen fürchterlichen Schrei ausstieß, und mit dem Weibchen wüthend nach der Gegend des Knalles lief. Er legte sich auf den Boden, und rührte sich nicht; sie schoßen neben ihm vorbei, gerade auf Le Vaillant zu. Dieser ließ die Hunde los, und befahl zu feuern. Gegen die Hunde schlugen die Nashörner fürchterlich aus, zogen mit ihren Hörnern 8 Zoll tiefe Furchen in den Boden, und schleuderten die Erde nach allen Seiten. Die Jäger rückten näher, und die Thiere wurden immer wüthender. Endlich ergriff das Weibchen die Flucht, worüber man sich sehr freute, weil es immer gefährlich ist, es mit zwei so fürchterlichen Feinden aufzunehmen, was auch ohne die Hunde hier nicht wohl würde gegangen seyn. Das Männchen kehrte endlich auch um, lief aber auf ein Gebüsch zu, wo drei Jäger standen. Diese schoßen es in einer Entfernung von kaum 30 Schritten nieder. Es schlug aber noch einige Zeit so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen, und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Es war 11½ Schuh lang, 7½ Schuh hoch; die Länge des vorderen Hornes betrug 19 Zoll.

117.

Der Schlittschuh-laufende Neger.

Du, von Gestalt athletisch, der oft am Gambia
Den wunderlichen Fetisch *) von Golde blitzen sah,
Oft unter dem Aequator des Panthers Blut vergoß,
Und nach dem Alligator mit gift'gem Pfeile schoß,
Dort wo auf Palast-Pforten gebleichte Schädel steh'n,
An jenen fremden Orten mag ich dich gerne seh'n.
Wo aus geborstnen Bäumen das gelbe Gummi quillt,
Stehst du in meinen Träumen, ein ernstes, schwarzes Bild,
Ein Wächter und ein Hüter, mit Perl' und Gold geziert,
Der mittäglichen Güter, die da dein Land gebiert.
Dort seh' ich gern dich treiben das Nashorn in die Flucht;
Doch fremd wirst du mir bleiben auf dieser nord'schen Bucht.
Was fliegst du auf dem Eise, und sprichst der Kälte Hohn,
O du, der Wendekreise, des Südens heißer Sohn?
O segle, wenn im Lenze kein Eis dein Schiff mehr hält,
Nach deines Landes Gränze; zieh heim in dein Gezelt.
Goldstaub auf deine Locke streut dort das Land Dar Fur;
Hier schmückt sie Reif und Flocke mit Silberstaube nur.

*) Fetisch ist ein Götzenbild.

118.

Ein Alphabet von Sprüchwörtern.

Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel begehrt. — Wer selbst geht, den betrügt der Bote nicht. — Ein Doktor und ein Bauer wissen mehr als ein Doktor allein. — Wer viel erfährt, der muß viel leiden. — Feuer und Wasser sind gute Diener, aber schlimme Herren. — Mit Recht heißt der ein kluger Mann, der seinen Gecken bergen kann. — Mancher baut ein Haus, und muß zuerst hinaus. — Jedermanns Gesell ist niemands Freund. — Rein und ganz, gibt schlechtem Kleide Glanz. — Loben ist nicht lieben. — Der Mühe gibt Gott Schaf' und Kühe. — Nehmen ist das süßeste Handwerk. — Ofen, Bett und Kanne sind gut dem alten Manne. — Wenn man den Pfau lobt, breitet er den Schwanz aus. — Rast' ich, so rost' ich. — Zu satt macht matt. — Fliegt die Taube zu weit in's Feld, zuletzt der Habicht sie behält. — Ein Undankbarer schadet zehn Armen. — Viele haben zu viel; wenige haben genug. — Was ich denk' und thu', trau' ich andern zu. — Die Zunge wird oft vom Zahne gebissen, die doch immer bei einander seyn müssen.

119.

Das Schwein.

Schweine finden sich auf der ganzen Erde, die meisten jedoch in heißen Ländern, wo sie schwarz sind. In den Städten der chinesischen Provinz Kiangsi sind sie so häufig, daß man vor ihnen kaum auf den Straßen gehen kann. In Amerika, wohin sie die Spanier gebracht haben, sind sie verwildert. Ueberall lieben sie die Sümpfe, und wälzen sich im Schlamme. Sie lernen nichts von dem Menschen, und kümmern sich überhaupt nicht um ihn, außer wenn sie heulend etwas verlangen. Durch ihre häßliche Gestalt, ihre ekelhafte Unreinlichkeit, ihre Plumpheit und unersättliche Gefräßigkeit zeichnen sie sich vor allen andern Thieren aus. Eicheln, Buchheckern, Erdäpfel, Kastanien und Gras sind ihnen besonders zuträglich; aber sie nehmen auch mit Fleisch und Blut, mit Vögeln, Schnecken, Regenwürmern, Larven, ja sogar mit fetter Lehmerde vorlieb. Selbst todte Menschen und Thiere fressen sie, und wühlen Gräber um aus Freßlust. Alles im Hause durchsuchen sie, und werfen das Geräth um, weil sie sehen wollen, ob nicht etwas Eßbares darunter verborgen ist. Daher sind schon öfter Wiegenkinder Opfer ihrer Gefräßigkeit geworden. Die Schweinsmutter frißt, wenn sie der Hunger anwandelt, ihre eignen Jungen an. Zu hüten sind sie schwer,

wegen ihrer Dummheit. Das Klatschen und die Hiebe einer gewaltigen Peitsche, ein gewisser Ton, der den eines Ferkels nachahmen soll, und der Schall eines Hornes sind die Mittel, wodurch sie der Hirte einigermaßen regieren kann. Dieß sollen einmal, wie Aelian erzählt, die Seeräuber des tyrrhenischen Meeres erfahren haben. Diese waren an's Land gestiegen, und hatten Schweine gestohlen; auf den Schall des Hornes aber, das die bestohlenen Küstenbewohner ertönen ließen, sprangen die guten Thierlein aus den Schiffen, und schwammen der Heimath zu.

Sie fürchten die Gewitter, und rennen, wenn es donnert, unter abscheulichem Geschrei dem Stalle zu, in welchem jedes seinen eignen Platz behauptet. Auch unter den Schweinen herrscht, wie unter vielen andern Thieren, die Gewohnheit, den neuen Ankömmling, selbst wenn er größer und stärker ist, erst einige Zeit zu beunruhigen und zu necken, bis sie ihn an Stall und Fressen theilnehmen lassen und als Kameraden behandeln. (Etwas Aehnliches findet sich bekanntlich auch bei den Menschen.)

Ihr Speck ist eine Art Futter zwischen Haut und Fleisch, und kann so dick werden, daß sich schon Mäuse einnisteten, ohne vom Schwein bemerkt zu werden. Geßner erzählt von einem 575 Pfund schweren Schwein, dessen Speck 1 Schuh und 3 Zoll dick war. Die italienischen Fleischer haben die Gewohnheit, die Dicke des Specks mit einem Pfriem zu untersuchen. — Die Finnen, eine häufige Krankheit der Schweine, verrathen sich durch schwarze Bläschen an der Zunge und Blut an den Wurzeln der ausgerissenen Borsten. Sie sind eine Folge der Unmäßigkeit; denn die wilden Schweine, die etwas mäßiger sind, haben sie nicht. Die Lebensdauer der zahmen Schweine ist 25 — 30 Jahre, wenn nicht Krankheiten oder unser Appetit dieselbe abkürzen.

Das wilde Schwein unterscheidet sich von dem zahmen durch einen längeren Kopf, stärkere Fangzähne, dickere Läufe und einen gröberen Rüssel; seine Borsten sind schwarz, sein Schwanz sehr kurz, seine Ohren steif. (Das zahme hat größere, schwankende Ohren). Die Stärke des wilden Schweines ist im Kopfe. Die Gewohnheit, sich in Morästen zu wälzen, und dann an harzigen Bäumen zu reiben, verwandelt seine Haut in einen fast undurchdringlichen Panzer. Sein Lager ist ein aufgewühltes Loch, welches es mit Reisig, Laub und Moos ausfüllt. In demselben liegt es fast den ganzen Tag über still, und geht erst gegen Abend seinen Geschäften nach. Es ist im Grund ein furchtsames Thier. Wenn es einen Menschen erblickt, so bleibt es plötzlich stehen, sieht ihn eine Zeit lang an, und läuft endlich davon. Wird es aber angegriffen, so vertheidigt es sich mit schäumender Wuth, und rennt, wie rasend, selbst in den Jagdspieß. Was ihm an Schnel-

ligkeit abgeht, ersetzt ihm sein ungemein feines Gehör. Es liebt das gesellschaftliche Leben; in feuchten Wäldern trifft man sie in Rudeln von 30—40 Stück. Auf einigen großen Inseln Südasiens leben die wilden Schweine in so vertrauter Gesellschaft mit den Affen, daß diese auf ihnen reiten, wie der Mensch auf einem Pferde. — Die Mutter, Bache genannt, liebt ihre Jungen (Frischlinge) sehr zärtlich, und wagt alles für sie.

Oft ereignen sich furchtbare Kämpfe unter ihnen. Sie rennen mit den Schultern heftig gegen einander, und machen dann eine plötzliche Wendung mit dem Kopfe, um ihren Gegner durch die Fangzähne zu verwunden. Die Wunden reiben sie an Fichtenharz, was ihnen sehr gut bekommt. Nicht selten findet man an ihrem Leibe tiefe Narben. Das Alter, sagt man, macht den wilden Eber (Keuler) nicht sanfter; er zieht sich zurück, um einsam zu leben; und sein Haß gegen die Menschen macht ihn für den Jäger höchst gefährlich.

In den heißesten Gegenden des innern Afrika lebt das äthiopische Schwein, auch Emgallo genannt, welches unsre Eber an Wildheit, Häßlichkeit, Größe und Stärke übertrifft. Trotz seines dicken, plumpen Körpers läuft es ungemein schnell, und holt wohl gar einen Reiter ein. Auf seinen Feind schießt es plötzlich los, zerschmettert ihm mit den furchtbaren Hauern die Beine, und reißt ihm den Bauch auf. Die Hottentotten im südlichen Afrika fürchten dieses Thier fast mehr als den Löwen.

120.

Die guten Lehren der Mutter.

Kinder, spricht die Mama, höret mir zu, und folget ja. Müßt nur recht manierlich seyn, immer euch sauber halten und rein, nicht euch wälzen auf allen Wegen, nicht euch in jede Pfütze legen.

Doch wie sie selbst es stets gethan, und wie es von ihr die Kinder sah'n, so lernten sie's auch mit Fleiß und Müh, und machten es ganz und gar wie sie. Sie wollten nichts bessers, nichts schlechters seyn; es wurde ein jedes wieder ein Schwein.

121.

Das Glück des Schweins.

Als Dr. Benjamin Franklin, der berühmte Amerikaner, seine erste Reise nach England machte, hielt er sich längere Zeit in den Fabrikdistrikten im Norden auf. Sein Diener, ein Negersklave, den er mit von Amerika gebracht hatte, ein treuer Mensch, aber ein Erz-Nigger, schien der gewaltigen Betriebsamkeit in Birmingham, Manchester

und Lancashire eben so große Aufmerksamkeit zu widmen wie sein Herr. Aber der Gesichtspunkt, von welchem er seine Beobachtungen anstellte, war etwas eigenthümlicher Art, wie die folgende Anekdote zeigt, die Franklin selbst mit großem Ergötzen wieder erzählte. Massa, redete Sambo einst den Doktor an, England sonderbar Land, Massa all arbeiten, Männer arbeiten, Weiber arbeiten, klein Kind arbeiten, Feuer arbeit, Wasser arbeit, Luft arbeit, Pferd arbeit, Kuh arbeit, Bull arbeit, Esel arbeit, all arbeit. Nur Schwein arbeit nich, Schwein ißt, Schwein trinkt, Schwein schläft, wo will, Schwein lustig singt, Schwein brummig schilt Arbeitsleute, Schwein thut nichts, Schwein geht auf und nieder, und spaziert den ganzen Tag herum wie ein wahrer Gentleman, bloß hat kein Hemd an, kein Hut auf, keine Perücke auf dem Kopf, geht barfuß, und weiß nicht, wie viel Uhr es ist, sonst ganz und gar Gentleman. O die glücklich Schwein! Sambo möchte wohl Schwein seyn in England, wenn nich — Wenn nicht was? unterbrach ihn der Doktor. Wenn nicht Wurstmachen und geräucherte Schinken, Massa.

122.

Der Eber und die Hirtenknaben.

Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalde im Spessart das Vieh ihrer Aeltern und Herren. In der Langweile trieben sie allerlei, und ahmten unter einander, wie dieses Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der eine von ihnen: Ich will der Dieb seyn. So will ich das Oberamt seyn, sagte der zweite. Seyd ihr die Gerichtsdiener, sagte er zum dritten und vierten; und du bist der Henker, sprach er zum fünften. Gut. Der Dieb stiehlt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer, und setzt sich auf flüchtigen Fuß. Der Bestohlene klagt beim Oberamt; die Gerichtsdiener streifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohlen Baum, und liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdessen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Missethäter kurz und gut einen Strick um den Hals, und henkt ihn im Unverstand und Leichtsinn an einen Aststumpen an einem Baumstamm, also daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, — denkt, ein paar Augenblicke kann er's schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gesträuch; ein schwarzer Hauer (ein wildes Schwein) bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor, und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halb zu Muthe war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben,

erschrecken, meinen, es sey der böse Feind, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen in's Dorf, und erzählt, was geschehen sey. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulösen, war er erstickt und todt. Dieß ist eine Warnung. Das Oberamt und die Gerichtsdiener kamen nachher auf drei Wochen in's Zuchthaus, und der Henker auf sechs. Daß aber der Eber soll der schwarze Feind gewesen seyn, hat sich nicht bestätigt. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forstamt geliefert; der Schwarze aber befindet sich noch am Leben.

123.

Das Pferd.

Das Pferd ist ein gelehriges, dazu auch ein sehr schönes Thier, ausgezeichnet durch seine großen Augen und seinen edlen, stolzen Anstand. Wie die Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Hunde, sind auch die Pferde gegenwärtig über die ganze Welt verbreitet, fast so weit als die Menschen selbst. Wilde Pferde findet man noch in Mittelasien, östlich vom kaspischen Meere, verwilderte in Amerika, dessen Bewohner, als sie zum ersten Mal spanische Reiter sahen, meinten, Mensch und Pferd wären zusammengewachsen, und machten Ein Wesen aus. In Südamerika leben oft etliche tausend verwilderte Rosse beisammen. Diese rennen, wenn sie Hauspferde sehen, auf dieselben zu, wiehern, schmeicheln ihnen, und bestimmen sie endlich, mit ihnen zu gehen, so daß die Reisenden zu Fuß fortwandern müssen. Man kann solche verwilderte Pferde durch vieles Lärmen vertreiben, wobei aber manchmal die ganze, zahlreiche Herde dicht geschlossen mehrere Kreise um die Reisenden läuft, ehe sie umkehrt. Die Indianer am Orinoko schwingen sich sehr geschickt auf die wilden Pferde, klammern sich mit den Knien fest, und lassen sie dann so lange fortrennen, bis sie vor Müdigkeit zusammensinken. Dadurch werden die Pferde so zahm, daß sie ihrem Bändiger wie Hunde nachfolgen. Auf ähnliche Weise zähmen die Kalmücken die wilden Pferde.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Pferdes gehört, daß es sich durch Ausschlagen mit den Hinterbeinen vertheidigt; manche beißen aber auch. Beim Saufen taucht es Maul und Nase tief ein, und zieht das Wasser mit einem Athemzug in sich; seine Zunge ist zu plump, als daß es sie, wie der Hund, statt einer Schaufel gebrauchen könnte. Es sieht auch im Finstern, und findet den Weg, wo ihn kein Mensch mehr sieht. Wenn zur Regenzeit alle Wege überschwemmt sind, so trägt es doch den Reiter, wenn er es ruhig gehen läßt, bei Nacht wie bei Tag sicher fort. Der Schlaf des Pferdes ist kurz, und dauert oft nur 2—3 Stunden; manche legen sich nicht einmal. Es kann über 40 Jahre leben, ist aber vielen

Krankheiten unterworfen; und die Thierärzte sind im Grunde nur Roßärzte.

Die Steppenbewohner des mittlern Asiens essen das Fleisch der Pferde, und haben immer welches hinter ihrem Sattel, um davon sogleich abzuschneiden, wenn sich der Hunger meldet. Selbst in Moskau kauft man es in der Fleischbank. Etliche Völker genießen auch die Pferdemilch, und bereiten daraus eine Art Brandwein. Aus den Haaren werden Bogen zu Instrumenten, Siebe, Polster, Seile, Angelschnüre gemacht, aus dem Horn ihrer Hufe Kämme; die Haut gibt gutes Leder zu Geschirr und Riemen.

Die arabischen Pferde sind die schönsten und besten, besonders zum Reiten. Die ärmsten Araber halten Pferde, allein lieber Stuten als Hengste*), weil jene Hunger und Durst besser ertragen können. Von manchen Pferden haben sie Stammbäume, die bis zu den Leibrossen des Königs Salomo, oder wenigstens des Propheten Muhamed hinauf reichen. Das Pferd gehört bei ihnen mit zur Familie, schläft mit ihnen in Einem Zelt und auf Einer Streu, wird nicht geschlagen, sondern im Gegentheil sehr freundlich behandelt, geht aber auch selber zart und vorsichtig mit seinen Herren, namentlich den Kindern um. Diese schlafen bisweilen auf dem Leib oder dem Hals eines Pferdes; und das Thier vermeidet jede Bewegung, durch welche ein Kind beschädigt werden könnte. Es schreitet im Zelt oder Zimmer umher, ohne jemand von den Leuten zu treten, die auf dem Boden liegen. Die leichteste Bewegung mit dem Steigbügel ist hinreichend, es in pfeilschnelle Bewegung zu setzen. Wenn der Reiter herunter fällt, so bleibt es stehen, bis er wieder aufsteigt. Es springt über Gräben und Hecken, und läuft einem Strauße gleich. Die Araber füttern ihre Pferde mit Gerste, Datteln und Kameelsmilch, putzen sie sehr sorgfältig**), und lassen sie den ganzen Tag aufgezäumt und gesattelt.

Den arabischen am nächsten stehen die barbarischen oder Berber, aus der Berberei in Nordafrika. Unter ihnen sollen die aus Marokko die schönsten seyn. Wie die arabischen Pferde, so werden auch die der Berberei durch Liebkosungen so zahm und gelehrig, daß man sie im stärksten Laufe anhalten, von denselben absteigen und, ohne sie anzubinden, weit weg gehen kann; sie bleiben ruhig stehen, bis der Reiter wieder

---

*) Das männliche Pferd heißt Hengst, das weibliche Stute, das Junge Fohlen oder Füllen, ein schlechtes Pferd Mähre, ein kleines Klepper.

**) Man sagt, der Striegel sey bei Pferden, die gebraucht werden, so nöthig als das Futter. Denn der Pferdeschweiß ist so scharf, daß er die Haut zernagt, wenn man ihm Zeit läßt, sich fest anzuhängen; und dann hat das arme Thier weder Tag noch Nacht Ruhe.

kommt. Von den arabischen und barbarischen stammen die englischen ab, die sich durch Stärke, Schnelligkeit und Ausdauer hervorthun. Den ersten Rang aber unter den europäischen Pferden behauptet das spanische, mit seinen feurigen Augen und seinem stolzen Gange. Es verräth seine Müdigkeit nicht, bis es stürzt. Auch die deutschen Pferde sind schön, doch gewöhnlich etwas schwerfällig und von kurzem Athem. Dagegen rühmt man ihre deutsche Redlichkeit und Unverdrossenheit. Bessere Läufer sind die kleinen Ungarn, Polen und Russen. Die Neapolitaner, welche man gern an Paradekutschen spannt, sollen boshaft und ungelehrig seyn. Die Friesen haben sehr lange Haare an den Füßen. Die Dänen sind gute Springer. Die Türken werden bald müde, und sind sehr empfindlich. In Persien bedient man sich beim Reiten keines Sporns; auch der Steigbügel ist dort überflüssig, weil das Pferd niederkniet, wenn der Reiter aufsteigt. Die indischen Pferde sind schlecht, klein und träge. Man sah in jenem Lande einen Prinzen bisweilen ein Pferd reiten, das nicht größer als ein Windhund war.

Auch in den kalten Nordländern sind die Pferde klein und unansehnlich. Doch haben sie die gute Eigenschaft, auf den steilsten Felsen mit einem Reiter auf und ab zu klettern. Auch sind sie so muthig, daß selbst die Bären vor ihnen Respekt haben müssen. Denn wenn ein Bär eine Stute mit Füllen anpacken will, so läßt sie diese hinter sich treten, und gebraucht dann ihre Vorderfüße wie ein Paar Trommelstöcke auf dem Kopfe des Bären. Gelingt es aber diesem, von hinten auf ihren Rücken zu springen, so ist sie verloren, und rennt mit dem grausamen Reiter fort, bis sie todt niederstürzt.

124.

Pferd und Füllen.

Springe nur, Füllen, mein fröhlich Kind, her und hin, hurtig wie der Wind; bist noch ein Weilchen frank und frei; wirst du erst groß, dann ist's vorbei, hast dann Müh' und Arbeit genug, trägst den Reiter, ziehest den Pflug.

Das Füllen sprang mit frohem Sinn so hurtig neben der Mutter hin, und durfte spielen und scherzen bloß; so wurd' es gar schön und stark und groß. Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren, da konnt' es den schwersten Wagen fahren.

125.

Der Knabe und das Füllen.

Komm, Füllen, komm, laß mich hinauf! Wir wollen reiten bergab, bergauf. — Nein, Knabe, zu schnell ist dir mein Trab; ich würfe dich unversehens herab. Dort an der Ecke steht ein Pferd, das ist solch eines Reiters werth.

Er wollt' es noch fassen mit seiner Hand; da war's wie ein Blitz davon gerannt. Er rümpfte die Nase, und trabte dann mit dem Steckenpferde bergab, bergan. Wenn er groß wird, so hat er sich's vorgenommen, will er doch noch auf das Füllen kommen.

126.

Bucephalus.

Dem König Philippus von Macedonien wurde einmal ein wildes thessalisches Pferd für den Preis von 13 Talenten angeboten. Das war freilich sehr theuer; denn ein Talent galt 2448 Gulden. Dazu war das Pferd eben so unbändig als kraftvoll und schön. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran; aber es ließ keinen aufsitzen; und Philippus befahl endlich, das Thier als unbrauchbar wegzuführen. Alexander aber, der junge Sohn des Philippus, rief: Welch ein Pferd verlieren sie da, weil sie es nicht zu behandeln verstehen! Er erhielt die Erlaubniß, noch einen Versuch zu wagen, ergriff das Pferd beim Zügel, führte es gegen die Sonne, da er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute, streichelte es lange, ließ dann unbemerkt seinen Mantel fallen, und schwang sich plötzlich hinauf. Das Thier flog blitzschnell mit ihm davon; und Philipp zitterte für ihn. Als er aber nach einiger Zeit glücklich zurückkam, und vor ihren Augen das feurige Roß nach Willkür tummelte, da staunten alle, und Philipp umarmte ihn, und rief mit Freudenthränen: Mein Sohn, suche dir ein andres Königreich; Macedonien ist für dich zu klein.

Man sagt, dieses Pferd habe auch späterhin niemand als den Alexander aufsitzen lassen, wenn dieser aber reiten wollte, sey es niedergekniet. Er nannte es nach seinem eigenthümlich gestalteten Kopfe Bucephalus, Rindskopf, und ritt es gewöhnlich in den Schlachten, z. B. in der Schlacht bei dem Dorfe Gaugamela im Okt. 331 v. Chr. Vor der Schlacht saß er auf andren Rossen, um die Kraft des edlen Thieres zu schonen. Als er später i. J. 327 am Flusse Hydaspes den indischen König Porus besiegte, dem damals sein treuer und geschickter Elephant das Leben rettete*), wurde Bucephalus tödtlich verwundet, drang aber doch noch mit seinem Herrn durch einen Schwarm von Feinden, welcher ihn umringt hatte, und fiel dann todt nieder. Es war 30 Jahre alt geworden. Alexander betrauerte das treffliche Streitroß wie einen werthen Freund, und nannte ihm zu Ehren eine Stadt, die er am Ufer des Hydaspes bauen ließ, Bucephala.

---

*) S. S. 282.

127.

Das blinde Roß.

Was ragt dort für ein Glockenhaus im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volkslust oder Schrecken ein, wann diese Glocke schallt?
Und was besagt das Bild von Stein in hoher Roßgestalt?

Ihr seyd der erste Fremde nicht, der nach den Dingen fragt.
Was unsre Chronik davon spricht, sey willig Euch gesagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt das edle Alterthum;
Und unsrer wackern Väter Geist umschwebt es noch mit Ruhm.

Undank war schon zu ihrer Zeit der schnöde Lohn der Welt.
Drum hat der Alten Biederkeit dieß Schrecknis aufgestellt.
Wer jener Schlange Stich empfand, dem war die Macht verlieh'n,
Er konnte stracks mit eigner Hand die Rügenglocke zieh'n.

Da kam, wenn's auch bei Nacht geschah, die Obrigkeit herbei,
Und fragte, forschte, hört' und sah, was hier zu schlichten sey.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold, mocht's Herr seyn oder Knecht;
Die Richter sprachen ohne Sold für jeden gleiches Recht.

Es sind wohl hundert Jahre her, da lebte hier ein Mann,
Der durch geschäftigen Verkehr viel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte seine Tracht, sein Keller und sein Herd.
Auch hielt er sich zur Lust und Pracht ein wunderschönes Pferd.

Einst ritt er in der Dämmerung, da stürzten aus dem Hain
Mit Mordgeschrei und Tigersprung sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedräut, hing nur an einem Haar;
Doch seines Rosses Schnelligkeit entriß ihn der Gefahr.

Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt, ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt, des Pferdes Tugend aus,
Und that ein heiliges Gelübd: Mein Schimmel soll fortan
Den besten Haber, den es gibt, sein Leben lang empfah'n.

Allein das gute Thier ward krank, ward steif und lahm und blind;
Und den ihm angelobten Dank vergaß sein Herr geschwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth, und trieb es, Knall und Fall,
Weil niemand einen Heller bot, mit Schlägen aus dem Stall.

Es harrte sieben Stunden lang gesenkten Haupts am Thor;
Und wenn ein Tritt im Hause klang, da spitzt' es froh das Ohr.
Doch glänzte schon der Sterne Pracht, und niemand rief's hinein,
Und es durchschlief die kalte Nacht auf frostigem Gestein.

Und noch am andern Tage blieb der arme Gaul dort steh'n,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb, nach Nahrung fortzugeh'n.

Die Sonne strahlte hell; doch ihn umhüllte Finsterniß.
Das Roß, das sonst geflügelt schien, ging sacht' und ungewiß.
Es schnob und hob vor jedem Tritt den rechten Fuß voran,
Und prüfte tastend, Schritt vor Schritt, die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gassen streifte so am Boden hin sein Mund;
Und ein verstreutes Hälmchen Stroh war ihm ein werther Fund.
Schon von des Hungers wilder Macht verzehrt bis auf's Gebein,
Gerieth es einst um Mitternacht in's Glockenhaus hinein.
Es suchte gierig Sättigung, ergriff der Glocke Strang,
Und setzte nagend sie in Schwung, daß sie die Stadt durchklang.
Den Richtern scholl der Ruf in's Ohr; sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor, als sie den Kläger sah'n.
Sie kehrten nicht mit Scherz und Spott zurück in ihr Gemach;
Sie riefen staunend: Es war Gott, der durch die Glocke sprach.
Und auf den Markt geladen ward der reiche Mann sofort.
Geweckt vom Boten, sprach er hart: Ihr träumt; was soll ich dort?
So ging er trotzig; doch er stand zur Demuth schnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand, und mitten drin sein Pferd.
Kennt Ihr dieß Wesen? hob das Haupt der edlen Richter an.
Des Lebens wär't Ihr längst beraubt, hätt's nicht so brav gethan.
Und was ist seiner Treue Lohn? Ihr gebt's, Ihr Mann von Eis,
Dem Wettersturm, der Buben Hohn, dem Hungertode preis!
Die Rügenglocke hat getönt; der Kläger stehet hier.
Durch nichts wird Eure That beschönt; und so gebieten wir,
Daß Ihr sogleich das treue Pferd in Euern Hausstall führt,
Und bis an's Ende pflegt und nährt, wie's Euch als Christ gebührt.
Der Reiche sah zwar Anfangs scheel, weil ihn der Spruch verdroß.
Doch fühlt' er seines Undanks Fehl, und führte heim sein Roß.
So meldet ehrlich, kurz und plan die Chronik den Verlauf;
Und zum Gedächtniß stellte man nachher das Steinbild auf.

128.

Der alte schwäbische Ritter an seinen Sohn.

Sohn, da hast du meinen Speer; meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dieß Geschoß; tummle du forthin mein Roß.
Siehe, dieß nun weiße Haar deckt der Helm schon fünfzig Jahr.
Jedes Jahr hat eine Schlacht Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.
Herzog Rudolph hat dieß Schwert, Axt und Kolbe mir verehrt.
Denn ich blieb dem Herzog hold, und verschmähte Heinrichs Sold.
Für die Freiheit floß das Blut seiner Rechten; Rudolphs Muth
That mit seiner linken Hand noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr, und wappne dich. Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms ob der Schwäche meines Arms.
Zücke nie umsonst dieß Schwert für der Väter freien Herd.
Sey behutsam auf der Wacht; sey ein Wetter in der Schlacht.
Immer sey zum Kampf bereit; suche stets den wärmsten Streit.
Schone deß, der wehrlos fleht; haue den, der widersteht.
Wenn dein Haufe wankend steht, ihm umsonst das Fähnlein weht:
Trotze dann, ein fester Thurm, der vereinten Feinde Sturm.
Deine Brüder fraß das Schwert, sieben Knaben, Deutschlands werth.
Deine Mutter härmte sich stumm und starrend, und verblich.
Einsam bin ich nun und schwach; aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal, als der sieben andern Fall.
Drum so scheue nicht den Tod, und vertraue deinem Gott.
So du kämpfest ritterlich, freut dein alter Vater sich.

Anmerkungen. Herzog Rudolph von Schwaben, von etlichen Reichsfürsten i. J. 1077 als Gegenkaiser Heinrichs IV., seines Schwagers (des Franken), erwählt und zu Mainz gekrönt, wurde von Heinrich bei Mellerstadt in Franken 1078 geschlagen, und verlor in einer zweiten für ihn unglücklichen Schlacht, bei Merseburg, 1080 die rechte Hand. — Konrad III. Herzog von Schwaben, wurde 1138 Kaiser, und rüstete sich sofort zum Kampfe gegen seinen Mitbewerber um die Krone, den Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen. — Kolbe, Streitkolben, eine Keule als Kriegswaffe.

129.

Schwäbische Kunde *).

Als Kaiser Rothbart lobesam zum heil'gen Land gezogen kam, da mußt' er mit dem frommen Heer durch ein Gebirge, wüst und leer. Daselbst erhob sich große Noth. Viel Steine gab's und wenig Brod; und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan. Den Pferden war's so schwach im Magen; fast mußte der Reiter die Mähre tragen.

Nun war ein Herr aus Schwabenland, von hohem Wuchs und starker Hand; deß Rößlein war so krank und schwach, er zog es nur am Zaume nach. Er hätt' es nimmer aufgegeben, und kostet's ihn das eigne Leben. So blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück. Da sprengten plötzlich in die Quer fünfzig türkische Reiter daher. Die hoben an auf ihn zu schießen, nach ihm zu werfen mit den Spießen.

Der wackre Schwabe forcht' sich nit, ging seines Weges Schritt vor Schritt, ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken, und thät nur

*) Die hier erzählte Heldenthat des schwäbischen Ritters geschah vor der Schlacht bei Ikonium in Kleinasien, welche der deutsche Kaiser Friedrich I. im Jahre 1190 den Türken lieferte.

spöttlich um sich blicken, bis einer, dem die Zeit zu lang, auf ihn den krummen Säbel schwang. Da wallt dem Deutschen auch sein Blut; er trifft des Türken Pferd so gut, er haut ihm ab mit einem Streich die beiden Vorderfüß' zugleich. Als er das Thier zu Fall gebracht, da faßt er erst sein Schwert mit Macht, er schwingt es auf des Reiters Kopf, haut durch bis auf den Sattelknopf, haut auch den Sattel noch zu Stücken, und tief noch in des Pferdes Rücken. Zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Türken herunter sinken. Da packt die andern kalter Graus; sie fliehen in alle Welt hinaus; und jedem ist's, als würd' ihm mitten durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

Drauf kam des Wegs eine Christenschaar, die auch zurückgeblieben war; die sahen nun mit gutem Bedacht, was Arbeit unser Held gemacht. Von denen hat's der Kaiser vernommen; der ließ den Schwaben vor sich kommen, und sprach: Sag an, mein Ritter werth! wer hat dich solche Streich' gelehrt? Der Held bedacht' sich nicht zu lang: Die Streiche sind bei uns im Schwang; sie sind bekannt im ganzen Reiche; man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.

130.

Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht die Welt dem Morgen entgegen. Noch erwachte die Welt vom Schlummer nicht, da begann sich's im Thale zu regen. Und es klingt herauf wie Stimmengewirr, wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr; und tief aus dem Wald zum Gefechte sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß, wie Brausen des Sturms und Gewitter, und voran auf feurig schnaubendem Roß der Harras, der muthige Ritter. Sie jagten, als gält' es den Kampf um die Welt, auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld, den Gegner noch heut zu erreichen, und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht durch den fröhlich aufglühenden Morgen. Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht; es lauert nicht länger verborgen. Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt; das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite; und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd widerklingt von ihren gewaltigen Streichen! Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt, und die schnaubenden Rosse steigen. Aus tausend Wunden strömt schon das Blut; sie achten's nicht in des Kampfes Gluth, und keiner will sich ergeben; denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft; der Ueber-

macht muß es erliegen. Das Schwert hat die meisten hinweggerafft; die Feinde, die mächtigen, siegen. Unbezwingbar nur, eine Felsenburg, kämpft Harras noch und schlägt sich durch; und sein Roß trägt den muthigen Streiter durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht, jagt irrend durch Flur und Gehege. Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht; er verfehlt die betretenen Stege. Da hört er die Feinde hinter sich drein; schnell lenkt er tief in den Forst hinein. Und zwischen den Zweigen wird's helle; und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand, hört unten die Wogen brausen; er steht an des Tschopau=Thals schwindelndem Rand, und blickt hinunter mit Grausen. Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n sieht er seine schimmernde Feste steh'n. Sie blickt ihm freundlich entgegen, und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüber rief; doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel; und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief, schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel. Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab, und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab; er hört, wie von allen Seiten ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand, ob Tod in den Wogen er wähle? Dann sprengt er vor an die Felsenwand, und befiehlt dem Herrn seine Seele. Und näher schon hört er der Feinde Troß; aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß. Doch er spornt's, daß die Fersen bluten; und es setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt; ihn beschützen höhre Gewalten. Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt, der Ritter ist wohl erhalten. Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand; und die Seinen steh'n an des Ufers Rand, und begrüßen freudig den Schwimmer. Gott verläßt den Muthigen nimmer.

131.

Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn; der Knecht wär selber ein Ritter gern. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain, und den Leib versenket im tiefen Rhein, hat angeleget die Rüstung blank, auf des Herrn Roß sich geschwungen frank.

Doch als er sprengen will über die Brück, da stutzet das Roß und bäumt sich zurück. Und als er die güldenen Sporen ihm gab, da schleudert's ihn wild in den Strom hinab. Mit Arm und Fuß er rudert und ringt; der schwere Panzer ihn niederzwingt.

132.

Der Reiter Stauf.

„Wie heißt, der dort am Flügel steht?“ — Stauf heißt er, Ihro Majestät! Da sah mich Kaiser Joseph an, und sprach: „Das ist ein hübscher Mann!“ Dann kam er auf mich zugeritten. Stauf! dacht' ich, solltest um was bitten. Doch schlage gleich das Wetter drein! fiel mir just damals gar nichts ein.

„Was für ein Landsmann, liebes Kind?“ — Aus Böhmen, sagt' ich. — „Ei, das sind recht brave Bursch; und wo denn da?“ — Ihr' Majestät! aus Slatowa. Mein Vater war der große Schreiner, und doch um einen Zoll noch kleiner, als ich. — „Schon gut, schon gut, mein Sohn.“ Ich wette drauf, er kannt' ihn schon.

Er sah auf's Pferd, dann zu mir 'nauf. Ich blies, wie sich's gebührt, mich auf. Da hat er fein mich angelacht, und mir ein Compliment gemacht. Mein Lebtag kann ich's nicht vergessen. Hab' ich gleich manchmal nichts zu essen, so denk' ich: Hat dich angelacht, und dir ein Compliment gemacht!

Hört an, wie ging's bei Orsowa? Kaum stand ich als Vedette *) da, kam euch auf hundert Schritt heran ein reicher Kerl, ein Muselmann. Der ließ ein großes Goldstück sehen; dafür sollt' ich hinüber gehen. Hm! dacht ich, Stauf! jetzt desertir! Führst doch ein schlechtes Leben hier. Doch plötzlich fiel mir wieder ein: Pfui! schäm dich, Stauf! das war nicht fein. Da faßt' ich frischen guten Muth: Reiß aus, verdammtes Türkenblut! schrie ich mit grimmiger Geberde. Meinst du, daß ich dir folgen werde? Mich hat mein Kaiser angelacht, und mir ein Compliment gemacht!

O wüßten das die großen Herrn, wie rückten sie die Hüte gern vor einem armen Kerl wie ich; er lebe noch so kümmerlich: ein einz'ger Blick von unserm Fürsten gibt süße Labe, wenn wir dürsten; ein Rucker mit dem Tressenhut macht alles Elend wieder gut.

Ich denk so manchmal hin und her: Kommt doch kein Kaiser Joseph mehr! Wenn einem der in's Auge sah, das war, mein Seel, ein Gloria! Drum, Kameraden, muß ich sterben, sollt ihr die Extra-Stiefel erben. Nur sorgt dafür und prägt's euch ein, setzt mir einmal einen Leichenstein. Ein tüchtiger Scriblifax schreib drauf: Hier liegt der Reiter Johann Stauf. All sein Gewehr hielt, Gott sey Dank! er immer rein und spiegelblank. Sein Pferd war gut; auch konnt' er reiten, und mit dem Teufel selber streiten. Sein Kaiser hat ihn angelacht, und ihm ein Compliment gemacht.

*) Vorposten-Wache.

133.

Die Feldflasche.

Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch! Seht her, mein Arm ist schwach. Ich trag' ihn in der Binde noch. Drum, Leutchen, fein gemach! Zerbrecht mir nur die Flasche nicht; sonst werd' ich wild und kraus. Wenn diese Flasche mir zerbricht, sind alle Freuden aus.

Bekümmert euch die Flasche so? Was wird denn viel dran seyn? Das schlechte Glas, das Bißchen Stroh, und drin ein Tröpfchen Wein! — Ei, Leutchen, die ihr's nicht versteht, nehmt nur die Flasch' heraus. Wenn ihr sie um und um beseht, mein König trank daraus!

Bei Leipzig, wie ihr's alle wißt, war's just kein Kinderspiel. Vom Kugelregen hart begrüßt, sank ich im Schlachtgewühl. Man trug mich fort, dem Tode nah, zog mir die Kleider aus. Doch hielt ich fest die Flasche da; mein König trank daraus!

Der König hielt in unsern Reih'n; wir sah'n sein Angesicht. Kartätschen flogen auf uns ein; er hielt, und wankte nicht. Er durstete; ich sah's ihm an, nahm mir den Muth heraus, und bot ihm meine Flasche an; und er — er trank daraus!

Und klopft' mich auf die Schulter hier, und sprach: „Schön Dank, mein Freund! Dein Labetrunk behagte mir; es war recht gut gemeint." Dieß freute mich denn gar zu sehr. Kamraden! rief ich aus, wer zeigt noch so ein Fläschchen her? Mein König trank daraus.

Die Flasche zwingt mir niemand ab; sie ist mein bester Schatz; und sterb' ich, stellt sie auf mein Grab, und drunter diesen Satz: Er focht bei Leipzig, der hier ruht in diesem stillen Haus. Die Flasche war sein höchstes Gut; sein König trank daraus.

134.

Die Tabakspfeife.

„Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen? Weis't her! Ein Blumentopf von rothem Thon, mit goldnen Reifchen. Was wollt Ihr für den Kopf?"

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen. Er kommt vom bravsten Mann, der ihn, Gott weiß es! einem Bassen bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute! Es lebe Prinz Eugen! Wie Grummet sah man unsre Leute der Türken Glieder mäh'n.

„Ein andermal von Euern Thaten! Hier, Alter, seyd kein Tropf, nehmt diesen doppelten Dukaten für Euern Pfeifenkopf."

Ich bin ein armer Kerl, und lebe von meinem Gnadensold; doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe ich nicht um alles Gold.

Hört nur: einst jagten wir Husaren den Feind nach Herzenslust; da schoß ein Hund von Janitscharen den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel, — er hätt' es auch gethan, — und trug ihn sanft aus dem Getümmel zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende reicht er mir all sein Geld und diesen Kopf, drückt mir die Hände, und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken, der dreimal Plündrung litt. So dacht' ich; und zum Angedenken nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen sie wie ein Heiligthum, wir mochten weichen oder siegen, im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife das Bein durch einen Schuß. Da griff ich erst nach meiner Pfeife, und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Vater, bis zu Zähren. O sagt, wie hieß der Mann? damit auch mein Herz ihn verehren und ihn beneiden kann."

Man hieß ihn nur den tapfern Walter; dort lag sein Gut am Rhein .... „Das war mein Ahne, lieber Alter, und jenes Gut ist mein."

„Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben. Vergesset Eure Noth. Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben, und eßt von Walters Brod."

Nun top! Ihr seyd ein wackrer Erbe. Ich ziehe morgen ein; und Euer Dank soll, wenn ich sterbe, die Türkenpfeife seyn.

135.

Der Hufnagel.

Es ritt ein Herr, das war sein Recht; zu Fuße ließ er geh'n den Knecht; er reitet über Stock und Stein, daß kaum der Knecht kann hinterdrein. Der treue schleppt sich hinterher dem leichten Ritt, und fürchtet sehr, zu Falle komm' er schwer.

Herr! Herr! erschallt des Knechtes Ruf, ein Nagel ging euch los vom Huf; und schlagt ihr nicht den Nagel ein, so wird der Huf verloren seyn. — Ei, Nagel hin, und Nagel her! Der Huf hat ja der Nägel mehr, und hält noch ohngefähr.

Und wieder schallt des Knechtes Ruf: Herr! losgegangen ist ein Huf; und schlagt ihr nicht das Eisen an, so ist es um das Roß gethan. — Hufeisen hin, Hufeisen her! Das Rößlein hat Hufeisen mehr, und geht noch wie vorher.

Und eh der dritte Ruf erschallt, da ist er an den Stein geprallt. Das Rößlein liegt, und steht nicht auf; geendet ist des Herren Lauf. Er spricht nicht mehr: Roß hin, Roß her! Er rafft sich auf, und schreitet schwer mit seinem Knecht einher.

136.

Sperling und Pferd.

Pferdchen, du hast die Krippe voll; gibst mir wohl auch einen kleinen Zoll, ein einziges Körnlein oder zwei; du wirst noch immer satt dabei. — Nimm, kecker Vogel, nur immer hin; genug ist für mich und dich darin.

Und sie aßen zusammen, die zwei, litt keiner Mangel und Noth dabei. Und als dann der Sommer kam so warm, da kam auch manch böser Fliegenschwarm. Doch der Sperling fing hundert auf einmal: da hatte das Pferd nicht Noth noch Qual.

137.

Pferd, Fuchs und Esel.

Ein Pferd ist doch ein schönes Thier, Herr Esel! sprach der Fuchs. Schon steh' ich eine Stunde hier, betrachtend diese da. O welch ein Wuchs! Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben so zierlich, leicht und schön im Klee herum. In meinem Leben hab' ich nichts Artigers geseh'n. O bleibe doch ein Weilchen bei mir steh'n. Warum? Um ihre Sprüng' und Schönheit anzuseh'n. — Das wäre wohl der Mühe werth! Ich springe dir so gut als dort das beste Pferd! — Ei, welch ein Wunder wäre das! Du solche Sprünge machen? — Der Esel sprang; der Fuchs warf sich in's Gras, und wollte sich zu Tode lachen.

138.

Der Esel.

Esel hat es in Europa schon etliche gegeben, die sehr berühmt geworden und zu großem Ansehen gekommen sind. Und dieses hat der Esel des Hauptmann Dundas in Malta wirklich verdient; denn dieser Esel gehört zu den merkwürdigsten reisenden Personen unsers Zeitalters, und lebt vielleicht noch heute in großen Ehren. Derselbe war nämlich im März 1816 am Bord der Fregatte Ister (Kapitän Forrest) in Gibraltar eingeschifft worden, um zu seinem Herrn nach Malta gebracht zu werden. Aber das Schiff stieß bei der Gat-Spitze auf eine Sandbank; und der Esel wurde, weil er wohlbeleibt und schwer war, in's Meer geworfen daß er, wo möglich, sein Heil mit Schwimmen versuchen möchte. Und siehe da, nach etlichen Tagen, als man die Thore in Gibraltar aufthat, kam unser Esel herein, und stellte sich vor den Stall des Meister Week hin, bei dem er einige Zeit in Kost und Logis gewesen. Der scharfsinnige Langohr hatte in wenigen Tagen einen ihm vorher ganz unbekannten Weg von mehr als 50 Stunden über Berg und Thal und manchen Gebirgsstrom hinüber gemacht, um seinen alten Wirth, bei dem es ihm wohl gegangen, wieder aufzusuchen, — und zwar in

einem Lande, wo man nicht einmal sein ehrliches deutsches Ja verstand, und er also keinen Menschen um den Weg fragen konnte.

Ueberhaupt sind die Esel schon in Frankreich und Italien, und durchgängig in den wärmeren Ländern, viel feinere Thiere als bei uns. Denn sie können die Kälte nicht ertragen, und scheinen daher bei uns, wo es kalt ist, so träg und dumm, während sie in warmen Ländern gar munter und klug sind. Auch werden sie dort besser gepflegt. Bei uns wendet man große Sorgfalt und vielen Unterricht auf die Pferde; der Esel dagegen wird den Knitteln ungeschliffener Knechte und dem geschäftigen Muthwillen der Kinder überlassen. Er frißt die schlechtesten Pflanzen, die das stolze Pferd nicht anrührt; im Trinken aber nimmt er es etwas genauer; denn er säuft nur klares Wasser. Auch verlangt er einen trockenen, reinlichen Stall. Weil man sich selten Zeit läßt, ihn zu striegeln, so wälzt er sich oft in Disteln und Farrenkräutern, um sich selber diesen Dienst zu leisten. Dieß thut er auch dann, wenn er beladen ist, wodurch er sich freilich manche Züchtigung zuzieht. In seiner ersten Jugend ist der Esel ungemein lustig und drollig; aber es dauert nicht lange, so stellt sich seine traurige Schwerfälligkeit ein. Ueber seinen Rücken und die Schultern läuft ein schwarzer Strich in Form eines Kreuzes. Sein Gesicht ist scharf, noch schärfer sein Geruch und Gehör. Legt man ihm zu viel auf, so hängt er den schweren Kopf und die langen, schlaffen Ohren. Quält man ihn, so zieht er seine Lippen auf eine höchst widrige Weise einwärts. Hält man ihm die Augen zu, so bleibt er unbeweglich. Wenn er daher so liegt, daß das eine Auge die Erde berührt, und man bedeckt ihm das andre mit einem Holz oder Stein, so regt er sich nicht. Unter allen haarigen Thieren hat keines weniger vom Ungeziefer auszustehen; die harte, trockne Haut scheint ihm gegen dasselbe eben so nützlich als gegen Schläge zu seyn. Sein Schlaf ist noch kürzer als der Schlaf des Pferdes; und er muß sehr müde seyn, wenn er sich dazu niederlegt. Die schönsten und kostbarsten Esel findet man in Arabien.

Der G a n g des Esels ist langsam, aber s i c h e r; daher nimmt man ihn gern zu Gebirgsreisen. Die M i l c h wird als Heilmittel für die Schwindsucht empfohlen. Doch muß man dazu eine junge, gesunde Eselin wählen, sie reinlich halten, und mit Heu, Haber, Gerste und Kräutern gut füttern, das Junge von ihr entfernen, auch die Milch weder kalt werden lassen, noch der Luft aussetzen. — P o p p ä a, die Frau des römischen Kaisers Nero, hielt sich einige hundert Eselinnen, in deren Milch sie sich badete, um ihre Haut zu verschönern. — Die Dicke und Spannkraft der E s e l s h a u t macht dieselbe sehr brauchbar. Man verfertigt daraus Siebe, Trommeln, Schuhe, Pergament ꝛc. Die

Türken machen aus derselben den sogenannten Chagrin, mit welchem man Sackuhren, Degenscheiden, Schreibtafeln, Futterale u. dergl. überzieht.

Der wilde Esel (Kulan genannt) ist schlank und hurtig, und läßt sich schwer zähmen. Die Jagd dieser Thiere hat der jüdische König Herodes jeder andern vorgezogen und, wie Josephus erzählt, einmal an einem einzigen Tage 40 erlegt.

139.

Räthsel.

Esel, ein Räthsel rath einmal: Es ist ein Thier gar grau und fahl, hat kurzen Verstand und Ohren lang, schreit Ya und schleicht mit trägem Gang. — Nein, Knabe, das ist mir zu schwer und fein. Was mag das für ein Thierchen seyn?

Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu: Ei schäme dich, Esel, das bist du. Er hört' es; doch konnt' er's noch nicht fassen. Da hat ihn der Knabe im Zorn verlassen. Warum auch hat er nicht dran gedacht? Der Esel ist nicht zum Rathen gemacht.

140.

Des Esels Klage und Trost.

Hab nichts, mich dran zu freuen, bin dumm und ungestalt, ohne Muth und ohne Gewalt. Mein spotten und mich scheuen die Menschen jung und alt; bin weder warm noch kalt.

Hab nichts, mich dran zu freuen, bin dumm und ungestalt, muß Stroh und Disteln käuen, werd' unter Säcken alt. Ach, die Natur schuf mich im Grimme! Sie gab mir nichts als eine schöne Stimme.

141.

Der Esel und die drei Brüder.

Ein armer Bauer wollte sterben. Drei Söhne standen um ihn her. Ach, meine Kinder, seufzte er, ich hinterlass' euch nichts zu erben, als meinen Esel; er hat mich ernährt. Verpflegt ihn gut; er ist es werth. Dem dien' er heute, jenem morgen; und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.

Der Vater stirbt. Der ältste muß den Esel wohl am ersten haben. Von früh bis in die Nacht läßt er den Schimmel traben. An Futter nichts, an Schlägen Ueberfluß. Mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen; der wird ihn schon mit Kost versorgen.

Der zweite holt den matten Gaul, und überladet ihn mit Säcken. Haha! das Schmausen macht dich faul; du ließest es dir gestern schmecken.

Der Esel keucht mit trocknem Gaum, und schleppt sich bis zum Stalle kaum.

Den dritten Tag die alte Plage: Es gibt nicht lauter Feiertage. Ein wenig Fasten ist gesund; ich merke schon, du wirst zu rund. Der Esel fällt vor Schwäche nieder, schnappt noch einmal, und reget sich nicht wieder. Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder!

142.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir auch ein kleines Loblied singen. O — wie — sau — er — wird es mir, — dich — nach Würden — zu besingen! Doch, ich will mein Bestes thun; nach der Arbeit ist gut ruh'n.

Höchstes Gut! wer dich nur hat, dessen ungestörtes Leben — — Ach! — ich — gähn', — ich — werde matt! Nun — so — magst du — mir's vergeben, daß ich dich nicht singen kann; du verhinderst mich ja dran.

143.

Jedem das Seine.

Esel, du fauler, so geh doch fort, schleichst ja wie eine Schnecke dort. — Laß doch! lauf ich auch nicht mit Hast, trag' ich doch redlich meine Last. Mancherlei Dienst der Herr begehrt, mich für die Säcke, zum Laufen das Pferd.

Und wie die Tagesmüh war aus, kam auch der Esel sacht nach Haus. Hatte sein Plätzchen im Stall beim Pferd, fand sein Futter, wie er's begehrt, streckt' auf die Streu sich mit Bedacht, schlief gar ruhig die ganze Nacht.

144.

Alles von Gott.

Esel, wie häßlich siehst du aus! Ohren so hoch fast wie ein Haus! — Hab doch mit meinen Ohren Geduld. Glaube mir's, ich bin nicht dran schuld. Es kommt ja von Gott, der weiß gar eben, warum Er sie mir so groß gegeben.

Der Knabe sah umher in der Welt, da fand er's gar wunderlich bestellt, hier groß, dort klein, hier dunkel, dort hell, hier langsam zu kriechen, dort flügelschnell. Da sprach er mit Freuden: Gott hat an allen in ihrer Art Sein Wohlgefallen.

145.

Loblied.

Kein Thierlein ist auf Erden Dir, lieber Gott, zu klein;
Du ließest alle werden, und alle sind sie Dein.

Zu Dir, zu Dir ruft Mensch und Thier.
Der Vogel Dir singt, das Fischlein Dir springt,
Die Biene Dir summt, der Käfer Dir brummt.
Auch pfeifet Dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, Du sollst gelobet seyn.
Das Vöglein in den Lüften singt Dir aus voller Brust;
Die Schlange in den Klüften zischt Dir in Lebenslust.
Die Fischlein, die da schwimmen, sind, Herr, vor Dir nicht stumm;
Du hörest ihre Stimmen; vor Dir kommt keines um.
Vor Dir tanzt in der Sonne der kleinen Mücken Schwarm.
Zum Dank für Lebenswonne ist keins zu klein und arm.
Sonn', Mond geh'n auf und unter in Deinem Gnadenreich;
Und alle Deine Wunder sind sich an Größe gleich.
Kein Sperling fällt vom Dache ohne Dich, vom Haupt kein Haar.
O lieber Vater, wache bei uns auch in Gefahr.
Zu Dir, zu Dir ruft ꝛc.

146.

Advent-Lied.

Dein König kommt in niedern Hüllen, sanftmüthig auf der Eselin Füllen: empfang Ihn froh, Jerusalem. Trag Ihm entgegen Friedenspalmen, bestreu den Pfad mit grünen Halmen; so ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere, gewalt'ger Kämpfer ohne Speere, o Friedensfürst von großer Macht! Es wollen Dir der Erde Herren den Weg zu Deinem Throne sperren; doch Du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden; doch aller Erde Reiche werden dem, das Du gründest, unterthan. Bewaffnet mit des Glaubens Worten, zieht Deine Schaar nach den vier Orten der Welt hinaus, und macht Dir Bahn.

Und wo Du kommest hergezogen, da ebnen sich des Meeres Wogen; es schweigt der Sturm, von Dir bedroht. Du kommst, auf den empörten Triften des Lebens neuen Bund zu stiften, und schlägst in Fessel Sünd' und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue, o komme Du auch jetzt auf's neue zu uns, die wir sind schwer verstört. Noth ist es, daß Du selbst hienieden kommst, zu erneuen Deinen Frieden, dagegen sich die Welt empört.

O laß Dein Licht auf Erden siegen, die Macht der Finsterniß erliegen, und lösch der Zwietracht Glimmen aus, daß wir, die Völker und die Thronen, vereint als Brüder wieder wohnen in Deines großen Vaters Haus.

147.

Lobet den Herrn, alle Seine Werke.

Hoch am Himmel steh'n die Sterne; Sonn' und Mond strahlt uns von ferne.
Vögel eilen durch die Lüfte, Würmer durch verborgne Klüfte.
Vor uns auf der grünen Erde kriechen Schlangen, springen Pferde.
In der Fluth, der immerfrischen, schwimmt und spielt ein Heer von Fischen.
Alle diese Wesen weisen dich zum Schöpfer, Ihn zu preisen.
Was sich um uns her beweget, was sich fern und nahe reget:
Schwarze Wolken donnernd droben lehren dich den Schöpfer loben;
Gold muß Ihm zu Ehren funkeln in der Erde Schoos, dem dunkeln;
Den Erhalter aller Dinge lobt das Heer der Schmetterlinge;
Und die farbenreiche Blume duftet zu des Höchsten Ruhme.
Lern, o Mensch, was sie dir sagen, daß sie dich nicht einst verklagen,
Wenn du, taub für ihre Lehren, deinen Herrn nicht wolltest ehren,
Wenn du stumm für Ihn geblieben, und, statt herzlich Ihn zu lieben,
Den Geschöpfen wolltest leben, Seine Ehre ihnen geben.

148.

Legende.

Es ging einmal St. Augustin am Meergestade her und hin.
Das Wesen Gottes, unsres Herrn, wollt' er erforschen gar zu gern,
Und es dann bringen in ein Buch. Er kannte jeden Bibelspruch;
Drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer. So wallt er sinnend hin und her,
Und meint wohl schon in eitlem Wahn, ihm sey der Himmel aufgethan.
Auf einmal wird sein Aug' gewahr ein Knäblein, schön und wunderbar.
Es macht ein Grüblein in den Sand, und bückt sich dann hinab am Strand,
Und schöpft vom Meer das Wasser drein mit einer Muschel weiß und fein.
Du lieber Knab, was machst du da? fragt Augustin. — Du siehst es ja:
Zum Zeitvertreibe fass' ich mir die See in dieses Grüblein hier.
Der Heil'ge lächelt. Dieses Spiel, mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel.
Ei, sagt der Knab, wer das nicht kann, der bleibe hübsch auf seiner Bahn.
Viel ist dem Herzen offenbar; doch wird es dem Verstand nicht klar.
Und flugs, da schießt ein Flügelpaar dem Knaben an, und wie ein Aar
Schwebt er empor im Sonnenlicht. Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
Der Knab hat Recht; des Menschen Sinn kann über Zeit und Raum nicht hin.

149.

Sprüche.

Glücklich ist, wer nie vergißt, daß Gott allgegenwärtig ist. Hab Gott vor Augen dein Leben lang: dann macht dir Tod und Grab nicht

bang. Halt dich von allem Bösen rein, und meide selbst den bösen Schein. Ein böses Kraut, ein gift'ges Wort wächst und gedeiht an jedem Ort. Vergib dem Bruder seine Schuld; Gott hat ja auch mit dir Geduld. Gott weiß von uns mehr Sünden, als wir jemals ergründen. Ist einer noch so hoch gestiegen, er kann gar bald im Staube liegen. Wenn du in höchsten Nöthen bist, so wisse, daß Gott nahe ist. Wo dir kein Mensch mehr helfen kann, da geht die Hülfe Gottes an. Läßt Gottes Huld dir Glück zufließen, laß es die Brüder mit genießen. Kannst du für einen Armen sorgen, so warte damit nicht bis morgen. Wer auf beständ'gen Sonnenschein im Leben hofft, muß närrisch seyn. Träf' alles, was wir wünschen ein: wir würden doch nicht glücklich seyn. Großes Glück ist dem beschieden, der mit kleinem ist zufrieden.

150.

Zum neuen Jahr.

Ein Jahr geht hin, das andre kommt; nur Eines bleibt und stehet fest,
Und Eines bleibt, das ewig frommt: Gott, der die Seinen nie verläßt.
Gott, der die Seinen nie verläßt, sie hebt und hält, sie hegt und pflegt,
Und doppelt fest an's Herz sie preßt, wenn Seine Vaterhand sie schlägt.
Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu; Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb, alt in der Treu: laß uns auch leben dergestalt.
Laß uns auch leben dergestalt: so werden stets Jahr aus Jahr ein,
Und grau und alt und todeskalt wir Gottes und Er unser seyn.

151.

Gib dich zufrieden.

Zählt man die Tag' im Jahr, wo fröhlich war das Herz:
Sind's ihrer wenig nur; die andern brachten Schmerz.
Zählt man die Tag' im Jahr, wo blau der Himmel blieb:
Sind's ihrer wenig nur; die andern waren trüb.
Drum da der Himmel selbst so oft in Thränen steht,
Klag nimmer, Menschenherz, wenn's dir nicht besser geht.

152.

Zwölf Sprüche.

Zage nicht, wenn dich auf Erden Kreuz und Dornenkrone drückt;
Mit dem Kranz der Ehren werden fromme Dulder dort geschmückt.

Ergib dich drein: nach deinem Willen geht es nicht;
Es gilt allein, was Gott der Allerhöchste spricht.

Laß dir genügen an dem, was Gott dir schenkt;
Und lern dich fügen, wenn Er dich schlägt und kränkt.

Wir sind zum Guten träge, zum Bösen sehr geneigt;
Uns auf dem schmalen Wege zu halten, ist nicht leicht.

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee, geh ohne Steuer nicht zur See;
Geh ohne Gottes Geist und Wort niemals aus deinem Hause fort.

Kein Mensch ward je verlassen, der es auf Gott gewagt;
Lern in Geduld dich fassen; harr Seiner unverzagt.

Freimüthig thut das Rechte, sanftmüthig straft das Schlechte,
Demüthig beuget euch vor Gott, als Seine armen Knechte.

Ein Mensch, der groß will scheinen, bringt seinen Freund zum Weinen,
Und seinen Feind zum Lachen; denn Gott wird klein ihn machen.

Lebe hoch! so ruft die Welt. Lebe niedrig! spricht der Christ.
Lebe, wie es Gott gefällt, und der Welt zuwider ist.

Zu ew'gem Heil geboren, verschmäh die Lust der Thoren;
Verstricke nicht in Eitelkeit das Herz, das Gott erkoren.

Dein Herz sey gleich der Quelle, in die des Himmels Bild sich senkt,
Und die mit süßer Welle den Wandrer und die Blume tränkt.

Bet überall und allezeit; arbeit in Gottes Namen.
An Ihn halt dich in Freud' und Leid: Er wird dich segnen. Amen.

153.

Die Jahreszeiten.

Frühlingszeit, schönste Zeit! die uns Gott der Herr verleiht,
Weckt die Blümlein aus der Erde, Gras und Kräuter für die Herde,
Läßt die jungen Lämmer springen, läßt die lieben Vögel singen.
Menschen, eures Gottes denkt, der euch so den Frühling schenkt.

Sommerzeit, heiße Zeit! Sonne brennt wohl weit und breit.
Aber Gott schickt milden Regen, schüttet alles Feld voll Segen,
Schenkt dem Schnitter volle Aehren, Brods genug, uns zu ernähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut, daß Er so am Sommer thut.

Herbsteszeit, reiche Zeit! Gott hat Segen ausgestreut,
Daß sich alle Bäume neigen von den fruchtbeladnen Zweigen,
Schaut nun her mit Vaterblicken, wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern; aber ehret auch den Herrn.

Winterzeit, kalte Zeit! Aber Gott schenkt warmes Kleid,

Dichten Schnee der kahlen Erde, warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vögelschaaren, daß sie keine Noth erfahren,
Menschen, Haus und Herd auch euch. Lobt Ihn, der so gnadenreich.

154.

Die grünen Vögelein.

Es kamen grüne Vögelein geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein in fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Aeste, und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sey'n.
Sie schaukelten in Lüften lau auf ihren schwanken Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau, und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise, auf ihre stille Weise,
Vom Sonnenschein und Himmelblau.
Wenn Wetternacht auf Wolken saß, so schwirrten sie erschrocken.
Sie wurden von dem Regen naß, und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.
Da kam am Tag der scharfe Strahl, ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal, mit Reif es zu besprengen;
Die armen Vöglein froren, ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.
Da trat ein starker Mann zum Baum, hub stark ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum mit Schauer zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein girrten, und ihrem Baum entschwirrten;
Wohin sie kamen, weiß man kaum.

155.

Frühlings Ankunft.

Der Lenz ist angekommen! Habt ihr es nicht vernommen?
Die Blumen melden's, groß und klein; es singen tausend Vögelein:
Der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern; ihr hört es in den Wäldern.
Der Kukuk ruft, der Finke schlägt; es jubelt alles, was sich regt:
Der Lenz ist angekommen!

Hier Blümlein auf der Haide, dort Schäflein auf der Weide!
Ach seht doch, wie sich alles freut; es hat die Welt sich schön erneut:
Der Lenz ist angekommen!

156.

Mailied.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün, die kleinen Maienglocken blüh'n, und Schlüsselblumen drunter. Der Wiesengrund ist schon so bunt, und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt, und freue sich der schönen Welt und Gottes Vatergüte, der diese Pracht hervorgebracht, den Baum und seine Blüthe.

157.

Frühlingslust.

Seht den Himmel, wie heiter! Laub und Blumen und Kräuter schmücken Felder und Hain. Balsam athmen die Weste; und im schattigen Neste girren brütende Vögelein.

Ueber grünliche Kiesel rollt der Quelle Geriesel purpurblinkenden Schaum. Horch, die Nachtigall flötet; und vom Abend geröthet, wankt im spiegelnden Bach der Baum.

Alles tanzet vor Freude, dort das Reh in der Haide, hier das Lämmchen im Thal, Vögel in jenem Gebüsche, dort im Teiche die Fische, tausend Mücken im Sonnenstrahl.

158.

Im Grünen.

Willkommen im Grünen! Der Himmel ist blau, und blumig die Au. Der Lenz ist erschienen! Er spiegelt sich hell am luftigen Quell im Grünen.

Willkommen im Grünen! Das Vögelchen springt auf Sprossen und singt: Der Lenz ist erschienen! Ihm säuselt der West um's heimliche Nest im Grünen.

Willkommen im Grüuen! Aus knorrigem Spalt der Eichen erschallt das Sumsen der Bienen. Flink tragen sie heim den würzigen Seim im Grünen.

Willkommen im Grünen! Es blöcket im Thal das Lämmchen, vom Strahl der Sonne beschienen. Das fleckige Reh durchhüpfet den Klee im Grünen.

159.

Die Mutter mit den Kindern an einem Maimorgen.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus; es gibt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus; die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf so unverzagt und munter,
Geht alle Morgen richtig auf, und alle Abend unter,
Geht immer und scheint weit und breit, in Schweden und in Schwaben,
Jetzt kalt, dann warm zu seiner Zeit, wie wir es nöthig haben.
Von ungefähr kann das nicht seyn, das könnt ihr euch wohl denken:
Der Wagen da geht nicht allein; ihr müßt ihn zieh'n und lenken.
So hat die Sonne nicht Verstand, weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer seyn, der an der Hand als wie ein Lamm sie führet.
Und der hat Gutes nur im Sinn, das kann man bald verstehen;
Er schüttet Seine Wohlthat hin, und läßet sich nicht sehen,
Und hilft und segnet für und für, gibt jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür, und unsrer Kuh die Weide,
Und hält euch Morgenbrod bereit, und läßt euch Blumen pflücken,
Und stehet, wann und wo ihr seyd, euch heimlich hinter'm Rücken,
Sieht alles, was ihr thut und denkt, hält euch in Seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt, und liebt euch allewege.
Das Sternenheer hoch in der Höh', die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee, mit Busch und Wald umkränzet,
Dieß Veilchen, dieser Blüthenbaum, der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder, Seines Kleides Saum, das Ihn vor uns bedecket,
Ein Herold, der uns weit und breit von Ihm erzähl' und lehre,
Der Spiegel Seiner Herrlichkeit, der Tempel Seiner Ehre,
Ein mannigfaltig, groß Gebäu, durch Meisterhand vereinet,
Wo Seine Lieb' und Seine Treu' uns durch die Fenster scheinet.
Er selbst wohnt unerkannt darin, und ist schwer zu ergründen.
Seyd fromm, und sucht von Herzen Ihn, ob ihr Ihn möget finden.

160.

Das Paradies.

In dem schönen Frühling des Jahres 1540 war Martin Luther einmal mit seinen Freunden Justus Jonas und Johann Mathesius in seinem Garten. Es war hell und klar am Himmel, ein fein liebliches Lüftlein wehte, alles grünte und blühte, ein wohlthuender Geruch kam von den Blüthen, die Vöglein sangen und lobten Gott, wie in einem rechten Paradies. Da sagte Luther zu Justus Jonas: „Wenn nur Sünde und Tod weg wäre, wollten wir uns an einem solchen Paradies genügen lassen. Aber es wird viel schöner werden, wenn die alte Welt und alte Haut gar erneut, und ein ewiger Lenz angehen und für und für seyn und bleiben wird."

In ähnlichem Sinne sagt der Dichter Friedrich Rückert:

Die Erd' ist schön genug, den Himmel zu erwarten;
Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten.

161.

Das Blümchen.

Ich ging im Walde so für mich hin;
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümchen steh'n,
Wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön.
Ich wollt' es brechen; da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken gebrochen seyn?
Ich grub's mit allen den Würzlein aus;
Zum Garten trug ich's am hübschen Haus,
Und pflanzt' es wieder am stillen Ort;
Nun zweigt es immer, und blüht so fort.

162.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt zu Palästina's Strand.
Daselbst er einmal ritt durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt von einem Weißdorn bald.
Er steckt' es mit Bedacht auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht und über Meeresfluth.
Und als er war daheim, er's in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim der milde Frühling weckt.
Der Graf, getreu und gut, besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth, wie es gewachsen war.
Der Herr war alt und laß; das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß der Greis in tiefem Traum.
Die Wölbung, hoch und breit, mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit und an das ferne Land.

163.

Der Kirschkern.

Als ich letzthin meine Mutter fragte: Was soll ich mit dem Steine thun, den der Feind nach mir wirft? antwortete sie und sprach: Entweder liegen lassen, gleichwie David die Steine des Sohnes Gera, oder aufheben, wie der Mühlgörg.

Der saß an einem Sonntag Abends auf seiner Bank vor dem Hause, und zerlernte sich an der fünften Bitte. Denn er hatte einen sehr harten Kopf, und war wegen seines lauten Lernens aus der Stube gejagt worden. Da fand ihn sein Verächter, des Amtmanns Fritz,

und schnellte einen Kirschkern nach ihm, und nahm den Kopf zwischen die Schultern und hob sich davon. Georg aber blieb sitzen und sprach bei sich selber: Wie hat mich der getroffen! Wäre über meinem Auge kein Deckel, wie bei den Karpfen in meines Vaters Teich, er hätte mir's gewißlich ausgeworfen. Dann nahm er den Stein von dem Boden, betrachtete ihn hinten und vorn, und steckte ihn in sein Westentäschlein, worauf er wieder weiter lernte: „Denn wir täglich viel sündigen, und wohl eitel Strafe verdienen. So wollen wir auch wiederum herzlich vergeben, und gerne wohlthun denen, die sich an uns versündigen." — Dazwischen wischte er sich mit dem Hemdärmel das Auge, aus dem das Wasser rann. Und acht Tage hernach, als Georg in seine Tasche langte und den Stein spürte, dachte er: Da ist er nicht am besten verwahrt; ich will ihn besser aufheben, — und legte ihn wie eine Bohne in den Garten, neben die Hecke. Und weil es so seyn sollte, ging der Kern auf und wuchs, und setzte seiner Länge jährlich fast eine Elle zu. Da beschaute ihn Görg eines Tages, und bog ihn sanft hin und her, und dachte dabei: Laß ich dich fortwachsen, wie du willst, so wirst du mir wie des Amtmanns Fritz auf der Schule, von dem die Leute sagen, daß er hinten und vorn ausschlägt wie unser junger Rappe, wenn er mit seiner Mutter aus dem Stalle gelassen wird. Ich will's mit dir anders machen. — Also holte er den Schulmeister, der unter den Bäumen eben so gut handiren konnte wie unter den Kindern. Der warf aber sogleich alle wilden Triebe ab, und pfropfte gute dafür ein von der großen Herzkirsche im Zwinger, neben dem Kirchhof. Und weil es so seyn sollte, gediehen die edlen Reiser alle, und breiteten sich aus, daß der Stamm bald größer und herrlicher ward als alle Bäume im Garten. Und wer ihn zwanzig Jahre nicht mehr gesehen hatte, der kannte ihn so wenig mehr als seinen Herrn, der ihn gepflanzt hatte. So geschmückt waren sie beide, als sie an einem Sonntagsabend neben einander standen: der Baum mit köstlichen Früchten, und sein Herr mit Mannesschönheit und mit Freude und Frieden im Gesicht. Also erkannte sie auch der Mann nicht, der sich an den Gärten herabschlich, als getraute er sich nicht beim Tag in das Dorf hinein. Und obgleich der Müller wußte, daß dieser verlorene Sohn in den zerrissenen Schuhen des Amtmanns Fritz sey, so that er doch, als kenne er ihn nicht, sondern rief ihn zu sich in den Garten und sagte: Freund, Ihr scheint mir durstig zu seyn. Da setzt Euch unter meinen Baum, und esset aus dem Körblein Kirschen, so viel Euch beliebt, dieweil ich hineingehe, und ein Stück Brod dazu hole. Dann könnt Ihr weiter gehen, wenn Ihr wollt oder müßt.

Aber der Müller wußte nicht, daß der verlorne Sohn einen Mord

auf seinem Gewissen hatte, und daß die Rächerin, zur Strafe über den, der Böses thut, ihm schon auf der Ferse folgte. Und hätte er es gewußt, so hätte er sich doch von ganzem Herzen darüber gefreut, daß er dem Feinde das letzte Labsal reichen durfte. Es war aber für den verlorenen Sohn das Henkersmahl. Denn noch hatte er die letzte Kirsche auf der Zunge, da sprengten Reiter an den Gartenzaun. Und als er Miene machte wieder zu entweichen, schoß ihn einer seiner Verfolger durch's Herz, daß er zusammensank, und unter dem Kirschbaume seinen Geist aufgab. Der Anführer der Schaar aber rief und sprach: Also ist ihm heute geschehen, wie er seinem Hauptmanne gethan hat.

164.

Sommerlied.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben; schau an der schönen Gärten Zier, und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub; das Erdreich decket seinen Staub mit einem grünen Kleide. Narzissen und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an, als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft; das Täublein fleucht aus seiner Gruft, und macht sich in die Wälder. Die hochbegabte Nachtigall ergötzt und füllt mit ihrem Schall Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus; der Storch baut und bewohnt sein Haus; das Schwälblein speist die Jungen; der schnelle Hirsch, das leichte Reh ist froh, und kommt aus seiner Höh' in's tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in den Sand, und malen sich und ihren Rand mit schattenreichen Myrten. Die Wiesen liegen hart dabei, und klingen ganz vom Lustgeschrei der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdrossne Bienenschaar fleucht hin und her, sucht hier und da die edle Honigspeise. Des süßen Weinstocks starker Saft bringt täglich neue Stärk' und Kraft in seinem schwachen Reise.

Der Waizen wächset mit Gewalt; darüber jauchzet Jung und Alt, und rühmt die große Güte Deß, der so überflüssig labt, und mit so manchem Gut begabt das menschliche Gemüthe.

Ich selber kann und mag nicht ruh'n; des großen Gottes großes Thun erweckt mir alle Sinnen. Ich singe mit, wenn alles singt, und lasse, was dem Höchsten klingt, aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist Du hier so schön, und läßt Du's uns so lieblich geh'n auf dieser armen Erden: was will doch wohl nach dieser

dieser Welt dort in dem reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein wird wohl in Christi Garten seyn, wie muß es da wohl klingen, da so viel tausend Seraphim mit unverdrossner Zung' und Stimm' ihr Hallelujah singen.

O wär' ich da! o stünd' ich schon, ach süßer Gott, vor Deinem Thron, und trüge meine Palmen: so wollt' ich nach der Engel Weis' erhöhen Deines Namens Preis mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch hier trage dieses Leibes Joch, auch nicht gar stille schweigen; mein Herze soll sich fort und fort an diesem und an allem Ort zu Deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und segne meinen Geist mit Segen, der vom Himmel fleußt, daß ich Dir immer blühe. Gib, daß der Sommer Deiner Gnad' in meiner Seele früh und spat viel Glaubensfrüchte ziehe.

Mach in mir Deinem Geiste Raum, daß ich Dir werd' ein guter Baum, und laß mich wohl bekleiben*). Verleihe, daß zu Deinem Ruhm ich Deines Gartens schöne Blum' und Pflanze möge bleiben.

165.

Hirtenlied.

Frei von Sorgen treibt der Hirt am Morgen seine Herd' in's Feld.
Wenn die Vögel singen, seine Schäfchen springen, singt er: Gott erhält
Gnädig, mächtig, gütig, prächtig Seine liebe Welt.

Grüne Wälder, Korn- und Waizenfelder, milder Sonnenschein,
Kleine, silberhelle, schattenreiche Quelle, liedervoller Hain:
Gottes Willen zu erfüllen, müßt ihr uns erfreu'n.

Thau und Regen schütten reichen Segen über Thal und Höh'n.
Laue Winde kühlen uns gelinde, wenn sie spielend weh'n.
Schwüle Hitze dämpfen Blitze, fürchterlich und schön.

O wie mächtig, gnädig, gütig, prächtig ist der Herr der Welt,
Welcher Sonn' und Erde, Königreich und Herde väterlich erhält.
Laß mein Lallen Dir gefallen, großer Herr der Welt.

166.

Hirtenlied.

Geht zur Weide, Schäflein, gehet, wo der süße Westwind wehet,
Wo die besten Fluren sind, wo das klarste Wasser rinnt.

---

*) Bekleiben, anwurzeln, erwachsen, erstarken.

Wo die kühlsten Bäche fließen, und sich über Au'n ergießen,
Kühlet euch, verweilet nicht; denn die Mittagssonne sticht.
Schäflein, geht, euch auszubreiten, geht, wohin euch Lust mag leiten.
Laßt die Sorge, weil ihr heut vor dem Wolfe sicher seyd.
Frei durch Felder könnt ihr reisen, süßen Sommerklee zu speisen;
Phylax ist der kühne Held, der euch sichern Paß bestellt.

167.

Im Sommer.

Wie Feld und Au so blinkend im Thau!
Wie perlenschwer die Pflanzen umher!
Wie durch's Gebüsch die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl die lieben Vögelein allzumal!

168.

Im Walde.

Willkommen, grüner Freudenort, du schönes Sommerhaus!
Hier schick' ich meine Sorgen fort; hier zieht der Kummer aus.
Dein Blätterdach, dein Silberbach, dein süßer Lispelklang
Ist Wonne mir; es dünkt in dir mir keine Stunde lang.

Bezeugt nicht Wasser, Luft und Land des Höchsten Wunderkraft,
Des Höchsten, dessen Vaterhand auch unsre Nahrung schafft?
Sein Finger macht der Lilien Pracht. Der Lüfte Flügelheer
Bekommt sein Brod mit keiner Noth: warum nicht wir viel mehr?

Die Sorgen schwächen Geist und Sinn, und helfen uns doch nie.
Was bringen sie uns für Gewinn? Auf immer meid' ich sie.
Erhält mich wach ein Ungemach, so hoff' ich wieder Ruh.
Das leichte Glück weicht gern zurück. Es geht nicht anders zu.

Der Wunsch nach Hoheit, Geld und Gut hat bei mir keinen Platz.
Gesundheit und ein froher Muth ist doch der beste Schatz.
Bedenkt den Lauf! Man tritt heut auf; und morgen tritt man ab.
Man muß davon! Der letzte Lohn ist nur ein enges Grab.

169.

Die Kinder im Walde.

Gar wohlgemuth und guter Ding zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging. Der Tag war draußen heiß und schwül, der Wald hingegen frisch und kühl. Hier liefen sie die Kreuz und Quer, und pflückten Erd- und Heidelbeer. Bald rief der Bruder: Schwester, hier, die schönsten Beeren steh'n bei mir. Bald sprach die Schwester: Bruder,

nein; hier werden noch viel schönre seyn! Zum Bruder springt die Schwester drauf, ißt dort die schönsten Beeren auf; und mit ihr muß der Bruder geh'n, wo ihre noch viel schönren steh'n. So stopfen sie die Beerelein fortan mit vollen Händen ein, bis jedes zu dem andern spricht: 's ist nun genug; mehr kann ich nicht! und bis der kleine Bauch so schwer, daß fast ein Reif drum nöthig wär. Sie setzen sich an einen Baum; sie sprechen nichts, sie athmen kaum; und eins sich an das andre lehnt, und eines nach dem andern gähnt, bis daß der süße Schlaf sie leicht im kühlen Schatten überschleicht.

Und nah bei ihrer Schlummerstatt ein Häslein seine Jungen hat; die hüpfen aus dem Strauch heran, und sehen sich die Kinder an, und spielen um das kleine Paar, und fühlen mit den Pfötchen gar in stiller Lust und ohne Scheu, wie warm das rothe Bäckchen sey.

Und nah wo Knab und Mägdlein ruht, hat auch ein Zeisig seine Brut. Die lauschet auch zum Nest hinaus, und breitet ihre Flügel aus, und sieht, wie sich die Häslein klein dort um die holden Kinder freu'n. Da wagt sie sich in froher Hast auch bald hinab von Ast zu Ast, und setzet sich in stiller Lust den Kindern gar auf Stirn und Brust. Und wo der warme Athem weht, da wird das Köpfchen hingedreht. Und Zeisig spricht: Sagt uns geschwind, was das für liebe Thierchen sind. Wir glauben, es sind Vöglein doch; die Federn wachsen ihnen noch! Die Häschen aber sprechen: Nein; wo sollen Klau' und Schnabel seyn? Die Lippen sind zu roth und weich; nein, die gehören nicht zu euch! Viel eher könnten's Häschen seyn, sind auch die Ohren etwas klein. Und Zeisig hebt sein Köpfchen drauf, und singt: Wacht auf! wacht auf! wacht auf! Ihr seyd so wunderhold und schön; ihr müßt uns, wer ihr seyd, gesteh'n; wir woll'n in Lieb und in Vertrau'n euch in die offnen Aeuglein schau'n! Und Häschen klopft auf Hand und Wang', und ruft: Wacht auf! schlaft nicht so lang! Wir haben noch der Brüder viel; kommt mit! kommt mit zum frohen Spiel; ihr seyd so wunderhold und schön; wir wollen mit euch zur Mutter geh'n.

Als sie so sprachen, naht sich bald die Mutter Häsin durch den Wald. Die Mutter Zeisig flattert auch von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Und als sie hier die Kinder seh'n, da bleiben sie erschrocken steh'n, und rufen ihren Jungen: Fort! die Schläfer sind ja Menschen dort! Erweckt sie nimmer; laßt sie ruh'n, damit sie uns nichts Böses thun! Es war ein Mensch, der in der Schling' mein armes Männchen gestern fing. Es war ein Mensch mit Hund und Roß, der euern Vater hetzt' und schoß. Der Mensch ist nur im Schlafe

mild, doch, wenn er wacht, oft hart und wild, hat kein Erbarmen mit dem Thier; drum laßt uns fliehen, fort von hier!

Und Häschen läuft und Zeisig fliegt; doch Knab' und Mägdlein schlummernd liegt. Und beiden wie im Traum es kam, als ob die Thierchen fromm und zahm liebkosend sich an sie gewagt, und manch verständlich Wort gesagt. Und als sie beide endlich wach, da schau'n sie allerorten nach; doch still und leer ist Strauch und Baum. O weh, es war ein bloßer Traum! Fort, Bruder, fort; ich fürchte mich; 's ist hier so öd' und schauerlich!

Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt, hoch in der Luft das Vöglein singt: Es wär nicht öde um euch her, wenn nicht der Mensch so grausam wär, wenn er nicht selbst das Thier verscheucht', das sich vertrauend zu ihm neigt. So aber geh Er hübsch allein, Herr Mensch; ich mag nicht bei Ihm seyn.

Ihr, die ihr's kennt, und die ihr's wißt, wie süß der Funke Leben ist, die ihr ihn ehrt und sorgend schont, gleichviel, in welcher Brust er wohnt, die ihr leichtsinnig nichts zerstört, selbst wenn's zu Thieres Lust gehört, und die ihr denkt: Das kleinste Thier hat Einen Vater doch mit mir: — geht nur getrost durch Wald und Flur; euch grüßt mit Freuden die Natur; vor eurem freundlichen Gesicht entfliehen ihre Kinder nicht. Doch wo ich einen finden sollt, der's anders dächt' und anders wollt', da stimm' ich mit dem Vöglein ein: Herr Mensch, ich mag nicht bei Ihm seyn.

170.

Glaube, Liebe und Gehorsam.

Wo willst du, Kindlein, hin im Wald? Der Abend kommt, der Abend bald, und Nacht und stummes Schweigen. Des Vaters Hütte, die ist fern, und nirgendwo ein klarer Stern, den Weg dir anzuzeigen. Kann doch nicht bleiben, muß doch fort. Der Vater sprach ein gutes Wort: Wirst schon im Wald dich finden. Und Vater, der belügt mich nicht, wenn auch der liebe Gott Sein Licht vom Himmel ließ verschwinden.

Die Füßlein sind so nackt und zart, und Waldesweg ist rauh und hart: ach, Kindlein, laß dir rathen. Du hast die Schühlein abgethan; bekleide dich und zieh sie an; es möchte dir sonst schaden.

Ach, Vater gibt so gern uns her; doch sagt er oft, es wird ihm schwer, uns nähren und uns kleiden. Ich weiß es wohl, er will das nicht; doch wenn's mich auch ein wenig sticht, so will ich's lieber leiden. Der Abend ist so schwül und drückt; hast rothe Beerlein dir ge-

pflückt wohl heut an vielen Orten. Erquicke dich nun auch, mein Kind, und iß davon. Die Aeuglein sind dir trüb und matt geworden.

Die Beeren alle sind nicht mein. Zu Hause muß die Schwester klein das Brüderchen stets wiegen; da kann sie nicht in Wald hinaus: drum bring ich Beeren ihr nach Haus, und will sie nicht betrügen.

Iß immer aus dem Hütchen voll, iß immer, Kind; dir ist nicht wohl; es brennt dir Stirn und Wange. Wenn nun ein böser Mensch dir käm', und dir die Beerlein alle nähm'! Sag, wird dir da nicht bange?

O nein, das thun die Menschen nicht; auch sind die Engel eingericht, die Kinder zu bewahren; die sind den Kindern immer nah, und steh'n mit weißen Flügeln da, und schützen vor Gefahren.

171.

Der weisse Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Pürsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.
Der Erste: Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!
Der Zweite: Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!
Der Dritte: Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig in's Horn, trara!
So lagen sie da und sprachen die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch husch! piff paff! trara!

172.

Bienenlied.

In einem Garten wohn' ich, da gibt es vielen Honig;
Den sammelt ein das Immelein von zuckersüßen Blümelein,
Auf daß im kalten Winter nicht hungern seine Kinder.
Dann macht es auch von Wachse ein Bett, und nicht von Flachse,
So daß die Kleinen liegen in einer Zuckerwiegen.
Nicht wahr, ihr mögt auch schlafen in einem Honighafen?
Dann dürft' euch niemand wecken; ihr würdet immer lecken?

Wo Süßes ist zu haschen, da will das Bienlein naschen.
Es flieget auf die Aecker der winzig kleine Lecker.
Wo sich bewegt ein Hälmlein, da setzt sich drauf das Schelmlein;
Wo aus ein Knöspchen schlüpfet, das Immlein kommt gehüpfet;
Und jedes Blumenbecherlein trinkt aus das durst'ge Zecherlein.
Nun hat es keine Taschen, und hat auch keine Flaschen.
Drum trägt's an seinen Füßen den Honig heim den süßen.
So sorgt es für die Kinder vom Frühjahr bis zum Winter,
Bis alle Blumen sterben und welken und verderben,
Bis daß der Baum verlieret sein Laub, und bis es frieret,
Und Büsche sich und Hecken im weißen Schnee verstecken.
Dann setzt es sich gemüthlich im Korb, und thut sich gütlich,
Und sagt: War ich so fleißig, den Honig nun verspeis' ich.
Mag's stürmen oder schneien, mir ist als wie im Maien.
Ich fürcht mich im geringsten nicht, wenn's auch schneit bis Pfingsten.
In warmer Stube wohn' ich, gebaut von Wachs und Honig,
Bis mich die Frühlingssonne aufweckt zu neuer Wonne:
Dann will ich wieder wandern von einer Blum' zur andern.

173.

Aernteliед.

O Gott, von dem wir alles haben, die Welt ist ein sehr großes Haus. Du aber theilest Deine Gaben recht wie ein Vater drinnen aus. Dein Segen macht uns alle reich: ach, lieber Gott, wer ist Dir gleich?

Wer kann die Menschen alle zählen, die heut bei Dir zu Tische geh'n? Doch darf die Nahrung keinem fehlen; denn Du weißt allem vorzusteh'n, und schaffest, daß ein jedes Land sein Brod bekommt aus Deiner Hand.

Du machst, daß man auf Hoffnung säet, und endlich auch die Frucht genießt. Der Wind, der durch die Felder wehet, die Wolke, die das Land begießt, des Himmels Thau, der Sonne Strahl sind Deine Diener allzumal.

Und also wächst des Menschen Speise; der Acker reichet ihm sein Brod. Es mehret sich vielfält'ger Weise, was Anfangs schien, als wär' es todt, bis in der Aernte Jung und Alt erlanget seinen Unterhalt.

Nun, Herr, wer kann's genug bedenken? Der Wunder sind hier gar zu viel. So viel als Du kann niemand schenken; und Dein Erbarmen hat kein Ziel. Denn immer wird uns mehr beschert, als wir zusammen alle werth.

Wir wollen dieß auch nie vergessen, was uns Dein Segen bringet

ein. Ein jeder Bissen, den wir essen, soll Deines Namens Denkmal seyn; und Herz und Mund soll lebenslang für unsre Nahrung sagen Dank.

174.

Gottes Güte.

Für wen schuf Deine Güte, Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe in Thälern und auf Höh'n?
Für wen ist hohe Wonne da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne die Wiesen und den Wald?
Für wen tönt das Getümmel der Herden auf der Au?
Für wen wölbt sich der Himmel so heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe so lieblich anzuseh'n?
Für wen geh'n kühle Winde? für wen ist alles schön?
Uns gabst Du ein Vermögen, die Schönheit einzuseh'n,
Uns Menschen, Deinen Segen zu fühlen, zu versteh'n.
Uns sollte all die Wonne ein Ruf der Liebe seyn,
Mit jeder Morgensonne Dir unser Herz zu weih'n.
Nun sieh, o Gott, wir weihen ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen uns Deiner Gütigkeit.
Du hauchtest nicht vergebens ein fühlend Herz uns ein:
Ein Vorhof jenes Lebens soll uns die Erde seyn.

175.

Herbstlied.

Wohl ist der Herbst ein Ehrenmann; er bringt uns Schnabelweide.
Auch Nas' und Augen lockt er an, und überspinnt thalab, bergan,
Das Feld mit bunter Seide.
Schon lange lüstet uns der Gaum, aus seinem Korb zu naschen.
Wann reift doch Apfel, Pfirsch' und Pflaum? Oft seh'n und hören wir im Traum,
Wie's niederrauscht, und haschen.
Schaut auf, und jubelt hoch im Tanz, wie sich die Bäume färben,
Gelb, roth und blau im bunten Glanz! Er kommt, er kommt im Asterkranz,
Der Herbst mit vollen Körben.
Von Früchten regnet's rund herum; und was nur geh'n kann, sammelt.
Der eine läuft den andern um; der schreit und macht den Rücken krumm;
Und alles schmaust und dammelt *).
Was blinkt von jener Mauer her so gelb und schwarz im Laube?
Die Leiter an! Wie voll und schwer! Den Trauben drängt sich Beer' an Beer',
Den Ranken Traub' an Traube.

---

*) läuft und springt lustig herum.

Was rauscht und klappert dort und kracht? Da hagelt's welsche Nüsse.
Frisch abgehülst und ausgemacht! Wie euch der Kern entgegen lacht,
Milchweiß, voll Mandelsüße!
Der Baum dort mit gestütztem Ast will auch so gerne geben.
Den Apfelbrecher her in Hast, und nehmt behend ihm seine Last,
Im Winter was zu leben.
Am Abend prang', o Herbst, zur Schau dein Opfer auf dem Tische:
Ein hoher Pyramidenbau von edler Frucht, gelb, roth und blau,
In lachendem Gemische.
Komm, Boreas, und stürme du das Laub der Bäume nieder!
Wir machen dir das Pförtchen zu, und naschen Nuß und Obst in Ruh,
Und trinken klaren Cider.

176.

Der Apfelbaum.

Bei einem Wirthe wundermild, da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild an einem langen Aste.
Es war der gute Apfelbaum, bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum hat er mich wohl genähret.
Es kamen in sein grünes Haus viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus, und sangen auf das beste.
Ich fand ein Bett zu süßer Ruh' auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu mit seinem kühlen Schatten.
Drauf fragt' ich nach der Schuldigkeit; da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sey er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel!

177.

Bitte.

Lieber Baum, ich will dir was sagen:
Du kannst so schöne Aepfel tragen;
Wenn du einen bald fertig hast,
So bitt' ich mich bei dir zu Gast.

178.

Lohn der Freigebigkeit.

Unter'm Baume stand der Knabe, reichte nicht bis an den Ast,
Bettelte um eine Gabe von der Zweige reichen Last.
Und der Baum begann zu regen seinen Wipfel leis im Wind,
Schüttet einen Aepfelregen nieder dem erstaunten Kind.
Was es essen konnte, aß es; alles essen konnt' es nicht.

Aber schon so viel besaß es, daß ihm noch viel mehr gebricht.
Einen Apfel wirft zum Spiele es dem Geber in's Gesicht,
Freut sich, daß er dort vom Stiele einen reifen Bruder bricht.
Und so viel als niederfallen, schleudert er hinauf, und treibt
Es so lange, bis von allen Früchten keine droben bleibt.
Was der kahle Baum nun denket? Zürnend wieget er das Haupt:
Weil ich dir zu viel geschenket, hast du alles mir geraubt.

179.

Der Nußbaum.

Meine lieben Kinder, draußen ist der Winter; draußen weht ein arger Wind, von dem will ich euch erzählen geschwind. Der mochte den Nußbaum nicht leiden, und blies ihn an von allen Seiten, so daß es ihn gefroren, und er alle Blätter verloren; und hätte er nicht so fest gewurzelt, er wäre selber umgepurzelt. Da fiel ein Nüßlein, dort eine Nuß, bis drunten lag ein Ueberfluß. Drauf hat der Wind zum Baum gesprochen: Jetzt darfst du ruhen zwanzig Wochen, und derweil unter der weißen Decken deine müden Glieder ausstrecken, und mit allen andern Bäumen von Ostern und von Pfingsten träumen. Drauf ist der zornige Wind verstummt, und hat nicht mehr so wild gebrummt. Der Baum ist ruhig eingeschlafen, und hat geträumt von den Wolkenschafen, von schönen Blumen und Blättern und Blüthen, und war in seinem Sinn zufrieden. Indessen ist das Christkindlein kommen, und hat die Nüsse mitgenommen, und hängt sie, geziert mit goldigem Schaum, den frommen Kindern an den Weihnachtsbaum.

180.

Der Winter.

Die schöne Zeit ist wieder fort; erstarret steh'n die Triften.
Es stürmt ein ungestümer Nord aus dickbewölkten Lüften.
Das Feld wird hart; und was da lebt, sucht vor der Kälte Schutz, und bebt.
Wohl mir bei dieser rauhen Zeit! Ich darf vor Frost nicht beben.
Mich schützt mein Dach und wärmt mein Kleid, und Speis' erfreut mein Leben.
In weichen Betten drückt die Ruh mir sanft die müden Augen zu.
Doch weh dem Armen, welchem itzt dieß alles ist versaget,
Den weder Dach noch Kleid beschützt, den Gram und Hunger naget,
Den Krankheit auf das Lager streckt, auf dem kein weiches Bett ihn deckt.
O zaudre nicht, du Christenherz, ihm hülfreich beizustehen.
Fühl seine Noth und seinen Schmerz, und laß ihn Hülfe sehen.
Wer seiner Brüder Noth vergißt, verdient nicht, daß er glücklich ist.

181.

Winterlust.

Wenn ich einmal der Stadt entrinn, wird's mir so wohl in meinem Sinn!
Ich grüße Himmel, Meer und Feld in meiner lieben Gotteswelt.
Ich sehe froh und frisch hinein, so glücklich wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Kerker fleucht, und singend in die Lüfte steigt.
Auch sieht mich alles freundlich an, im Schmuck des Winters angethan:
Das Meer, gepanzert, weiß und hart, der krause Wald, der blinkend starrt.
Der lieben Sänger buntes Heer hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich im jungen Licht, das durch die braunen Zweige bricht.
Hier keimt die junge Saat empor, und gucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos das junge Reh auf seinen Schoos.

182.

Sehnsucht nach dem Frühling.

Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache die kleinen Veilchen blüh'n.
Wie möcht' ich doch so gerne ein Blümchen wieder seh'n,
Ach, lieber Mai, wie gerne einmal spazieren geh'n!
Zwar Wintertage haben wohl auch der Freuden viel;
Man kann durch's Schneefeld traben, und treibt manch lust'ges Spiel.
Doch wenn die Vöglein singen, und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen, das ist ein andres Ding.
Ach, wenn's doch erst gelinder und grüner draußen wär!
Komm, lieber Mai, wir Kinder, wir bitten gar zu sehr.
O komm, und bring vor allen uns viele Veilchen mit,
Bring auch viel Nachtigallen und schöne Kukuks mit.

183.

Glückwunsch zum neuen Jahre.

Dein Herz sey rein, dein Schmerz nur klein,
Dein Mund voll Lust, gesund die Brust,
Dein Glück dir treu, dein Blick stets frei
Und wahr und klar das ganze Jahr.

184.

Sprüche.

O daß ich nie begehrte, was Gott mir nicht gewährte! — O daß ich stets das Rechte zur rechten Zeit bedächte, und ungesäumt vollbrächte! — Ist Gottes Wort dein Stab und Licht, so gleiten deine

Tritte nicht. — Der Weisheit Quell ist Gottes Wort; wer nach ihr dürstet, schöpfe dort. — Ein jeder thue, was er soll: dann wird das Haus des Segens voll. — Wenn dein Haus soll wohl bestehen, mußt du selbst nach allem sehen. — Je mehr du Güter hast, je mehr auch Sorg' und Last. — Wer sich in Gottes Willen fügt, der ist zufrieden und vergnügt. — Willst du die Spitze der Leiter erreichen, mußt du für's erste die unterste Sprosse ersteigen. — Hast du umsonst den ersten Schlag gethan, versuch es, was der zweite kann. — Ehe Gott dich hebt zu Ehren, muß das Kreuz dich Demuth lehren. — Lacht die Welt dein, gräm dich nicht; fürchte Gott und Sein Gericht. — Wer zwei Hasen zugleich will jagen, der wird keinen nach Hause tragen. — Wer Pech angreift, besudelt sich: vor bösen Buben hüte dich. — Der Weg zu Sünden ist leicht zu finden. — Am Weg zum Heile steht: Wandrer, eile! — Des Menschen Zorn thut, was vor Gott ist schlimm: soll Gott dir hold seyn, zähme deinen Grimm. — Nichts Irdisches zerstreue meinen Sinn, wenn ich mit meinem Gott beschäftigt bin. — Der Mensch ist reichbegabt und hochgesinnt, der jeden Tag mit Gottes Lob beginnt.

185.

Gebet am Morgen und am Abend.

Wie fröhlich bin ich aufgewacht, wie hab' ich geschlafen sanft die Nacht!
Hab Dank im Himmel, Du Vater mein, daß Du hast wollen bei mir seyn.
Nun sieh auf mich auch diesen Tag, daß mir kein Leid geschehen mag.

* * *

Guter Vater im Himmel Du, meine Augen fallen zu.
Will mich in mein Bettlein legen: gib nun Du mir Deinen Segen.
Lieber Gott, das bitt' ich Dich, bleibe bei mir, hab Acht auf mich.

186.

Tischgebet.

Wir danken Gott für Seine Gaben, die wir von Ihm empfangen haben,
Und bitten unsern lieben Herren, Er woll' uns hinfort mehr bescheren,
Er woll' uns speisen mit Seinem Wort, daß wir satt werden hier und dort.
Ja, lieber Gott, Du wollest uns geben nach dieser Zeit das ewige Leben.

187.

Morgen- und Abend-Gebet.

Vergangen ist die finstre Nacht, und ich bin fröhlich aufgewacht.
Was geb' ich Dir, Du Gott des Lichts? Ich armes Kind, ich habe nichts,

Als daß ich Dir aus Herzensgrund recht danke für den Schlaf,
Und Dir versprech mit Herz und Mund: fromm will ich seyn und brav.

* * *

Die Sonne hat uns gute Nacht gegeben;
Die Schafe ziehen heim in's stille Haus.
Kein Vogel mag die Flügel mehr erheben;
Sie schlafen alle, und ihr Lied ist aus.
Nun leg auch ich mich hin zur Ruh,
Und schließ die müden Augen zu.
Ich bin noch schwach, ich bin noch klein:
Du, guter Gott, wirst bei mir seyn.
Dann fürcht ich nicht die finstre Zeit;
Ich weiß, mir widerfährt kein Leid.

188.

Des Kindes Morgenlied.

Wieder kommt der schöne Tag und der helle Sonnenschein.
Alles wird zur Freude wach; alles will lebendig seyn.
Alles schauet hin nach oben; alles jauchzet, singt und klingt.
Alles will den Schöpfer loben, der die Sonne wieder bringt.
Gott, Du lieber, frommer Geist, der mein lieber Vater ist,
Sey von mir auch hochgepreis't, der Du gut und gnädig bist,
Daß Du mich vor jedem Leide hast im tiefen Schlaf bedeckt,
Daß Du mich zu süßer Freude hast so freundlich aufgeweckt.
Halte mich auch diesen Tag, lieber Gott, in Deiner Hut,
Daß ich nichts begehen mag, was nicht löblich ist und gut.
Gott, behüte mir mein Leben in der Wahrheit treu und rein,
Laß die Engel mich umschweben und des Herzens Wächter seyn.
Lieber Gott, ich bin Dein Kind, ohne Dich ein Staub, ein Wurm,
Eine Feder vor dem Wind, ein verwelktes Blatt im Sturm,
In dem Weltmeer eine Welle, im Gebirg ein Körnlein Sand,
Ohne Leben, ohne Stelle, ziehest Du von mir die Hand.
Darum nimm Dein Kindlein an, das so gerne beten will.
Lieber Gott, o nimm mich an, mache mir die Seele still.
Mache mich von Herzen freundlich, redlich, fromm, von Trägheit frei;
Mache mich der Lüge feindlich, mache mich der Wahrheit treu.

189.

An einen Langschläfer.

Steh auf, du fauler Junge, du! Verschnarche nicht in träger Ruh' die schöne Morgenzeit. Die Sonn' steht hoch am Himmelszelt; es reget sich die ganze Welt zu neuer Thätigkeit.

Steh auf, du fauler Junge, du! Leg deine Kleider an im Nu, und wasch den Schlaf dir aus. Die Morgenröthe ist verträumt, das warme Frühstück ist versäumt; längst wacht das ganze Haus.

Steh auf, steh auf, Langschläfer, du! Du bringst fürwahr mit Schlafen zu den halben Lebenslauf. Das Sprüchlein merke: „Morgenstund hat für den Fleiß'gen Gold im Mund.“ Frisch auf, zur Arbeit auf!

190.

Steh früh auf!

Steh früh auf! Früh auf steht die Sonn' am Sommertag:
Daher ihr klarer Blick die Welt verklären mag.
Am Wintermorgen steht sie spät auf und verdrossen:
Bleibt ihr den ganzen Tag das Haupt vom Dampf umflossen.

191.

Am Morgen.

Die Nacht entfleucht; die Sonne steigt aus goldnem Wolkenmeere.
Sie kommt voll Pracht, und strahlt mit Macht zu ihres Schöpfers Ehre.
Schön blinkt der Thau auf bunter Au; der Vogel schwingt die Flügel.
Die Lämmer zieh'n durch Wiesengrün; schön duften Thal und Hügel.
Die Schöpfung lacht; der Wald erwacht, und alle Vögel loben
So wunderschön durch Thal und Höh'n den guten Vater droben.
Ihn lobt die Flur; all die Natur singt ihrem Schöpfer Lieder.
Er ist so treu, und immer neu kommt Seine Güte wieder.

192.

Abendlied.

Kommst, stiller Abend, wieder auf unsre kleine Flur!
Dir tönen unsre Lieder; wie schön bist du, Natur!
Schon steigt die Abendröthe herab in's kühle Thal.
Bald glänzt in sanfter Röthe der Sonne letzter Strahl.
Allüberall herrscht Schweigen; nur schwingt der Vögel Chor
Noch aus den dunklen Zweigen den Nachtgesang empor.
Kommst, lieber Abend, wieder auf unsre kleine Flur!
Dir danken unsre Lieder, Dir, Vater der Natur!

193.

Gute Nacht.

Gute Nacht! Allen Müden sey's gebracht.
Neigt der Tag sich still zu Ende, ruhen alle fleiß'gen Hände,
Bis der Morgen neu erwacht. Gute Nacht!

Gute Nacht! Schlummert, bis der Tag erwacht.
Schlummert, bis der neue Morgen kommt mit seinen neuen Sorgen,
Ohne Furcht; der Vater wacht. Gute Nacht!

194.

Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen!

Eh die Sonne verschwindet vom Himmelszelt,
Eh uns umhüllet die Nacht,
Sey Friede mit der ganzen Welt,
Mit jeglichem Feind gemacht!
Wer Zorn und Haß über Nacht behält,
Wer weiß, ob er morgen erwacht?

195.

Am Abend wird man klug für den vergangnen Tag,
Doch niemals klug genug für den, der kommen mag.

196.

Abendglöcklein.

Glöcklein, Abendglöcklein, läute Frieden, Freude
Allen Menschen zu.
Helle laß dein Lied erschallen, und bring allen
Eine sanfte Ruh.
Ruhe dem, der sorgt und weint, Ruh dem Freund und auch dem Feind.
Allen Lieben bringe du Ruhe, und mir auch dazu.

197.

Wanderers Nachtlied.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

198.

Schall der Nacht.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall! laß deine Stimm mit Freudenschall auf's lieblichste erklingen! Komm, komm, und lob den Schö-

pfer dein, weil andre Vögel schlafen ein, und nicht mehr mögen singen. Laß dein Stimmlein laut erschallen; denn vor allen kannst du loben Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein, und wir im Finstern müssen seyn, so können wir doch singen von Gottes Güt' und Seiner Macht, weil uns kann hindern keine Nacht, Sein Loben zu vollbringen. Drum dein Stimmlein laß erschallen; denn vor allen rc.

Echo, der wilde Widerhall, will seyn bei diesem Freudenschall, und lässet sich auch hören, verweist uns alle Müdigkeit, der wir ergeben allezeit, lehrt uns den Schlaf bethören. Drum dein Stimmlein laß erschallen; denn vor allen rc.

Die Sterne, so am Himmel steh'n, sich lassen Gott zum Lobe seh'n, und Ehre Ihm beweisen. Die Eul' auch, die nicht singen kann, zeigt doch mit ihrem Heulen an, daß sie auch Gott will preisen. Drum dein Stimmlein laß erschallen; denn vor allen rc.

Nur her, mein liebstes Vögelein! wir wollen nicht die faulsten seyn, und schlafen liegen bleiben, vielmehr, bis daß die Morgenröth' erfreuet diese Wälderöd', das Lob des Höchsten treiben. Laß dein Stimmlein laut erschallen; denn vor allen rc.

199.

Wanderers Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht; noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.
Wie still des Waldes weiter Raum! Die Vöglein zwitschern nur im Traum;
Kein Sang hat sich erschwungen.
Ich hab mich längst in's Feld gemacht, und habe schon dieß Lied erdacht,
Und hab es laut gesungen.

200.

Wandersmann und Lerche.

Lerche, wie früh schon fliegest du jauchzend der Morgensonne zu! — Will dem lieben Gott mit Singen Dank für Leben und Nahrung bringen. Das ist von Alters her mein Brauch. Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang, und wie er schritt mit munterm Gang, war es so wohl, so hell der zwei'n im lieben, klaren Sonnenschein. Und Gott hörte im Himmel droben mit Wohlgefallen ihr Danken und Loben.

201.

Danket dem Herrn; denn Er ist freundlich.

Die Lerche hat erspüret ein Würmlein in dem Feld.
Nun weiß sie, daß gebühret auch Dank dem Herrn der Welt.
Da rauscht sie aus den Schlüften und Furchen schnell hervor,
Und schaukelt sich in Lüften, schwingt sich und schwebt empor,
Und singt und jubiliret so, daß es schallt und gellt,
Und jauchzt und tiriliret dem großen Herrn der Welt.
Und hast du's schon gesehen, mein Kind, und hast's gehört,
So wirst du auch verstehen, was dich das Lerchlein lehrt.

202.

Selig sind, die reines Herzens sind.

Ein Kindesherz soll seyn wie die Lilie so rein,
Wie der Thau so klar, wie der Spiegel so wahr,
Wie der Quell so frisch, wie die Vöglein im Gebüsch
Vergnügt und froh. Ach so, ja so,
Als flög' es mit den Engeln gleich
Zu Gottes Sohn in's Himmelreich.

203.

Der Glaube.

Mit dem Vogel sind geflogen seine Kinder über's Meer. Droben ward der Himmel trüber; drunten brausten Sturmeswogen; und die Kinder klagten sehr: Ach, wie kommen wir hinüber? Nirgend will ein Land uns winken; und die müden Schwingen sinken.

Aber ihre Mutter sagt: Kinder, bleibet unverzagt! Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen unaufhaltsam einen Zug, neuen Frühling zu gewinnen? Auf! in Jenem ist kein Trug, der die Sehnsucht uns gegeben. Er wird uns hinüber heben, und euch trösten balde, balde in dem jungbelaubten Walde.

204.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenseit des Meers, zu zieh'n. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht

Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er,
In sich gekehrt; „ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
Mir auf der Reise geh'n, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug.
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt den Zug, und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück, und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das bessre Land,
Den mildren Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Ihn rettete des Allbarmherz'gen Hand;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.
Ihr, die des Unglücks schwere Bürde drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur.
Jenseits des Grabes gibt's ein bessres Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

205.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle, schauet still in's Thal hinab.
Drunten singt bei Wies' und Quelle froh und hell der Hirtenknab.
Traurig tönt das Glöcklein nieder, schauerlich der Leichenchor.
Stille sind die frohen Lieder; und der Knabe lauscht empor.
Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe! dir auch singt man dort einmal.

206.

Wohl endet Tod des Lebens Noth;
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.

207.

Das Grab.

Das Grab ist tief und stille, und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle ein unbekanntes Land.
Das Lied der Nachtigallen tönt nicht in seinem Schoos;
Der Freundschaft Rosen fallen nur auf des Hügels Moos.
Verlassne Bräute ringen umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen nicht in der Tiefe Grund.
Doch sonst an keinem Orte wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte geht man der Heimath zu.
Das arme Herz, hienieden von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden, nur wo es nicht mehr schlägt.

208.

Am Grabe eines bewährten Jüngers Christi.

Am Grabe steh'n wir stille, und säen Thränensaat:
Des lieben Pilgers Hülle, der ausgepilgert hat.
Er ist nun angekommen; wir pilgern noch dahin.
Er ist schon angenommen; der Tod war ihm Gewinn.
Er schaut nun, was wir glauben; er hat, was uns noch fehlt.
Ihm kann der Feind nichts rauben, der uns versucht und quält.
Ihn hat nun als den Seinen der Herr dem Leid entrückt;
Und während wir hier weinen, ist er schon hoch beglückt.
Er trägt die Lebenskrone, und hebt die Palm' empor,
Und singt vor Gottes Throne ein Lied im höhern Chor.
Wir armen Pilger gehen hier noch im Thal umher,
Bis wir ihn wiedersehen, und selig sind wie er.

209.

Sprüche.

Was ist dem Gotteskind der Tod?
In Schiffbruchsnoth ein Rettungsboot.
Was ist dem Gotteskind das Leben?
Ein Pfand zum ew'gen Heil gegeben.
Was ist dem Gotteskind der Schmerz?
Ein Vaterruf: Flücht an Mein Herz.
Was ist dem Gotteskind das Glück?
Aus ew'gem Schatz ein Kleinodsstück.
Was ist dem Gotteskind das All?
Ein Haus voll sel'gem Liebesschall.



1010

L. D.

Hornung